

«Nazi»: Die famose Karriere eines Kampfbegriffs

Nummer 8 – 24. Februar 2023 – 91. Jahrgang  
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## Weltkultur aus Basel

Die Genialität der protestantischen Fasnacht.

*Dominik Heitz*

## Familienfilz im Bundeshaus

Die Bande zwischen Politik, Medien und Verwaltung sind eng. *Hubert Mooser*

## «Der Westen hat den Krieg provoziert»

Der amerikanische Geopolitik-Professor John J. Mearsheimer über die Fehler der USA in der Ukraine. *Roger Köppel*

Einer wie **Cary Grant**  
Tom Kummer trifft  
den Gentleman der Mitte,  
Gerhard Pfister

706900 207761 7  
80

**INKL.  
FRISIER-TIPPS  
VON DER  
STEUER-  
BERATERIN.**



**Wo gute Gespräche beim  
Einkaufen noch dazu gehören.**

Im Volg hat eine spontane Unterhaltung genauso Platz, wie die vielfältigen Produkte des Alltags. Immer in der Nähe, immer überschaubar und stets mit einer persönlichen Note, prägt Volg mit seinen rund 600 Läden das Dorfleben in der Schweiz.

**Volg**  
*frisch und freundlich*

## Völkerrechtswidriger Angriffskrieg?

Eine Unwahrheit wird nicht wahrer, indem man sie dauernd wiederholt. Der frühere legendäre Chef der *Washington Post*, Ben Bradlee, sagte: «Glauben Sie nie, was Ihnen Ihre Regierung erzählt.» Journalismus ist die Freiheit, alles zu hinterfragen, nichts zu glauben.

Also: Hinterfragen wir, was seit einem Jahr in den stehenden Wortschatz der Berichterstattung über die Ukraine eingegangen ist und damit die Wahrnehmung, die Beurteilung und die daraus abgeleitete Politik im Westen bestimmt. Es handelt sich um eine Wahrheit, die niemand mehr bei uns bezweifelt, die alle wiederholen, mehr noch: die alle wie ein sprachliches Parteiabzeichen vor sich hertragen, um anzuzeigen, dass sie auf der richtigen Seite der Geschichte stehen.

Diese Wahrheit, präziser: diese Behauptung hat inzwischen den Status eines fast heiligen Dogmas erlangt, weil sie das Fundament einer ganzen Weltanschauung und Welteinteilung bildet, aus dem unser, der westliche Teil des Planeten seine moralische Selbstrechtfertigung ableitet, nämlich das Gute zu verkörpern und nichts als das Gute, während alle, die sich diesem Anspruch entgegenstellen, logisch zwingend die Bösen sein müssen. Ähnlich dürfte es sich seinerzeit angefühlt haben, als die nachgeborenen Söhne europäischer Adelige das Handicap ihrer Abstammung, das sie von der Erbfolge ihrer elterlichen Güter ausschloss, dadurch zu überwinden suchten, dass sie sich mit anderen Adeligen und einem Kreuz auf der Brust aufmachten, um im Osten die «Ungläubigen» abzuschlachten, die heiligen Stätten der Bibel zu erobern, getragen und beflügelt vom Gefühl, sie würden den Willen Gottes auf Erden vollstrecken.

Dieser gefährliche Rausch, eine Art moralische Selbsthypnose, scheint wieder mal vom Westen Besitz zu ergreifen, diesmal nicht gegen die als Heimsuchung Gottes interpretierten «Sarazenen», sondern gegen einen anderen angeblichen Auswurf der Hölle, nämlich die Russen und ihren teuflischen Führer Wladimir Putin, diesen in unseren Medien längst zum Monster entmenschten Unhold, den es zu bestrafen, besser: ein für alle Mal unschädlich zu machen gilt.

Anders als in früheren Zeiten sind es nun nicht die Päpste und Pfaffen, die den Kreuzrittern die Schwerter salben. Anstatt auf die Bibel berufen sie sich auf eine andere heilige Schrift, das sogenannte Völkerrecht, das zwar nicht von den Völkern, aber doch wenigstens von den Regierungen geschaffen und von diesen bei Bedarf so zurechtgebogen wird, dass es sich, wie einst

das Wort Gottes, jeweils exakt mit den Machtinteressen der Machthabenden deckt.

Diese Wahrheit, die alle bei uns auch nach einem Jahr, als seien sie ihrer Sache doch nicht so sicher, wie es scheint, fast zwanghaft, wie ein Glaubensbekenntnis nachbeten, lautet: Vor einem Jahr habe Russland einen «völkerrechtswidrigen Angriffskrieg» gegen den souveränen Staat Ukraine gestartet und sich damit ins Unrecht gesetzt. Der Westen sei somit automatisch befugt, alles zu unternehmen, um den Rechtsbrecher zu stoppen, die kriminellen Angreifer zur Strecke zu bringen.

Die Frage, die niemand bei uns stellt, zu stellen wagt, weil damit bereits im Ansatz ewige Verdammnis, der Ausschluss aus der Gemeinschaft der Zivilisierten, der Anständigen und moralisch Empfindsamen droht, lautet: Stimmt das eigentlich? Ist es wirklich so, dass Russland vor einem Jahr das Völkerrecht so krass und eindeutig zertrümmerte, wie das heute geschrieben und wiederholt wird? Hat es zu dieser Frage jemals eine solide wissenschaftliche oder gerichtliche Untersuchung gegeben, Beweiserhebung, Anklage und Verteidigung? Oder handelt es sich um eine sich selbst genügende, sich selbst rechtfertigende Vorverurteilung, ein Urteil jener Gerichtshöfe der Moral, die keinerlei Prozessordnung kennen?

Steinigt mich, aber allein die Tatsache, dass es verboten ist, diese Frage zu stellen, geschweige denn anders zu beantworten als befohlen, ist Grund für Misstrauen. Nur schon die Art und Weise, wie wir über dieses Thema diskutieren beziehungsweise eingeschüchtert jede Diskussion darüber vermeiden, ist ein untrügliches Zeichen, dass etwas faul sein muss. Wenn Journalismus eine Aufgabe hat, dann ist es das schonungslose Bezweifeln von allem, was für wahr und «alternativlos» ausgegeben wird.

Die russische Regierung jedenfalls stützt sich bei ihrer «militärischen Spezialoperation» auf Artikel 51 der Uno-Charta, also auf Völkerrecht, genauso wie sich damals die Nato und der Deutsche Bundestag auf diesen Paragraphen beriefen, als man dem eben unabhängig gewordenen, sich von Serbien einseitig losgesagt habenden Kosovo militärisch zu Hilfe eilte, um einen, wie es hiess, drohenden Genozid der Serben an den Kosovaren zu verhindern.

Ähnlich argumentierten im letzten Jahr Russlands Präsident Putin und Aussenminister Lawrow. Sie hätten mit ihrem Eingreifen einem mörderischen, genozidalen Bürgerkrieg der ukrainischen Regierung gegen die Zivilbevölkerung in den Donbass-Gebieten Einhalt geboten. Auch hier war der Militärintervention eine, analog zum Kosovo gegenüber Belgrad, einseitige Loslösung der Donbass-Republiken Donezk und Lugansk von Kiew im Februar 2022 vorausgegangen.

Niemand bestreitet, dass es vor der Eskalation vor einem Jahr einen Bürgerkrieg auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetrepublik Ukraine gegeben hatte. Ebenso unbestritten ist, dass diesem Bürgerkrieg seit 2014 rund 14 000 vor allem russischsprachige Zivilisten zum Opfer gefallen sind. Berichte der europäischen Sicherheitsagentur OSZE bestätigen überdies verschärftes Artilleriefeuer der ukrainischen Regierungstruppen auf den Donbass im Februar 2022, vor Putins Einmarsch.

Ich bin nicht Völkerrechtler. Ich kann diese Sachverhalte nicht entscheiden. Aber ich bin überzeugt, dass die Art und Weise, wie die Frage der Kriegsschuld bei uns tabuisiert wird, indem man ihre Beantwortung immer schon als unhinterfragbar voraussetzt, kein Massstab sein kann, keine Grundlage der Erkenntnis. Journalisten haben die Freiheit, nichts zu glauben, was ihre Regierungen behaupten. Verzichteten sie darauf, diese Freiheit in Anspruch zu nehmen, gerät unsere Demokratie, unsere freiheitliche Ordnung in Gefahr. R. K.

Die Schweizer Lösung  
gegen Schmerzen.



THE MEDICAL SWISS  
AIR-CUSHION SHOE.

kybun  
Switzerland

[www.kybun.swiss](http://www.kybun.swiss)

# Genialität der Basler Fasnacht, Tom Kummer trifft Gerhard Pfister, Reportage aus dem Donbass, Putins Architekt, Ukraine-Sonderheft

An der Basler Fasnacht zeugen die disziplinierten Trommler und Pfeifer vom protestantischen Geist. Alkoholische und sonstige Ausschweifungen sind selten. Jedes Gegröle ist tabu, denn es würde die ruhigen, in fast meditativem Gleichschritt vorbeiziehenden Formationen stören. Auch wird in Basel streng zwischen Zuschauern und aktiven Fasnächtlern unterschieden; man kann sich nicht mit etwas Schminke und einem billigen Kostüm ins Gewimmel stürzen. Hoch sind die künstlerischen Ansprüche an die Laternen, Larven und Schnitzelbanken. Wie es dazu kam, berichtet Dominik Heitz, Historiker, aktiver Fasnächtler und langjähriger Lokalredaktor der *Basler Zeitung*. **Seite 12**

Mit der Ernennung des Journalisten Christoph Lenz zu ihrem Co-Informationsschef hat Bundesrätin Elisabeth Baume-Schneider das leidige Thema Familienfilz in Politik und Verwaltung ungewollt aufs Tapet gebracht. Lenz ist der Lebenspartner der grünen Ständerätin Lisa Mazzone aus Genf. Solche erotischen Kreuz- und Querverbindungen gehören im Bundeshaus zum Alltag – und geben trotzdem kaum zu reden. **Seite 28**

Mit dreizehn Jahren las er bereits Nietzsche, später doktorierte er in Literatur und Philosophie. Eigentlich wollte sich unser Autor mit Die-Mitte-Chef Gerhard Pfister ausschliesslich über Bücher unterhalten. Besonders über den Lyrikband von Kummers musikalischem Helden,



64 Seiten *Fakten und Meinungen*.

Nick Cave, «The Sick Bag Song», der auf Pfisters sagenhafter Best-of-Liste steht. Doch beim Spaziergang durch Bern kam ihnen dann immer wieder ein sowohl emotional wie politisch aufgeladener Begriff in die Quere: Die Mitte. Ein Sehnsuchtsort. **Seite 40**

Als Luca Steinmann am 18. Februar 2022 über Russland in den Donbass einreiste, konnte er nicht ahnen, dass Moskau wenige Stunden später die Grenzen dieser Region schliessen würde, um Berichte über den Angriff Russlands zu verhindern. Seither ist Steinmann im Heer der

Kriegsreporter eine Ausnahme: Der Schweizer Journalist verfolgt den Ukraine-Krieg, indem er russische Soldaten begleitet, sie beobachtet und sie interviewt. Für seine Arbeit wurde er mit mehreren Journalistenpreisen ausgezeichnet. Lesen Sie seine Reportage über die Lage an der russisch-ukrainischen Front. **Seite 46**

Lanfranco Cirillo, ein italienisch-russischer Doppelbürger, gilt in Russland als Star-Architekt, als Baumeister der Oligarchen. 44 der reichsten Russen zählen zu seinen Kunden, für die der 63-Jährige Prunkbauten, ja Schlösser errichtete. Schlechter ist sein Ruf im Westen. Im Film «Putins Palast» des Kremlkritikers Alexei Nawalny wird er als «Putins Architekt» gebrandmarkt, als Baumeister des Bösen. Im Gespräch mit der *Weltwoche* spricht der gebürtige Venezianer über seine Wahlheimat Moskau, den Kremlherrscher und die schiefen Vorstellungen des Westens über Russland. **Seite 50–55**

Seit dem russischen Angriff auf die Ukraine vom 24. Februar 2022 herrscht im Westen eine gereizte, mitunter hysterische Anti-Russland-Stimmung. «Putin-Versteher» ist zum Schimpfwort geworden, als ob das Nichtverstehen dem Verstehen vorzuziehen sei. Die *Weltwoche* hält dagegen: Als Beilage zu dieser Ausgabe liefern wir Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, auf 64 Seiten die wichtigsten Fakten und Meinungen aus allen möglichen Perspektiven zum Ukraine-Krieg.

*Ihre Weltwoche*

## IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

**Kundenservice:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



**8 Tage ab  
CHF 1590\* p.P.**

Nördliches Dalmatien für Geniesser

**NEU TROGIR-ŠIBENIK-HVAR-SPLIT-TROGIR**

**MV THURGAU ADRIATICA** \*\*\*\*

Schinken, Honig, Wein und Olivenöl – neben Natur und Geschichte Kroatiens steht diese 8-tägige Insel- und Küstenfahrt ganz im Zeichen von Genuss. So degustieren Sie den berühmten «Drniški pršut» Schinken und erfahren in einer Imkerei mehr über den begehrten Honig. Ein Besuch des Olivenöl-Museums gibt Einblicke in die Herstellung des kostbaren Öls. Dass kroatische Weine ausgezeichnet sind, erleben Sie während einer Degustation in einer kleinen Kellerei im Dorf Kuna. Ein Höhepunkt ist die Besichtigung der Altstadt von Hvar mit ihren zahlreichen Renaissance-Bauten aus dem 15. Jahrhundert. Berühmtheit erlangte die Insel Korčula als Geburtsort des Seefahrers Marco Polo.

**Reisedaten 2023 Es het solangs het Rabatt**

15.04.–22.04.	700	30.09.–07.10.	700
22.04.–29.04.	600	07.10.–14.10.	700
23.09.–30.09.	600		

**Unsere Leistungen**

- Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie
- Mahlzeiten gemäss Programm
- Alle Ausflüge und Transfers gemäss Programm
- Thurgau Travel Kreuzfahrtleitung
- Audio-Set bei allen Ausflügen

**Preise pro Person in CHF (vor Rabattabzug)**

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	2290
2-Bettkabine Hauptdeck	2590
1-Bettkabine Hauptdeck	2790
2-Bettkabine Oberdeck vorne	2990
2-Bettkabine Oberdeck	3090
2-Bett Promenadendeck <sup>(5)</sup> , Nr. 315	2990
2-Bettkabine Promenadendeck <sup>(5)</sup>	3190
2-Bettkabine VIP Promenadendeck <sup>(5)</sup> , mit eigenem Aussenbereich	4090
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	990
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck	1090
Flug Zürich–Split–Zürich inkl. Taxen und Gebühren	390

<sup>(5)</sup> Nicht zur Alleinbenutzung möglich



Informationen oder buchen  
thurgautravel.ch  
Gratis-Nr. 0800 626 550



MV Thurgau Adriatica \*\*\*\*



**THURGAU  
TRAVEL**

Weitere attraktive Reisen!



**8 Tage ab CHF 1590 p.P.**

Savoir-vivre auf Saône und Rhône  
**NEU LYON-ARLES-LE POUZIN**  
MS LORD BYRON \*\*\*\*

**NATURPARADIES CAMARGUE**

STADTRUNDGANG MIT SENFVERKOSTUNG IN DIJON

**Reisedaten 2023**

Lyon–Le Pouzin	Le Pouzin–Lyon
11.05.–18.05.	18.05.–25.05.
28.06.–05.07.	05.07.–12.07.
22.08.–29.08.	29.08.–05.09.



**8 Tage ab CHF 1690 p.P.**

Lebensfrohes Saarland  
**SAARBRÜCKEN-TRIER-METZ-NANCY**  
MS THURGAU CASANOVA \*\*\*\*

**NATURWUNDER SAARSCHLEIFE**

TRIER – ÄLTESTE STADT DEUTSCHLANDS

**Reisedaten 2023**

Saarbrücken–Nancy	Nancy–Saarbrücken
05.04.–12.04. <sup>(7)</sup>	12.04.–19.04.

<sup>(7)</sup> 50 % Rabatt auf Zuschlag zur Alleinbenutzung



**7 Tage ab CHF 990 p.P.**

Auf dem Fluss zum vollen Genuss  
**BASEL-TRABEN-TRARBACH-BASEL**  
MS EDELWEISS \*\*\*\*+

**MOSELSTADT TRABEN-TRARBACH**  
INKLUDIERTES GENIESSER-SPECIAL

**Reisedaten 2023**

16.04.–22.04.	21.09.–27.09.
09.09.–15.09.	27.09.–03.10.
15.09.–21.09.	

Amriswilerstrasse 12 | 8570 Weinfelden | Tel. 071 552 40 00 | info@thurgautravel.ch



*Machtspiele:* Biden, Selenskyj. Seite 22



*Baumeister der Oligarchen:* Lanfranco Cirillo. Seite 50



*Eros regiert:* Marti, Glättli. Seite 28

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung  
Zahmer Kriegsherr
- 9 Peter Rothenbühler  
Lieber Marco Odermatt
- 10 Tagebuch Mustafa Atici
- 11 Bern Bundeshaus  
In der Traumwelt von Mattea Meyer
- 12 Weltkultur aus Basel  
Genialität der protestantischen Fasnacht
- 14 Weisheit des Herzens
- 19 Personenkontrolle
- 19 Inside Washington
- 20 Mörgeli  
Unter fremder Flagge
- 20 Ulrike Herrmann  
Falsche Fans des Kapitalismus
- 21 Peter Bodenmann  
Bastien Girod, CO<sub>2</sub>-Dreckschleuderer
- 22 John J. Mearsheimer  
Der Westen hat den Krieg provoziert»
- 26 Pharrell Williams Der Musikproduzent  
wird Kreativchef von Louis Vuitton
- 27 Kurt W. Zimmermann  
Borer, Walder, Canonica, Spiess
- 28 Familienfilz im Bundeshaus  
Die Bande sind eng, sehr eng
- 30 Grüner Asyl-Klartexter Jens Marco Scherf  
hinterfragt die Migrationspolitik
- 31 Herodot
- 32 «Nazi» Famose Karriere eines  
Kampfbegriffs

- 34 Der Groschen ist zu spät gefallen  
Ignazio Cassis' historischer Fehler
- 35 Anabel Schunke  
Einigkeit durch Trennung?
- 36 Washingtons Echokammer Amerikas  
Machtdemonstration in München
- 38 Leben und Simulation  
Wann kommt die Planwirtschaft 2.0?
- 39 Ein kleines bisschen Aufmerksamkeit  
Auf Influencer folgen die Defluencer
- 40 Einer wie Cary Grant  
Tom Kummer trifft Gerhard Pfister
- 44 Lasst die Ermittlungen beginnen  
Analyse von Alan Dershowitz
- 45 Tamara Wernli  
Das passiert, wenn man nicht gendert
- 46 Reportage von der Front Der Wind heult,  
am Himmel sausen die Raketen
- 48 Auto-Industrie Die EU gefährdet  
Hunderttausende Arbeitsplätze
- 49 Kantonsspital Winterthur  
Gender-Doppelpunkt fällt
- 50 «Es herrscht eine Russophobie»  
Der italienisch-russische Architekt  
Lanfranco Cirillo im Interview
- 56 Leserbrief
- 57 Nachrufe Raquel Welch, Tony Marshall
- 58 Beat Gygi  
Zum Glück gibt es den Mietmarkt

## LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Wassili Grossman Im Zweiten Weltkrieg  
wurde er zum unsterblichen Dichter

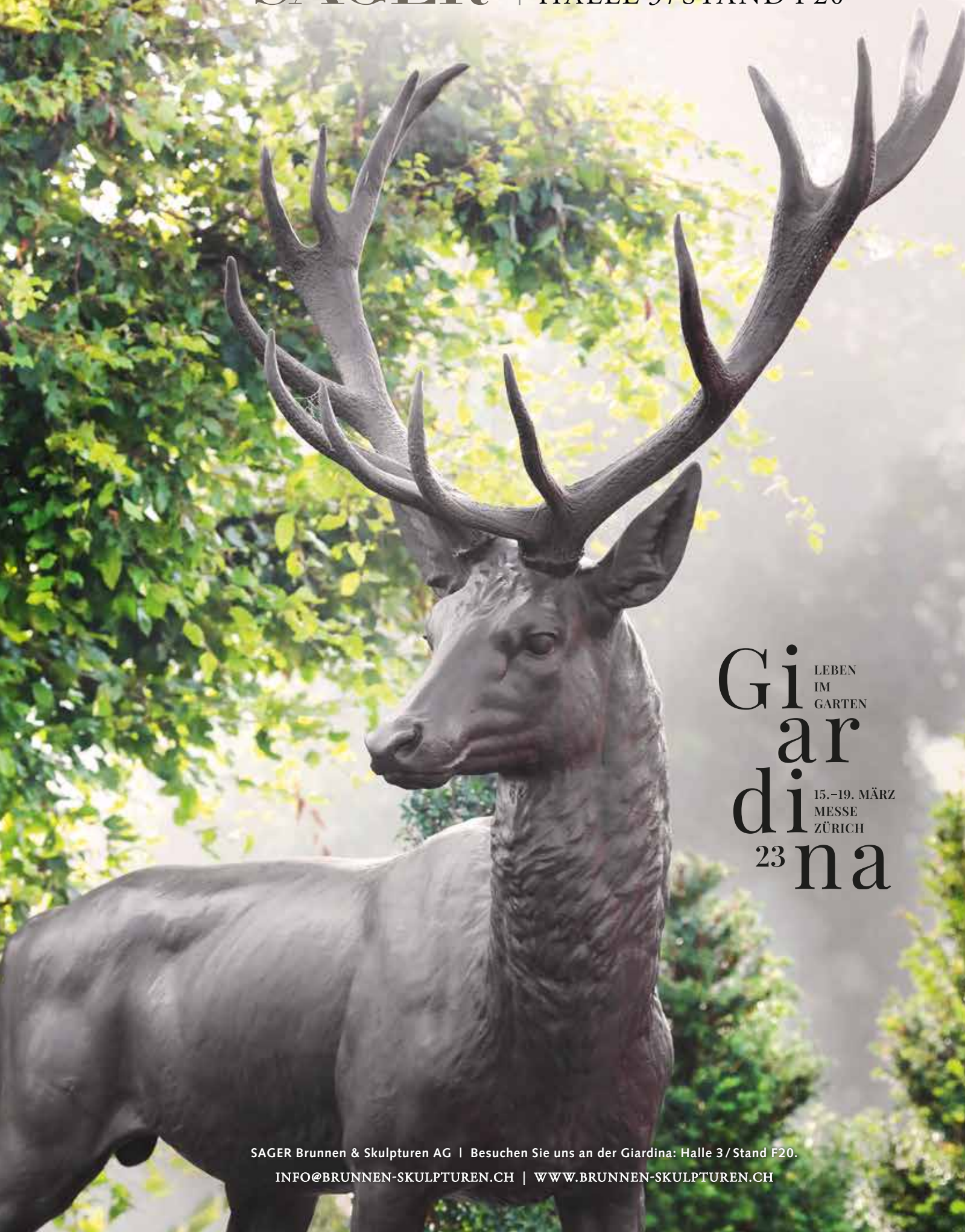
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Maler der Stille  
Johannes Vermeers Geheimnis
- 68 Fernsehen
- 68 Film «Tar»
- 69 Podcast «The Rest is History»
- 70 Architektur Owen Hopkins
- 71 Klassik Paul Dessau: «Lanzelot»
- 71 Jazz  
Gianluigi Trovesi, Stefano Montanari

## LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Frauen
- 74 Thiel Rom
- 74 Häuser
- 75 Was macht eigentlich?  
Iouri Podladtchikov
- 76 Essen und Wein
- 77 Auto
- 77 Objekt der Woche
- 78 Bei den Leuten  
Everest im Bündnerland
- 80 Zeitzeichen
- 80 Fragen Sie Dania
- 82 Das indiskrete Interview  
Moo Malika, Sängerin

SAGER

SKULPTUREN  
HALLE 3/STAND F20



Gi  
ar  
di  
na  
LEBEN  
IM  
GARTEN  
15.-19. MÄRZ  
MESSE  
ZÜRICH  
23

SAGER Brunnen & Skulpturen AG | Besuchen Sie uns an der Giardina: Halle 3/Stand F20.

INFO@BRUNNEN-SKULPTUREN.CH | WWW.BRUNNEN-SKULPTUREN.CH

# Zahmer Kriegsherr

Mit seiner Rede hat Putin alle enttäuscht. Westliche Kriegstreiber, aber auch sein eigenes Volk. Denn er versprach weder Sieg noch Frieden, nur ein trotziges «Weiter so».

Wolfgang Koydl

Eines ist Wladimir Putin mit seiner Rede zur Lage der Nation schon gelungen: Wieder einmal hat er die politischen und publizistischen Kreml-Astrologen in Washington, London und Berlin Lügen gestraft. Hatten sie ihn nicht gebrechlich und von Krankheiten geschwächt dargestellt? Hier ein Zittern in den Gliedmassen, dort ein aufgeschwemmtes Gesicht, sei es vom Alkohol oder von Medikamenten.

Doch der Mann, der vor die Abgeordneten der beiden Kammern des russischen Parlaments trat, war fit, kregel und gut drauf. Er strotzte vor Gesundheit, lieferte die neunzigminütige Rede ohne Zeichen von Schwäche ab. Der Kontrast zum senilen Gegenspieler in Washington hätte nicht grösser sein können.

## Gehälter und Renten stabil

Das war Enttäuschung Nummer eins. Enttäuschung Nummer zwei folgte, je länger man den Ausführungen lauschte. Hatte man nicht vorhergesagt, dass der Präsident säbelrasselnd, aggressiv und kriegslüstern auftreten werde – vor allem nach dem provokanten Besuch von US-Präsident Joe Biden 24 Stunden zuvor in Kiew? Ganz sicher werde Putin das nicht auf sich sitzen lassen und den Einsatz erhöhen. Das Mindeste sei eine erneute Drohung mit dem Einsatz von Atomwaffen, tönte es aus Denkfabriken und Redaktionsstuben.

Doch den Gefallen tat Putin ihnen nicht. Viel weniger aggressiv als erwartet, lauteten die ersten erstaunten Reaktionen im Westen. Er hat nur wiederholt, was er schon tausendmal gesagt hat, nur in milderer Form. Was war denn das für ein Putin?

Ein schwacher Putin. Denn der Kremlchef hat nicht nur die vermeintlichen Besserwisser im Westen mit seinen Ausführungen enttäuscht, sondern auch den eigentlichen Adressaten seiner Ansprache: sein eigenes Volk. Er bot den Russen nichts von dem, was sie erwarteten, ausser einem trotzigem «Weiter so». Es ist Krieg, und es wird noch lange Krieg sein.

Gewöhnt euch dran – egal, ob ihr milliardenschwere Oligarchen seid oder ein durchschnittlicher Iwan Iwanowitsch in Wladimir oder Wladiwostok.

Auch nach einem Jahr ist der Krieg im russischen Alltag noch nicht wirklich angekommen. Der Ausfall westlicher Importe wurde ausgeglichen, mit dem Rubel blieben Gehälter und Renten stabil, und Urlaub kann man auch im eigenen Land oder in Trinidad, Thailand



*Der Krieg werde noch lange dauern:* Putin.

oder der Türkei machen. Sicher, es sind Zehntausende von jungen Männern im Kampf in der Ukraine gefallen, und sie haben Hunderttausende Eltern, Geschwister, Freunde und

*Er bot weder die Aussicht auf einen schnellen Sieg, einen Waffenstillstand noch auf Verhandlungen.*

Partner. Aber das Land ist so weit, und bis jetzt sind Leid und Trauer hauptsächlich in entlegenen Gegenden angekommen und nicht in den Metropolen Moskau oder Sankt Petersburg.

Gleichwohl ging Putin auf wirtschaftliche Schwierigkeiten ein, doch eher nebenbei und

mit einem positiven Spin: Die Krise sei eine Chance für russische Start-ups und für Investoren. Kein Russe werde eine Träne für einen Oligarchen vergiessen, dessen Jacht im Westen beschlagnahmt, dessen Konto eingefroren wurde. Mit dieser populistischen Note klang schon der Wahlkampf an, in den Putin nächstes Jahr einsteigen wird.

Dennoch ist der Krieg präsent in Russland, und die Meinungen, Hoffnungen und Erwartungen der Russen zerfallen, grob gesagt, in zwei Hälften: Die einen hadern mit der ihrer Ansicht nach schwachen Leistung der eigenen Armee. Wie kann es sein, dass ihre grossartige Armee den ukrainischen Floh nicht längst zerdrückt hat? Warum werden nicht Kiew, Odessa oder Lwiw bombardiert?

Diese Gruppe wirft Putin immer offener vor, selbst ein Schwächling zu sein. War es nicht er, der zugelassen hatte, dass Biden die Ukraine besuchen konnte – nachdem Washington Moskau von der Reise unterrichtet hatte? Warum zündet er nicht die grossen Bomben?

## Absichten des Westens

Der andere Teil der russischen Bevölkerung mag zwar die Lesart des Kreml über die Notwendigkeit der «Speziellen Militäroperation» einsehen. Auch er ist überzeugt von finsternen, bösen Absichten des Westens gegen sein Land. Aber diese Menschen folgen einem zutiefst russischen Reflex und wünschen sich eine friedliche Lösung – so schnell wie möglich und vor allem mit einem slawischen Bruder-volk.

Putin aber hatte für keine der beiden Gruppen etwas im Angebot. Er bot weder die Aussicht auf einen schnellen, triumphalen Sieg noch die Möglichkeit eines Waffenstillstands, geschweige denn Verhandlungen.

Weder die Falken noch die Tauben kamen auf ihre Kosten. Stattdessen hatte er die schlimmste aller Botschaften: Der Krieg werde noch lange dauern – ohne Sieg, Niederlage oder Frieden.



# Lieber Marco Odermatt

Es fehlt nur noch die Heiligsprechung durch den Papst. Die höchste Ehrung aus Schweizer Sicht haben Sie schon erfahren: Odermatt ist ein Roger Federer. Heisst es. Einer zum Anfassen. Also noch besser als Federer, den eine gewisse Unnahbarkeit umströmt.

Nun, Sie wehren sich lachend gegen solche Komplimente, so viele Siege haben Sie noch nicht eingefahren. Sagen Sie. Aber eben: Gleich zwei Goldmedaillen an einer Ski-WM, das macht Ihnen nicht so schnell einer nach.

Eigentlich sind Sie heute so beliebt, weil Sie etwas anderes als schnelles Skifahren auszeichnet: Sie sind rundum ein lieber Kerl, und zwar mit allen. Stets gutgelaunt, immer ein nettes Wort für alle, die Gegner umarmen Sie im Zielraum, Sie sind fair, freundlich und hochanständig.

Das ist es, was uns allen so einfährt: Dieser Goldjunge mit der goldenen Laune ist eine



*Fair, freundlich und hochanständig:*  
Ski-Ass Odermatt.

Ausnahmeerscheinung. In einer Zeit, da so viele Menschen eine saure Miene machen, da so viele nur noch Weltuntergangsstimmung verbreiten, da die Angst vor der Zukunft schon in der Schule gepredigt wird, da von Gewalt in Bahnhöfen die Rede ist und in Städten wie Zürich die Menschen im öffentlichen Raum das

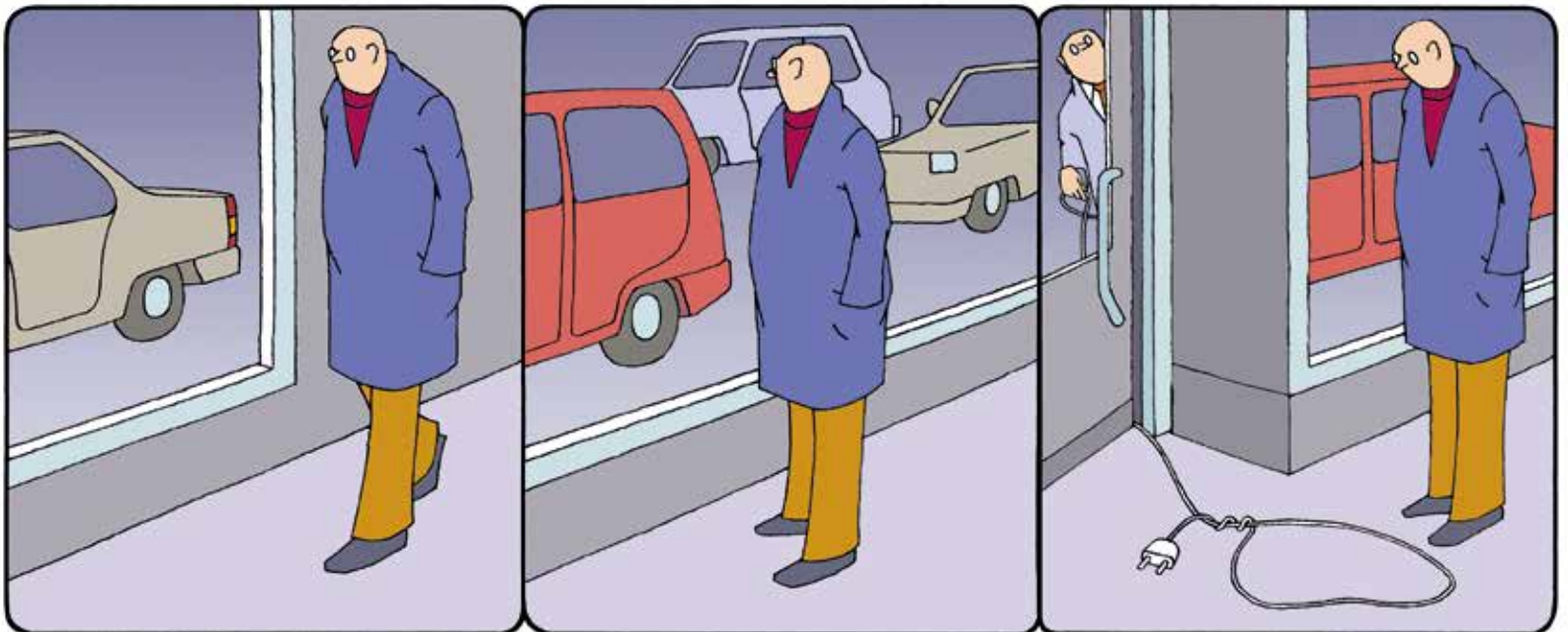
Lächeln verlernt haben. Da ein netter Gruss, auch für den Unbekannten, eine Seltenheit geworden ist.

Wir leben in Frieden und Wohlstand, aber es herrscht eine gewisse Kälte in der Gesellschaft. Wenn Figuren wie Albert Rösti oder Elisabeth Baume-Schneider auftauchen, die fröhlich lachen, auf Menschen zugehen und keine Machtallüren haben, wirkt das zunächst verdächtig. Man fragt sich: Dürfen die so fröhlich sein? Sehen die den Ernst der Probleme nicht?

Ich hoffe, die grosse Popularität wirft Sie nicht aus dem Gleichgewicht. Wer so hoch aufsteigt, fällt tief, wenn's mal nicht mehr geht. Ich hoffe aber vor allem, dass sich viele Menschen Ihr freundliches Wesen zum Vorbild nehmen. Es würde das ganze Land etwas aufheitern.

*Mit freundlichen Grüssen*  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

Mustafa Atici



**M**ontag, 6. Februar: Kurz vor dem Mittag blätterte ich entspannt auf meinem Handy durch die Neuigkeiten. Ich befand mich gerade in Taipeh, der Hauptstadt von Taiwan. Ich bin hier mit einer Gruppe von Parlamentariern. Der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine hat überparteilich den Wert guter Beziehungen zu Ländern in Erinnerung gerufen, die unsere Werte von Demokratie, Menschenrechten und Rechtsstaatlichkeit teilen. Die Beziehungen zu Demokratien müssen jetzt vertieft werden und nicht erst dann, wenn sie durch undemokratisch geführte Länder angegriffen werden. Für mich waren die Gespräche in Taiwan sehr wichtig. Ich verstehe das Land und dessen Bedrohung durch China nun besser.

Und plötzlich erreichte mich die Nachricht vom Erdbeben, das auch die Provinz Kahramanmaraş, wo ich herkomme, traf. Erschrocken rief ich sofort meine neunzigjährige Mama an. Ihre Pflegerin nahm weinend ab und sagte: «Wir sind jetzt auf der Strasse.» Zwar wurde Mamas Haus in Elbistan nicht zerstört, aber es folgten ständig Nachbeben. Sie erzählte, dass die Menschen versuchten, draussen Feuer zu machen, denn frühmorgens ist es unter null Grad kalt. Dann erfuhr ich, dass ein Onkel von mir und seine Frau noch unter den Trümmern lagen. Die Chance, sie zu finden, sank mit jeder Stunde. Mein Kopf fühlte sich an, als würde ich durch ein Gewitter laufen. Bilder von Trümmern und Asche prasselten auf mich ein. Seitdem klingelt mein Telefon ununterbrochen.

Auch ich versuchte, meine Kontakte in der Schweiz zu erreichen. Es ist eine verrückte Situation, ich sitze am gefühlten Ende der Welt, während mein Herkunftsgebiet in Trümmern

liegt und meine Schweizer Heimat ebenfalls so grausam weit weg ist. Diese Hilflosigkeit ist kaum auszuhalten. Ich telefonierte mit Amtsstellen und Parlamentariern zu Hause und mit meinen Kontakten in den kurdischen und alevitischen Vereinen in der Schweiz. Sie sind hervorragend organisiert. In der Schweiz leben mindestens 25 000 Menschen aus dieser Region. Bei allen herrscht eine Trauer, aber auch Misstrauen gegenüber der türkischen Regierung.

Bereits 1999 gab es in der Türkei ein Jahrhundertbeben mit der Stärke 7,6 und 18 000 Toten. Damals stellte man fest, dass die meisten Häuser nicht erdbebensicher gebaut worden waren – und daran hat sich leider nichts geändert. Beim jetzigen Erdbeben sind Häuser in sich zusammengebrochen, die nicht älter als drei Jahre waren. Es ist zum Verzweifeln! Leider

*Weiterhin wird im Bauwesen in grossem Stil getrickt, und die Baubehörden sind korrupt.*

haben es die staatlichen Institutionen versäumt, ihre elementarsten Aufgaben zu machen. Weiterhin wird im Bauwesen in grossem Stil getrickt, und die Baubehörden sind korrupt. Wenn dann Bauunternehmer verhaftet werden, soll das primär von der Mitschuld des Staats ablenken.

Taiwan ist ja bekanntlich auch ein Land, das stark von Erdbeben bedroht ist. Und natürlich hat das Erdbeben in der Türkei auch die Menschen in Taiwan beschäftigt. Das Land ist aber ganz offensichtlich gut vorbereitet, und die Sicherheitsmassnahmen werden rigoros durchgesetzt. Das nahm ich aber nur nebenbei wahr, denn meine Gefühle, mein Denken und mein Handeln waren ganz woanders.

Aus der Trauer und dem Misstrauen der Bevölkerung wächst schnell Wut, aber auch Tatkraft und ein starker Zusammenhalt – in den betroffenen Gebieten und in der Schweiz. Da muss ich der Schweiz einmal mehr ein Kränzchen winden – mit ihrer hochprofessionellen Katastrophenhilfe und der überwältigenden Solidarität, die zum Beispiel die über 24 Millionen Franken Spenden bei der Glückskette zeigen. Es ist schön, wieder in der Schweiz zurück zu sein. Danke.

**N**un müssen wir schauen, dass die Überlebenden den Winter vor Ort überstehen. Die Hilfswerke tun vor Ort ihr Bestes, aber gerade in den Dörfern herrscht nach wie vor eine enorme Not. Viele türkisch- und kurdischstämmige Familien wollen jetzt ihre Familienangehörigen für ein paar Wochen in die Schweiz einladen, bis zumindest die Temperaturen wieder etwas steigen. Da erwarte ich, dass die Schweiz diesen Menschen unbürokratisch entgegenkommt, damit sie während dieser schwierigen Zeit bei ihrer Familie sein können. Was spricht dagegen, wenn zwei Kinder, die ihre Eltern verloren und jetzt niemanden haben, der sich um sie kümmert, ein paar Monate in der Schweiz bei ihrem Onkel verbringen können? Die Familien übernehmen alle Kosten selber – und im Frühling sollen diese Menschen wieder zurück, denn für den Wiederaufbau werden sie dort dringend gebraucht. Ich zähle ganz fest auf die Kooperation der Schweizer Behörden – und bedanke mich bereits jetzt.

Mustafa Atici, 53, ist seit 2019 SP-Nationalrat des Kantons Basel-Stadt und seit 2013 Präsident der SP-Migrant:innen.

# In der Traumwelt von Mattea Meyer

Asylsuchende möchten arbeiten, dürfen aber nicht. Soll man ihnen eine Beschäftigung erlauben? Nein, man muss nur das Asylrecht korrekt umsetzen.

Wie viel Zuwanderung verträgt die Schweiz? Im SRF-«Club» diskutierte man kürzlich über diese Frage, und bei der Plauderrunde zugegen war auch SP-Co-Präsidentin Mattea Meyer, die am liebsten die ganze Welt in die Schweiz einladen würde. Die Zürcherin blieb sich auch an diesem Abend treu. Als der gegenwärtig grassierende Fachkräftemangel zur Sprache kam, fiel Meyer der Gesprächsleiterin ins Wort.

Sie habe sich erst tags zuvor mit einem Asylsuchenden aus Guinea unterhalten, der als Minderjähriger in die Schweiz gekommen sei. Neun Jahre lang habe er nicht arbeiten dürfen, obwohl er in dieser Zeit sogar zwei Lehrstellen angeboten bekommen habe. Diese habe er nicht annehmen dürfen, weil unser Asylgesetz das verbiete. Er habe jetzt aber zum Glück eine Hochbauzeichner-Lehre begonnen. Was Meyer zu vorgerückter Stunde am Fernsehen als leuchtendes Beispiel für Fleiss und Arbeitsmoral pries, ist der praktische Beweis dafür, dass unsere ohnehin etwas laschen Asylgesetze nicht effizient vollzogen werden.

## Über 60 Prozent bleiben hier

Denn der von Meyer beschriebene Afrikaner dürfte längst nicht mehr im Land sein. Was die Zürcher Linke wusste, aber nicht sagte: Das Asylgesuch dieses jungen Mannes aus Guinea wurde nach einem drei Jahre dauernden Verfahren abgelehnt. Er bezog danach Nothilfe vom Staat und hätte das Land streng nach Ge-

## In Bundesbern schaut man dem Treiben tatenlos zu und bezahlt brav weiter Pauschalen für Nothilfe.

setz verlassen müssen. Doch wie viele andere in dieser Situation blieb er illegal in der Schweiz und reichte später ein weiteres Asylgesuch ein, das dann plötzlich durchgewinkt wurde.

In einem Interview mit der SP-Onlinezeitung *Direkt* beklagte er sich kürzlich keck und frech über die hohen Hürden des Schweizer Asylwesens.

Das Asylgesetz ist keine Eintrittspforte für Arbeitsmigranten aus aller Herren Ländern. Wer an Leib und Leben bedroht ist, erhält bei uns Schutz, doch die meisten Asylsuchenden in Europa sind Wirtschaftsflüchtlinge aus den Armenhäusern der Welt, für die das Asylgesetz kein Bleiberecht vorsieht. Nur wurde



Linkes Märchen: SP-Präsidentin Meyer.

der eigentliche Sinn und Zweck des Asylrechts in den letzten Jahren verbogen. Ein Grossteil derer, die es in die Schweiz schaffen, darf dauerhaft bleiben. So beträgt die Anerkennungsquote für Asylsuchende laut dem Staatssekretariat für Migration knapp über 30 Prozent. Das ist auf den ersten Blick ein niedriger Wert. Zählt man diejenigen dazu, die zwar einen negativen Entscheid als Asylsuchende erhalten haben, aber im Land sind, also jene, die unter dem Titel «vorläufig Aufgenommene» figurieren, sind es bereits über 60 Prozent der Asylgesuchsteller, die man dauerhaft in unserem Land teils auf Staatskosten toleriert.

Hinzu kommen die Kriegsflüchtlinge aus der Ukraine mit Schutzstatus S. Inzwischen bietet die Schweiz aber auch den türkischen Erdbebenopfern eine Form von Asyl. Man will dafür Sondervisa ausstellen, wie die Staats-

sekretärin für Migration, Christine Schraner Burgener, vor einigen Tagen gegenüber Fernsehen SRF erklärte. Solche Extrawürste stören längst auch Freisinnige wie Ständerat Damian Müller (LU).

Es gibt aber auch viele Asylsuchende, deren Gesuche abgewiesen wurden – wie eben der Fall des aus Guinea stammenden jungen Mannes zeigt, den Meyer im «Club» erwähnte –, und die trotzdem hierbleiben. Von denen, die 2021 einen negativen Bescheid erhielten und Nothilfe bezogen, reiste knapp die Hälfte aus. Von denen, die keine Nothilfe bezogen, reiste bloss ein Drittel aus. Der Fehler liegt da nicht beim Bund, sondern bei Kantonen wie der Waadt, die beim Vollzug der Wegweisungen die Zügel schleifen lassen.

In Bundesbern schaut man dem Treiben fast tatenlos zu und bezahlt brav weiter Pauschalen für Nothilfe.

Es ist manchmal schon richtig, zwei Probleme gleichzeitig in den Fokus zu nehmen, so den Fachkräftemangel und die Rekordzuwanderung. Gerade für Asylsuchende investiert der Staat sehr viel Geld, unterstützt sie jahrelang, verschafft ihnen ein Dach über dem Kopf, finanziert Sprachkurse und ihre medizinische Versorgung. Was wäre da naheliegender, als dieses Potenzial zu nutzen.

## Keine Fachkräfte

Dass man mit Migranten aus Afghanistan, Syrien, Eritrea, Libyen, Marokko und Sri Lanka dem Fachkräftemangel entgegenwirken könnte, ist aber ein linkes Märchen, das einst von Bundesrätin Simonetta Sommaruga kultiviert wurde, als sie im Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement noch das Sagen hatte. Denn bei den meisten der Asylsuchenden handelte es sich nicht um Fachkräfte, sondern um Billigarbeiter sowie um Familiennachzügler. Sie füllen nicht die Lücken auf unserem Arbeitsmarkt, sondern vergrössern diese, weil für ihre Betreuung noch mehr Fachkräfte nötig sind.

Aber Co-Präsidentin Mattea Meyer und ihre Genossen bauen sich ihre eigene Traumwelt.

# Weltkultur aus Basel

Die protestantische Basler Fasnacht strahlt einen eigentümlichen Zauber aus. Sie ist eine Feier der Poesie und Selbstdisziplin.

*Dominik Heitz*

**E**s war die Basler Revolte des Jahrhunderts: Eine Horde Menschen stürmte am 8. Februar 1529 das Münster, schlug an der Fassade Heiligenstatuen kaputt, schleppte Altäre und «Götzenbilder» aus der Kathedrale und verbrannte sie auf dem Münsterplatz.

Der zerstörerische Anschlag gegen die Altgläubigen, der in Basel die Reformation einleitete, hätte auch für die wenige Tage zuvor durchgeführte Fasnacht das Ende bedeuten müssen. Denn in den anderen protestantischen Gebieten der Schweiz wurden die katholischen Fasnachtsfeierlichkeiten im Zuge der neuen Glaubensrichtung abgeschafft. In Basel dagegen hielten sie sich hartnäckig.

## Prinz Carneval hoch zu Ross

Eifrig war die Obrigkeit bestrebt, die Reformation auf allen Ebenen zu erzwingen. Mit immer neuen Erlassen und Massnahmen versuchte sie deshalb auch, das für die Fasnacht typische Trinken, Tanzen und ungezügelte Triebleben zu unterbinden. Doch in diesem reformierten Basel, wo man sonntags die Stadt nur verlassen durfte, wenn man einen Passierschein vorweisen konnte, der bezeugte, dass man in der Predigt war, dieses reformierte Basel schaffte es trotz eines Fasnachtsverbots aus dem Jahr 1546 nicht, das althergebrachte Brauchtum auszumerzen.

Wo lag die Renitenz versteckt? Es hat nicht zuletzt mit den in der Stadt stark verankerten Waffenmusterungen zu tun: Vorstadtgesellschaften und Kleinbasler Ehrengesellschaften, die in ihren Quartieren für Ruhe und Ordnung sorgten, führten einmal im Jahr – begleitet von Militärtambouren – Umzüge mit anschliessenden Banketten und Maskenbällen durch. Mit der Zeit entwickelten sich diese Umzüge zu Fasnachtsmärschen mit integrativem Charakter für die Quartierbewohner.

Die Obrigkeit gab schliesslich nach und erliess 1835 eine offizielle Genehmigung der Fasnachtsfeiern. In der Folge begann sich die Fasnacht an deutschen Karnevalsumzügen auszurichten: Der Prinz Carneval hoch zu Ross



*Esprit bâlois.*

trat auf, Wagen fuhren mit, Kostümierungen waren bestimmten Themen gewidmet. Die Fasnächtler fingen an, Karnevalszettel mit ge-

*Bis 1835 versuchte die Obrigkeit, das Trinken, Tanzen und ungezügelte Triebleben zu unterbinden.*

reimten Texten zu verteilen, und bald schon tauchten anstelle der verbotenen Fackeln die ersten Laternen auf.

Nach und nach verschwanden Musikvereine, Handharmonika- und Mandolinformationen aus den Umzügen. An ihre Stelle traten ausschliesslich die bereits vorhandenen Tambouren- und Pfeifergruppen sowie nach dem Zweiten Weltkrieg die rasant zunehmenden Guggenmusiken. Sie alle prägen heute das musikalische Gesicht der Basler Fasnacht.

Die Ironie an dieser Entwicklung: Was das protestantische Basel mit Verordnungen nicht schaffte, erreichte die Fasnacht bis zu einem gewissen Grad selber. Sie disziplinierte sich auf «protestantische» Weise. Die Cliques – und mehr noch die Guggenmusiken – sind streng organisiert. Sie marschieren militärisch in Reihen. Und ihre Raison d'être ist das Musizieren. Ein Tambour kann sich eine Fasnacht ohne Trommel nicht vorstellen, eine Pfeiferin ohne Piccolo lässt die Fasnacht sausen. Das Spielen des Instruments ist das, was an diesen drei Tagen zählt. Da kann man es sich nicht leisten, viel zu bechern.

## Grossvater und Enkel im Gleichschritt

Zudem sind die Fasnachtsgesellschaften grossenteils Familiencliques. Für den trommelnden Grossvater gibt es nichts Schöneres, als gemeinsam mit Sohn und Enkelkind im Gleichschritt Fasnacht zu machen. Vor den eigenen

Kindern betrunken zu sein, ziemt sich deshalb genauso wenig, wie es nicht dazu passt, sich sexuell zu vergnügen. Die Basler Fasnacht: Sie ist gerade in diesem Sinne eine durch und durch «protestantische» und keine «katholische».

Dazu passt das Wesensmerkmal der klaren Trennung zwischen den aktiven Fasnächtlern und den passiven Zuschauern. Anders als in Luzern, wo sich jeder mit ein wenig Schminke und billigem Kostüm in das Fasnachtsgetümmel stürzen kann, wird in Basel allen Besuchern, vor allem den auswärtigen, schnell bewusst, dass sie an der Fasnacht nur als Zuschauer gern geduldet sind. Wer meint, in Zivil und mit einer roten Clownnase grölend über die Stränge schlagen zu können, wird schnell in die Schranken gewiesen.

### Mummenschanz und Totentanz

Nicht alles Laute verträgt sich an der Basler Fasnacht, gerade das Grölen nicht. Es stört den ruhigen, fast meditativen Gleichschritt der prozessionshaft vorbeiziehenden Pfeifer- und Tambourenformationen. Es stört das heilige Bild der leicht schwankend durch die Gassen getragenen Laternen. Kein Wunder, spricht der Basler liebevoll von «drei Daag Wiehnacht» und nicht vom «Tanz auf dem Vulkan».

Vor allem aber stört es die leisen, mystisch-melancholischen Momente, die für die Basler Fasnacht ebenfalls typisch sind. Mummenschanz und Totentanz – das Wortpaar steht spätestens seit den 1960er Jahren als Synonym für die Basler Fasnacht. Vorschub dazu hatte das 1959 erschienene Buch «Vo Liebi, Laid und Larve» geleistet, das drei besinnlich-traurige Fasnachtsgeschichten enthielt. Danach druckte die *National-Zeitung* respektive die *Basler Zeitung* jahrzehntelang am Samstag vor der Fasnacht eine solche «Hyylgtschicht» ab, die bei Männern stets ernste Mienen und bei Frauen Tränen in den Augen hervorrief.

Aber natürlich steht Basels Fasnacht auch für Humor und fröhliches Gemüt. Die Deutschschweizer zählen die Schnitzelbänke seit Jahrzehnten zu den Höhepunkten der Fasnacht am Rheinknie, denn sie versprühen – wie nirgendwo sonst an fasnächtlichen Festen in der Schweiz – Humor, Wortspiel und gepfefferte Pointen. Ein Vers, der für diese Qualität steht, stammt vom Schnitzelbank Perversarelin aus dem Kriegsjahr 1942 und geht so:

*Mer fyre Sängereschtli,  
mer fyre Schitzefeschkli,  
mer fyre Feschkli, wel uns s Fyre lyt.  
Mer hänn Johresfyre,  
mer hänn Bundesfyre,  
Nur fir dr Of z fyre hämmer nyt.*

Der Schnitzelbank hat allerdings auch erbärmliche Zeiten durchlebt. Noch bis vor dem Ersten Weltkrieg war es um ihn nämlich schlecht

bestellt. Die Fasnacht spielte sich damals vorwiegend in den einzelnen Quartieren und weniger in der Innenstadt ab. Folglich sangen die Schnitzelbänker im geläufigen Dialekt der einzelnen Stadtviertel. Und da die Fasnacht zu jener Zeit eher eine Domäne der unteren

### *Wer meint, mit Clownnase über die Stränge schlagen zu können, wird schnell in die Schranken gewiesen.*

sozialen Schichten war, schlug sich das bei den Schnitzelbänken in einer bisweilen groben und derben Sprache nieder.

Die 1906 gegründete Vereinigte Schnitzelbank-Gesellschaft (VSG) wollte diese Situation ändern. Doch dann kam der grosse Krieg und beschleunigte innerhalb von fünf Jahren das Absterben der Bänke. Ein Mitglied des Fasnachts-Comités schrieb in seinen Erinnerungen: «Wohl zogen noch zahlreiche Schnitzelbänke von Wirtschaft zu Wirtschaft, ihre Verse sollen, wie man sich erzählte, unter allem Hund gewesen sein. Wenn sie gesungen hatten, streckten die «Schnitzler» die Hand aus, um Geld einzusammeln. Das Schnitzelbank-singen war zu einer Bettelei herabgesunken.»

### «Es zötelet, es dötelet»

Aus diesem Grund wollte sich denn das Fasnachts-Comité auch nicht der Schnitzelbänke annehmen; es hatte sie mehr oder weniger abgeschrieben im Glauben, die Sparte sei am Aussterben – «es zötelet, es dötelet», hiess es abschätzig.

Das Comité sollte sich täuschen. Das Gegenteil war der Fall: Es kam zu einer Renaissance. 1920 spaltete sich die Basler Schnitzelbank-Gesellschaft (BSG) von der VSG ab, und ein Jahr später entstand das Schnitzelbank-Comité, das sich anfänglich als bürgerliche Gegenkraft zu den in seinen Augen politisch links angesiedelten VSG und BSG verstand. Dank dieser Organisationen stieg die Qualität wie auch die Zahl der Bänke.



In der deutschen Schweiz ist man deshalb überzeugt, es gebe einen typischen Basler Humor, einen Esprit bâlois – in seiner Ausprägung quasi der kleine Bruder des britischen Humors. Viele Soldaten aus anderen Kantonen erinnern sich in Wiederholungskursen an den Kontakt mit einer unverkennbaren «Basler Schnure» und glauben, sie laufe in den Schnitzelbänken zur Hochform auf.

Es ist nicht zu leugnen: Basel befasst sich über die Fasnacht in besonderem Masse mit Witz, Poesie und Ironie; das hat Tradition. Der trockene Humor ist deshalb in Basel wohl etwas ausgeprägter als anderswo in der Schweiz. Es gibt ihn aber allorts, wo Menschen die Gabe haben, sich und die Welt nicht allzu ernst zu nehmen, und dies in einem verfeinerten Sprachwitz zum Ausdruck bringen.

Dass an der Fasnacht, die inzwischen zum immateriellen Unesco-Weltkulturerbe zählt, grundsätzlich Wert auf Qualität gelegt wird, liegt nicht zuletzt in den einzelnen Organisationen begründet. Sie alle sind zu Beginn des 20. Jahrhunderts angetreten mit der Absicht, die Fasnacht und ihre einzelnen Sparten nicht nur zu ordnen, sondern auch zu verbessern.

### Herzstück jeder Clique

Bei den Larven hatte das zur Folge, dass die bisher übliche Maskenmassenware aus Deutschland weniger gefragt war. Geschäfte begannen «Larventypen eigener Fabrikation» anzubieten. Ein Wettbewerb des Kunstredits in Zusammenarbeit mit einem Larvenatelier brachte zusätzlichen Schub, und bald galt die «Basler Künstlerlarve» als Qualitätssiegel: Larven, deren Form von lokalen Bildhauern entworfen und von lokalen Kunstmalern bemalt wurden.

Im Falle der Laterne, des Herzstücks jeder Clique, war das von Anfang an der Fall gewesen. Zunächst malten Dekorationsmaler mit Könnerschaft die «Lampen», dann stiegen über die Kantonsgrenzen hinaus bekannte Grafiker wie Burkhard Mangold und avantgardistische Kunstmalerei wie Charles Hindenlang ein. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg zog sich die malende Künstlergilde nach und nach zurück. Übriggeblieben sind vor allem Grafikerinnen und Grafiker, welche die Kunst des Laternenmalens auf hohem Niveau halten.

Am kommenden Montag werden all diese kleinen und grossen Kunstwerke die stockfinstere Stadt am Rheinknie erleuchten – dann, wenn es um vier Uhr wieder heisst: «Morgestraich, vorwärts marsch!»

Dominik Heitz, 1957 in Riehen geboren, hat in Basel Germanistik, Geschichte und Anglistik studiert. Er war Lokalredaktor der *Basler Zeitung* und ist Autor von «Städtjäger – Ein Spaziergang zu Basels versteckten Besonderheiten», erschienen im Reinhardt-Verlag.

# Wem die letzte Stunde schlägt

Wahrscheinlich wird es zum Sonnenaufgang sein, das war schon immer die Zeit Gottes.



*Wie lange dauert denn das hier noch?*

Von all den biblischen Erzählungen ist jene vom Jüngsten Gericht wohl eine der faszinierendsten; es geht um die Überwindung und Vernichtung des Todes, um Himmel für immer oder ewige Verdammnis. Es wird der letzte Tag für uns alle sein und der erste des wiederauferstandenen Christus, irgendwann, ein Tag der kollektiven Rechenschaft, es wird ein Tribunal werden, das über die Lebenden und auch die schon Toten urteilen wird.

Wahrscheinlich findet es zum Sonnenaufgang statt, das war schon immer die Zeit Gottes. Wohl werden wir alle in einen Warteraum kommen, der Andrang ist gross; so viele Menschen auf nur einen Richter. Dann steht man da, vielleicht sitzt man auch, und wird ins Gespräch kommen miteinander.

Sag mal, wie lange dauert denn das hier noch? Ist ja nicht so, dass ich nichts zu tun hätte.» – «Stimmt. Ist schlimmer als die Wartezeit auf dem Betriebsamt.» Schweigen. «Darf man hier rauchen?» – «Ich glaube nicht. Wobei ...» – «Genau. Spielt im Grunde keine Rolle.» Die beiden zünden sich eine Zigarette an, da kommt ein Engel vorbei und bläst sie aus.

«Also, wenn das die Gepflogenheiten im Himmel sein werden, ich weiss nicht. Wieso Verbote? Wieso soll man nicht rauchen dürfen, wenn man ewig leben wird?» – «Vielleicht weil Gott Nichtraucher ist und ein bisschen militant?» – «Gott fühlt sich durch Raucher gestört, echt jetzt? Ich dachte, er sei grösser.

Wahrscheinlich gibt's auch nur Wasser zu trinken.» – «Tja, auf der Erde schien der Himmel himmlischer. Aber wir sollten dies hier vielleicht ernst nehmen. Ich meine, wenn du da vorne durch die Tür gehst, es wirklich hell wird, und du den Thron siehst und davorstehst, und es dann heisst, dass du im Grunde ein egoistischer Arsch warst und in die Verdammnis musst ...»

«Also, ich bin bis jetzt ganz gut damit gefahren, nichts, wirklich nichts allzu ernst zu nehmen. Mir das dann als mangelnde Empathie oder Mitmenschlichkeit auszulegen, also da würde ich Einspruch erheben.»

Es wird unruhig unter den Wartenden vor der grossen Tür, hinter der das Gericht tagt. Ordnungsel sind plötzlich überall. «Was wollen die?» – «Ich glaube, die wollen, dass wir uns anstellen und zwei Reihen bilden.» – «Aber wir stehen ja schon eine Ewigkeit. So langsam glaube ich, der Himmel ist ein Betrug. Wie wenn du in die Ferien gehst, und die Hotelanlage sieht nicht so aus wie auf den Bildern.»

Ich stell' mich in die Mitte, da kann man am wenigsten etwas falsch machen.» – «Gute Idee. Wird aber nichts, die Ordnungsel halten Schilder hoch, siehst du? Jene, die sich schuldig fühlen, sollen in die Kolonne links, jene, die sich unschuldig fühlen, in die rechte.» – «Die machen es sich schon bequem hier im Himmel, jetzt muss man sich zuerst selbst

verurteilen, damit die dann weniger Arbeit haben vermutlich. Ist wie unten auf der Erde.»

«Komisch, dass sich viel mehr Leute bei den Schuldigen anstellen. Was ist denn mit denen los?» – «Vielleicht, weil ja keiner frei von Schuld ist, wie Jesus sagte.» – «Ah. Aber was verstehen die unter Schuld? Genügt es, mal einen Hund getreten zu haben? Oder täglich dreimal <gottverdammte> gesagt zu haben? Und wer bei den Unschuldigen ansteht, wie soll ich sagen, überhöht sich zu sehr, was sich negativ auf sein Urteil auswirken wird?» – «Schau mal, wer bei den Unschuldigen steht. Das ist ja frech. All die Priester, ausgerechnet. Dann sehe ich da ein paar Staatsoberhäupter, die ich vom Diktatoren-Quartett kenne, und haufenweise Politiker aus dem linken Lager, all diese Scheinheiligen.»

Weisst du, ich bedaure, dass der letzte Tag kein guter ist, so ein verzetteltes, den man mit Rumstehen und Warten verbringt. Ich hätte mir da schon etwas mehr, ja, *hospitality* gewünscht.» – «Die soll danach kommen, nach dem Urteil.» – «Ja, war ja immer schon so; vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt.» – «Also, ich glaube trotzdem, dass ich mich nicht bei den Schuldigen anstelle. Weil bei den Unschuldigen dauert das Warten viel kürzer. Schau mal, wie die vorankommen.» – «Stimmt. Aber vielleicht ist es eine Prüfung, das Warten.» – «Schon unglaublich, wie viele kleine Ewigkeiten man warten muss für ein ewiges Leben.»

# Ihr Immobilientraum?

[www.immobilienraum.info](http://www.immobilienraum.info)

## aktuell im Verkauf

**3** **Rebweg**  
8457 Humlikon



ab CHF 1'470'000.-  
6½ Zi. Doppel-EFH's  
+41 52 338 07 09  
[www.rebweg.ch](http://www.rebweg.ch)

**5** **Trottenacker**  
8458 Dorf



ab CHF 715'000.-  
3½ - 5½ Zi.-Wohnungen  
+41 52 338 07 09  
[www.trottenacker.info](http://www.trottenacker.info)

**6** **Vistadelsole**  
8370 Sirnach



CHF 747'900.-  
4½ Zi.-Wohnung  
+41 52 338 07 09  
[www.vistadelsole.ch](http://www.vistadelsole.ch)

**12** **Schlossblick**  
8610 Uster



ab CHF 1'101'000.-  
2½ - 4½ Zi.-Wohnungen  
+41 44 316 13 42  
[www.schlossblick.ch](http://www.schlossblick.ch)

**14** **Glattwies**  
8152 Glattbrugg



CHF 1'554'000.-  
4½-Zi.-Wohnung  
+41 44 316 13 87  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)

**16** **Vistacasa**  
8308 Illnau



ab CHF 1'145'000.-  
3½ - 4½ Zi.-Wohnungen  
+41 52 338 07 09  
[www.vistacasa.ch](http://www.vistacasa.ch)

**18** **Schmiedgass**  
8545 Rickenbach



ab CHF 715'000.-  
3½ - 5½ Zi.-Wohnung  
+41 55 610 47 46  
[www.schmiedgass.ch](http://www.schmiedgass.ch)

**22** **Solevista**  
8615 Wermatswil



CHF 2'158'000.-  
4½ Zi.-Wohnung  
+41 44 316 13 42  
[www.solevista.ch](http://www.solevista.ch)

## Projektankündigungen

**1** **am Goldberg**  
8400 Winterthur



3½ - 4½-Zi. Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.amgoldberg.ch](http://www.amgoldberg.ch)

**2** **Römergarten**  
8404 Winterthur



3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.immobilienraum.info](http://www.immobilienraum.info)

„Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?“

Melden Sie sich bei mir.  
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch)  
+41 52 235 80 00



**4** **Projektankündigung**  
8311 Brütten



6½ Zi. Reihen-EFH's  
+41 52 338 07 09  
[www.immobilienraum.info](http://www.immobilienraum.info)

**6** **Duovivo**  
8904 Aesch ZH



2½ - 5½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.duovivo.ch](http://www.duovivo.ch)

**7** **Uetliblick**  
8136 Thalwil-Gattikon



3½ - 4½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.uetliblick-gattikon.ch](http://www.uetliblick-gattikon.ch)

**9** **Chridlerpark**  
8127 Aesch-Maur



Liegt seit 15 Monaten beim Bundesgericht!!  
3½ - 6½ Zi. WHG und EFH  
+41 55 610 47 46  
[www.chridlerpark.ch](http://www.chridlerpark.ch)

**10** **am Zentrum**  
8910 Affoltern a.A.



2½ - 4½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.amzentrum.ch](http://www.amzentrum.ch)

**11** **am Eichacher**  
8904 Aesch



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.ameichacher.ch](http://www.ameichacher.ch)

**13** **Soley**  
8309 Birchwil



3½ - 4½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.soley-birchwil.ch](http://www.soley-birchwil.ch)

**15** **Puro Vivere**  
8157 Dielsdorf



5½-Zi. Reihen-Doppel-EFH's  
+41 55 610 47 46  
[www.purovivere.ch](http://www.purovivere.ch)

**17** **inside**  
8152 Glattbrugg



3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.immobilienraum.info](http://www.immobilienraum.info)

**19** **Projektankündigung**  
8404 Stadel



3½ - 5½ Zi. Whg. und EFH  
+41 52 338 07 09  
[www.immobilienraum.info](http://www.immobilienraum.info)

**20** **Tre Fiori**  
8913 Ottenbach



7½-Zi. Reihen-EFH  
+41 55 610 47 46  
[www.tre-fiori.ch](http://www.tre-fiori.ch)

**21** **Grastal**  
8310 Grafstal



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.grastal.ch](http://www.grastal.ch)

**23** **Dreieckspitz**  
8406 Winterthur



2½ - 5½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.dreieckspitz.ch](http://www.dreieckspitz.ch)



# Wegbereiter des gesunden Gehens

Unternehmer Karl Müller hat die Schuh-Industrie weltweit revolutioniert. Seine Marke Kybun beweist, dass man auch im 21. Jahrhundert Schuhe in der Schweiz produzieren kann.

Florian Schwab

Kein Organ des menschlichen Körpers ist grösseren und dauerhafteren Belastungen ausgesetzt als die Füsse. Die Fusssohle wirkt als Mittel zur Stützung des Körpers und ermöglicht die Fortbewegung im aufrechten Gang, wie er die Spezies des *Homo sapiens* von der Tierwelt unterscheidet. Der Fuss ist das erste Glied in der anatomischen Kette, welche das Gehen ermöglicht. Zahllose Gelenke, Muskeln, Sehnen und Knochen bis hinauf in Wirbelsäule und Rücken sind über eine feinabgestimmte Mechanik mit dem Fuss verbunden. Entsprechend wichtig sind der gesunde Gang und der gesunde Fuss für den gesamten Bewegungsapparat des Menschen. Insbesondere für die Schmerzfreiheit von Rücken, Hüfte und Knie ist das richtige, natürliche Gehen entscheidend.

## Entdeckung im koreanischen Reisfeld

Aus eigener Erfahrung kennt Karl Müller diese Zusammenhänge. Der heute 70-jährige Thurgauer Maschinenbauingenieur mit ETH-Diplom war zu Jugendzeiten im Amateurfussball aktiv. Die damit verbundene sportliche Hochbelastung trug ihm bereits in jungen Jahren gesundheitliche Probleme wie Knie- und Rückenschmerzen ein. Linderung dafür fand er eher zufällig. Und zwar in Südkorea, wo er in seinem angestammten Beruf ein Dutzend profitable Firmen gründete und wo er einen guten Teil seiner professionellen Laufbahn verbrachte. Bei einem seiner ersten Korea-Aufenthalte – das war in den späten 1970er Jahren, noch zu Studienzwecken – stellte Müller fest, dass seine Schmerzen verschwanden, wenn er auf den weich-elastischen Reisfeldern des Landes spazieren ging. Deren Lehm Böden sind elastisch-federnd «und sehr angenehm zum Gehen und Stehen», wie sich Müller erinnert.

In den folgenden Jahrzehnten reifte bei Karl Müller die Idee, das Geh-Gefühl von den koreanischen Lehm Böden in eine Schuhsole zu übertragen. Im Jahr 1998 – Müller war mittlerweile in den Thurgau zurückgekehrt und hatte zehn Jahre als Selbstversorger auf seinem Bio-Bauernhof verbracht – brachte er seinen ers-

ten Schuh unter dem Namen MBT (Masai Barfoot Technology) auf den Markt. «Gemäss der Schuhindustrie vor 1998 musste ein Schuh stützen und führen.» Laut Müller musste ein gesunder Schuh aber mobilisieren statt stabilisieren, damit der Bewegungsapparat physiologisch belastet und trainiert wird. Dies gewährleistete anfangs eine bananenförmige Sohle, die das Abrollen ähnlich einem Rad-Segment erleichterte, in Verbindung mit einem federnden Spickel an der Ferse. Statt «Stützen und Führen» ermöglichte der Schuh einen weichen, federnden und elastischen Gang.

Mit dieser Idee wurde Karl Müller zum Taktgeber einer ganzen Industrie. Sein eigener Schuh wurde millionenfach verkauft. Führende Grosshersteller wie Nike, Reebok, Puma oder Skechers lancierten bald ähnliche Produkte. Ein Mitgründer der heutigen Trend-Marke On-Shoes stammt aus dem Kreis von Karl Müllers ehemaligen Mitarbeitern. Im Jahr 2006 verkaufte Karl Müller seine Schuh-Firma MBT einem Konsortium rund um das Private-Equity-Haus Berkshire Partners aus Boston.



Als Querdenker revolutionierte Karl Müller III. die Schuhindustrie. Mit seinem Unternehmen Kybun entwickelt er Sohlen, die die Füsse nicht stabilisieren, sondern mobilisieren und damit einen gesundheitlichen Effekt auf den menschlichen Körper bewirken – hergestellt in Sennwald. 2016 wurde Karl Müller mit seinem Unternehmen Namensgeber des FCSG-Stadions «Kybunpark». (fsc)

Der Verkauf war der Auftakt für Karl Müllers nächste unternehmerische Initiative. Unter dem Namen Kybun brachte er schon bald die nächste Generation seines gesunden Schuhs auf den Markt, mit verbesserter Technologie und neuen Materialien. «Die Verbindung aus der runden Sohle und dem federnden Spickel auf der Hinterseite konnte ich bei Kybun durch eine einzige Sohle aus elastisch-federndem PU-Material ersetzen.»

Mit welchem Mechanismus wirkt der Kybun-Schuh? Über diese Frage, sagt Karl Müller, könnte er stundenlang reden. Im Wesentlichen sei es so, dass der Untergrund den Gang verändere. «In einem Skischuh gehe ich völlig anders als barfuss im weichen Sand.» Die Grundidee des Kybun-Schuhs sei es, die Fussaktivität in richtige Bahnen zu lenken, um Kraft, Beweglichkeit und Balancierfähigkeit der Füsse zu trainieren und damit die Gelenke zu schonen, die Haltung aufzurichten oder Knorpel aufzubauen

## Rückkehr von Asien zu «Swiss Made»

Seit der Gründung von Kybun hat das Unternehmen über zwei Millionen Paar Schuhe verkauft. «Unser wichtigstes Verkaufsinstrument ist die Mund-zu-Mund-Empfehlung»: Kunden, die durch den Kybun-Schuh ihre gesundheitlichen Beschwerden lindern können, empfehlen das Produkt an Freunde und Bekannte weiter. «Wir verfügen über mehr als 800 Video-Statements von zufriedenen Konsumenten», sagt Karl Müller. Kürzlich habe er sich einen Meniskusriss zugezogen. «Alle haben mir empfohlen, die Verletzung zu operieren, aber ich habe es bleiben lassen.» Heute fahre er im Alter von 70 Jahren wieder sportlich Ski («mit über hundert Stundenkilometern»). Er ist überzeugt, dass sein Kybun-Schuh der Schlüssel zur Genesung war. «Therapieren statt operieren: Meines Erachtens sind die meisten orthopädischen Operationen unnötig.»

Von Anfang an sei ihm klar gewesen, dass er seinen neuen Kybun-Schuh exklusiv in der Schweiz herstellen wolle. Genauer gesagt, in Sennwald im St. Galler Rheintal. «Ich liebe die





*Taktgeber einer ganzen Industrie: Unternehmer Müller.*

Schweiz», sagt Karl Müller. Deswegen habe er sich entschieden, hier zur Ruhe zu kommen. «Eine Produktion in Asien hätte alles viel komplizierter gemacht und kam für mich nicht in Frage.» Im Lichte der neueren Lieferketten-schwierigkeiten und der drastisch gestiegenen Transportkosten sei er mehr denn je glücklich über den «made in Switzerland»-Entscheid.

Wer das Unternehmen heute in Sennwald besucht, findet ein beispielhaftes Schweizer KMU vor: Die Mitarbeiter sind freundlich und fleis-

### *Wer das Unternehmen heute in Sennwald besucht, findet ein beispielhaftes Schweizer KMU vor.*

sig bei der Sache, der Automatisierungsgrad ist so hoch, wie es sinnvoll ist. Geklebt werden die Kybun-Schuhe grösstenteils von Hand. Im Besucherzentrum können sich Kunden vor Ort gesundheitlich beraten lassen.

Dass er der totgesagten Schuhproduktion in der Schweiz neues Leben einhauchen konnte, führt Karl Müller vor allem darauf zurück, dass er relativ direkte Vertriebswege unterhalte. «Ausserdem sind wir nicht auf grosse

Werbekampagnen angewiesen, da die Mund-zu-Mund-Empfehlung sehr gut funktioniert.»

Neben Kybun werden in Müllers Rheintaler Schuh-Fabrik auch die legendären Kandahar-Schuhe gefertigt. Mit Kybun im wahrsten Sinne des Wortes verwandt ist noch eine zweite Marke, Joya. Sie wurde von Karl Müller seniors Sohn Karl Müller junior und dessen Geschäftspartner Claudio Minder aufgebaut. Sie gründeten das Unternehmen gemeinsam im Jahr 2008, also fast zur gleichen Zeit, als Karl Müller senior mit seiner zweiten Marke, Kybun, an den Start ging. «Dass mein Sohn völlig unabhängig von mir eine eigene erfolgreiche Firma auf die Beine stellte, erfüllt mich mit Dankbarkeit und Freude.»

Eine ideale Ausgangslage für die Unternehmensnachfolge bei Kybun: «Die Zusammenlegung der beiden Firmen unter der Führung meines Sohnes Karl hat sich so sehr natürlich ergeben.» Im vergangenen Jahr spannten Kybun und Joya zusammen. Bereits 2021 hatte Kybun die Schweizer Kultmarke Kandahar übernommen. Die Firmen sind heute in einer Familienstiftung zusammengefasst. «So ist sichergestellt, dass meine Vision eine langfristige Zukunft hat.» Besonders freue es

ihn, dass sich sein Sohn im Alter von 38 Jahren bereits heute Gedanken über die Unternehmensnachfolge mache.

### **Weltweit präsent**

Zusammen verkaufen Kybun und Joya jährlich rund 400 000 Paar Schuhe. Damit sind sie einer der wichtigsten Player im Markt für Schuhe, bei denen die gesundheitlichen Aspekte im Vordergrund stehen. Das zukünftige Wachstum soll zunehmend auch mit eigenen Läden gestemmt werden, so Karl Müller senior. So verfügt das Unternehmen beispielsweise über eigene Läden in Arbon, Konstanz, St. Gallen, Zug, Zürich (ab Mai 2023), Barcelona, Rom, Madrid, London (ab Mai 2023), Seoul sowie zirka hundert Franchise-Shops in der Schweiz und weitere 19 Ländern.

Die weiteren Aussichten für Kybun-Joya bewertet Karl Müller senior positiv. «Zumindest in unserer Community setzt sich die Erkenntnis immer stärker durch, dass der richtige Schuh eine positive Wirkung auf den Bewegungsapparat hat.» Mit den alternden Gesellschaften überall auf der Welt wird die Nachfrage nach Schuhen für einen gesunden Gang weiterhin zunehmen.



## Weltwoche-Leserangebot: HotelCard Premium-Hotels bis 50% günstiger

Mit der HotelCard logieren Sie mit bis zu 50 Prozent Rabatt in Hunderten von Tophotels in der Schweiz und im gesamten Alpenraum. Vom gemütlichen Alpenchalet bis zum 5-Sterne-Superior-Resort ist für alle etwas dabei. Mit diesem Spezialangebot profitieren Leserinnen und Leser der *Weltwoche* zusätzlich von einem grosszügigen Preisnachlass auf die erste HotelCard.

Wie wäre es mit einer Luxus-Auszeit in einem erstklassigen Schweizer Hotel? Auf [hotelcard.ch](http://hotelcard.ch) bieten 500 Hotels ihre freien Zimmer zum unschlagbar günstigen Preis an – und steigern so ihre Auslastung in Randzeiten. Darunter sind so aussergewöhnliche 5-Sterne-Destinationen wie das weltberühmte «Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa» in Interlaken, die mondäne «Villa Principe Leopoldo» in Lugano oder das elegante «Lenkerhof Gourmet Spa Resort» im Berner Oberland.

Bed & Breakfast oder Grand Hotel? Mit der HotelCard sparen Sie in sämtlichen Partner-Unterkünften bis zur Hälfte des regulären Zimmerpreises. Das sind durchschnittlich 100 Franken pro Person und Nacht. Dies bedeutet: Die Kosten der HotelCard sind in den meisten Fällen bereits nach der allerersten Buchung wieder eingespielt. Und: Je exklusiver das Hotel, desto grösser ist Ihr Sparpotenzial!



### Platin-Club-Spezialangebot

**Weltwoche-Leserangebot:  
HotelCard – Tophotels zum  
Spezialpreis**

**HotelCard-Vorteile auf einen Blick:**

- Exklusive Rabatte in Hunderten Tophotels
- Ganzjährig grosse Hotelauswahl
- Unterstützung der lokalen Hotellerie
- Einfacher Buchungsprozess ohne versteckte Kosten
- 14-Tage-Geld-zurück-Garantie
- Beliebig oft einsetzbar

**Sonderangebot:**

- 1 Jahr für Fr. 69.– (statt Fr. 99.–)
- 2 Jahre für Fr. 133.– (statt Fr. 173.–)
- 3 Jahre für Fr. 187.– (statt Fr. 247.–)

**Bestellung:**

Online unter [www.hotelcard.ch/platinclub-2023](http://www.hotelcard.ch/platinclub-2023), oder scannen Sie den QR-Code.

Telefonisch über 0800 083 083  
(Rabattcode [platinclub-2023](http://www.hotelcard.ch/platinclub-2023) angeben)

**Gültigkeit:**

Das Angebot ist ausschliesslich für HotelCard-Neukunden verfügbar bis 31. Mai 2023.

**Informationen:**

HotelCardAG, 8037 Zürich  
[www.hotelcard.ch](http://www.hotelcard.ch)

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

## PERSONENKONTROLLE

Pfister, Darbellay, Stückelberger, Russi, Leutenegger, Kambundji, Kern, Gürtler-Mauthner, Johnson, Jackman, Charles



Madame «Sacher»: Gürtler-Mauthner.



Nachwuchshoffnung: Ditaji Kambundji.

**Gerhard Pfister**, Slalomkünstler, wird am 1. März wenig Zeit haben, sich über die Schweiz und die Welt Gedanken zu machen. Der Chef der Mitte-Partei ist an diesem Tag mit profaneren Dingen beschäftigt. Als Präsident des Casino-Verbandes lädt der Zuger Nationalrat seine Ratskollegen zum Lobbyanlass mit Nachtessen in den Berner Kursaal. Erwartet werden die Direktoren der Spielhöhlen des Landes. Neben dem Kampf gegen «illegale Anbieter» sind heikle Themen traktandiert wie der «Umgang der Branche mit der Spielsucht» oder Internet-Sperren. Wer könnte einen solchen Slalom besser bewältigen als ein Exponent der Mitte? (*odm*)

**Florence Carron Darbellay**, Eheberaterin, hat einen Job an Land gezogen. Die Rechtsanwältin und Ehefrau von Staatsrat **Christophe Darbellay** (CVP) wird Direktorin des Sipe, der offiziellen Stelle des Kantons Wallis für Aufklärung und Beratung im Bereich der sexuellen Gesundheit sowie der Paar- und Eheberatung. Madame Darbellay, seit Jahren auch Präsidentin der Gemeinde Martigny-Combe, als Eheberaterin, während ihr Gatte in seinem letzten Jahr im Nationalrat als Ehebrecher und Vater eines unehelichen Sohns landesweit für Aufsehen und Schlagzeilen sorgte? Man kann hier wahrlich nicht vom perfekten Paarlaufen sprechen. (*hmo*)

**Christine Stückelberger**, Dressur-Ikone, erlebt harte Zeiten. Die 75-jährige Olympiasiegerin von 1976 (in Montreal auf Granat) hatte Corona und leidet an Hautkrebs und Leukämie. Zudem hat sie mehrere tausend Franken Schulden, unter anderem bei Prominenten, die ihr mit Darlehen helfen wollten. Unter ihnen Skilegende **Bernhard Russi** und Unternehmer **Hans Leutenegger**. Er sagt: «Sie kann einem nur leidtun. Was für ein Drama!» (*ah*)

**Ditaji Kambundji**, zwanzigjährige Hürdenläuferin und Schwester von Leichtathletik-Star Mujinga Kambundji, ist neue Botschafterin bei Uhrengigant Breitling. CEO **Georges Kern**: «Wir freuen uns sehr, eine der grössten Leichtathletikhoffnungen der Schweiz im Kreis unserer Testimonials aufnehmen zu dürfen.» Für einen edlen Zeitmesser ist man nie zu jung. (*ah*)

**Elisabeth Gürtler-Mauthner**, Unermüdliche, leitete nicht nur während 25 Jahren das Wiener «Hotel Sacher», sondern organisierte zwischen 1999 bis 2007 auch den Wiener Opernball. Bis 2018 präsierte die passionierte Dressurreiterin auch die Wiener Hofreitschule. Eigentlich hätte die Grande Dame der Wiener Society schon längst einen geruhsamen Lebensabend verdient. Aber die Unternehmerin liess es sich nicht nehmen, bei der Promotion ihres neusten Fünfsternehotels im Tiroler Seefeld an der Zürcher Fespo persönlich präsent zu sein. Selbstverständlich wird auch die Original-Sachertorte serviert, von der jährlich etwa 360 000 Stück in alle Welt verschifft werden. (*hk*)

**Boris Johnson**, Demosthenes, lässt sich jedes Wort vergolden. Seit seinem Rücktritt als Premierminister vor fünfzehn Monaten hat er im Unterhaus nur fünf Mal das Wort ergriffen – für insgesamt zehn Minuten. In derselben Zeit hielt er rund um die Welt während 65 Stunden Reden – für 1,8 Millionen Pfund Honorar. (*ky*)

**Hugh Jackman**, Patriot, sieht die Zukunft seiner australischen Heimat nicht beim englischen Königshaus. Das Land werde «als natürlicher Teil der Evolution» zur Republik werden, meinte der Schauspieler («X-Men»). Er wolle im Guten scheiden. «**König Charles** wünsche ich nichts Böses», sagte er. (*ky*)



## INSIDE WASHINGTON

### Der vergessliche Präsident

«Kiew hat einen Teil meines Herzens erobert», twitterte Präsident Joe Biden, als er Anfang dieser Woche zu einem Überraschungsbesuch in der Ukraine eintraf. Die amerikanische Öffentlichkeit beobachtet allerdings mit Sorge, dass auch der Kopf des Präsidenten nicht mehr so richtig funktioniert. Laut Associated Press ist die Unterstützung der Amerikaner für direkte wirtschaftliche Hilfe für den unter Druck stehenden Verbündeten von 60 Prozent im Mai vergangenen Jahres auf 48 Prozent zurückgegangen. Und nur jeder fünfte Amerikaner hat «grosstes Vertrauen» in Bidens Fähigkeit, mit dem Konflikt umzugehen.

National Public Radio berichtet, dass angesichts der Unmengen von Steuergeldern, die in das notorisch korrupte Land fließen, sowohl Republikaner als auch Demokraten im Kapitol zunehmend nervös werden. Der nicht-kommerzielle, tendenziell linke Sender bemerkt, dass «heutzutage jede Diskussion über Korruption in der Ukraine quasi ein Tabu ist ... Aber nur Monate vor Kriegsbeginn sprach Biden höchstpersönlich von Korruption.»

Während die amerikanisch-mexikanische Grenze in Chaos versinkt und nach einem Zugunglück im östlichen Ohio giftige Rauchwolken über das Land treiben, scheint der Präsident seine Bedenken hinsichtlich der Ukraine vergessen zu haben. Wie eine Umfrage von ABC News und *Washington Post* unmittelbar vor seiner Rede an die Nation vor gut zwei Wochen offenbarte, fand mehr als die Hälfte der Befragten, dass Biden nicht über die geistige Wachheit verfüge, die ein Präsident braucht, um sein Amt gut ausüben zu können. Dennoch hat er zuallererst dem amerikanischen Volk zu dienen. Die Öffentlichkeit erwartet vom Oberbefehlshaber, dass er sich daran erinnert.

*Amy Holmes*

## MÖRGELI

### Unter fremder Flagge

Das Stadthaus von Winterthur ist kein Gebäude wie jedes andere. Der tempelartige Bau geht zurück auf den genialen Architekten Gottfried Semper und stellt schweizweit das stärkste Zeugnis des Historismus dar. Dieses Stadthaus ist identitätsstiftendes Wahrzeichen, der Stolz aller echten Winterthurer. Weil der chronisch überschuldeten, rot-grün regierten Stadt das Geld für das Wiederaufstellen von drei Giebelfiguren fehlte, übernahmen Private die Finanzierung.

Angesichts eines erdrückenden Ausländeranteils fühlen sich viele Winterthurer fremd in der eigenen Stadt. Seit einem Jahr fehlt ihnen am Stadthaus obendrein die Schweizer Fahne. Oder jene von Winterthur mit zwei roten Löwen auf weissem Grund. Stattdessen weht dort seit einem Jahr die blau-gelbe Flagge der Ukraine. Wer sich deswegen als Bürger an den Stadtrat wendet, erhält zur Antwort: Man setze wegen des «völkerrechtswidrigen Angriffskriegs Russlands» ein «Zeichen» der «Solidarität mit der ukrainischen Bevölkerung».

Nun müsste die Stadt Winterthur viele Fahnen anschaffen, wenn sie gegen jedes Unrecht auf dieser Welt demonstrieren wollte. Beim völkerrechtswidrigen Angriffskrieg der USA gegen den Irak, gegen Serbien oder Libyen wehten dort allerdings keine Solidaritätsfahnen. Trotz den schrecklichen Erdbeben wurde die Flagge der Ukraine nicht durch jene der Türkei oder von Syrien ersetzt. Die furchtbaren Kriege im Jemen, in der Westsahara und im Kongo interessieren in Winterthur keinen Deut. Vielmehr erhalten Bürger, die sich beschwerten, zur Antwort: «Der Stadtrat wird an seinem Beschluss festhalten und die Ukraine-Beflaggung am Stadthaus aufrecht erhalten.»

Das Blau-Gelb über den öffentlichen Gebäuden führt dazu, dass sich Flüchtlinge dort in ihrer Muttersprache ans Personal wenden – in der Meinung, es handle sich angesichts der Beflaggung um ein ukrainisches Konsulat. Ukrainischer Nationalismus ist hui, schweizerischer Nationalismus ist pfui. Unsere Politiker schreiben sich lieber etwas auf fremde Fahnen. Weil sie immer wissen, woher gerade der Wind weht.

Christoph Mörgeli

# Falsche Fans des Kapitalismus

Bestsellerautorin Ulrike Herrmann schwingt die Klimakeule.

Olivier Kessler

Im SRF-«Eco Talk» trat die *Taz*-Journalistin Ulrike Herrmann dieser Tage als «Kapitalismusfan» auf, wie sie sich selbst in ihrem Bestsellerbuch «Das Ende des Kapitalismus» bezeichnet hatte – um anschliessend sozialistische Eingriffe wie totales Flugverbot für alle und planwirtschaftliche Umschulung der gesamten Flugbranche zu propagieren. Antikapitalisten wie sie möchten auch ausserhalb ihrer Blase punkten, weshalb sie sich als Anhänger des Kapitalismus darzustellen suchen. Wie schaffen sie das? Sie nehmen den Kapitalismusbegriff, entleeren ihn seiner wahren Bedeutung und füllen ihn mit neuem Inhalt.

Herrmann definierte Kapitalismus so: «Für mich ist es das Gleiche wie die Industrialisierung, die 1760 in England eingesetzt hat und sich dann über Europa und Nordamerika und schliesslich Teile der Welt verbreitet hat.» Und: «Das Zentrum des Kapitalismus sind die Technik, sind die Maschinen. Die produzieren das Wachstum und den Wohlstand.» Als Fan der Technik und des Fortschritts sei sie auch Anhängerin des Kapitalismus.

### Sozialismus und Umweltschäden

Dies hinderte sie nicht daran, sogleich antikapitalistische Massnahmen zu fordern, weil der Kapitalismus für die Klimakrise verantwortlich sei. Denn Maschinen könnten nur durch Verbrennung fossiler Energieträger im breiten Stil in die Gänge gebracht werden.

Statt sich auf die inhaltliche, klare Definition des Kapitalismus abzustützen – das Wirtschaftssystem, bei dem sich die Produktionsmittel in privaten Händen befinden, das Privateigentum geschützt wird und Eigentumstitel einzig auf freiwilliger Basis den Besitzer wechseln (ohne staatliche Gewaltanwendung) –, pickt Herrmann Elemente heraus, die in ihre Argumentationsweise passen: Technik und das Verbrennen fossiler Energieträger.

Doch diese Aspekte sind mitnichten charakteristisch für den Kapitalismus. Oder wurden und werden etwa in kommunistischen Ländern keine Technik und Maschinen verwendet? Auch ist die Verbrennung fossiler Energieträger nicht das Ty-

pische für den Kapitalismus, im Gegenteil. Obwohl die kommunistische DDR-Führung 1968 den Umweltschutz als Staatsziel in die Verfassung schrieb und 1972 – fünfzehn Jahre vor der Bundesrepublik – ein eigenes Umweltministerium gründete, war die Umweltverpestung in Abwesenheit marktwirtschaftlicher Mechanismen desaströs. Eine verschwenderische planwirtschaftliche Produktion sowie Wasser- und Energieversorgung verursachten gewaltige Schäden an der Natur. Jeder zweite grössere Fluss der DDR war biologisch tot, und der CO<sub>2</sub>-Ausstoss pro Kopf war in den 1970er und 1980er Jahren bei den höchsten Werten der Welt, während die «kapitalistische» Bundesrepublik weit darunter lag.

Was zusammengehört, sind Ökosozialismus und Umweltverpestung. Wer Klimawandel und Umweltverschmutzung angehen will, sollte auf mehr Markt und weniger Staat setzen.

Olivier Kessler ist Direktor des Liberalen Instituts.

*Liebe ist...*



*... das erste Anzeichen des Frühlings.*

# Bastien Girod, CO<sub>2</sub>-Dreckschleuderer

Christoph Mäder fordert Subventionen für Atomkraftwerke. Bastien Girod ist sein Wasserträger.



Christoph Mäder sitzt – unter anderen – in den Verwaltungsräten der Ems-Chemie und der Lonza. Und präsidiert so nebenbei noch Economiesuisse. In der *Handelszeitung* von letzter Woche forderte Mäder Subventionen für die Atomenergie. Und motzte faktenfrei gegen die zwei grossen Solarprojekte in den Oberwalliser Alpen, gegen Grengiols-Solar und Vispताल-Solar.

Die Grünen sind heute die Wasserträger der Atomfreunde. Genauso wie sie einst den EWR zum Absturz brachten. Das arschflache Argument von Bastien Girod im *Tages-Anzeiger*: «Die Polemik von Peter Bodenmann ist schädlich.» Schädlich für wen? Bestenfalls für diese unheimlichen Freunde der Atomenergie.

Mäder und Girod befürworten Solaranlagen in den Nebelbänken des schweizerischen Mittelandes. Es sind dies gigantische CO<sub>2</sub>-Schleudern – unabhängig davon, ob man sie mit Girod auf die Dächer schraubt oder mit Mäder in Belp in den Boden rammt.

Warum? Jedes Kilowatt installierte Solarleistung ist – Produktion, Aufständigung und Arbeit mitgerechnet – mit einem ökologischen Fussabdruck von mindestens einer Tonne CO<sub>2</sub> verbunden. Wer im Mittelland zubaute, muss dreimal mehr Solarpanels montieren als in den Alpen, um gleich viel Winterstrom zu produzieren. Er nimmt also dreimal so viel CO<sub>2</sub>-Ausstoss in Kauf. Der Unterschied zwischen den beiden: Genau gleich wie der angebliche Landschaftsschützer Kurt Fluri gibt Mäder zu, dass er für subventionierte Atomkraftwerke ist.

Visp ist ein Industriestandort. 7000 Lohnabhängige arbeiten hier, 4000 mehr als noch

vor einigen Jahren. Die Lonza mit Verwaltungsrat Mäder versorgt diesen Standort – als Vermittlerin ohne eigene Kraftwerke – mit Strom und Gas. Pro Jahr mit rund 600 Millionen Kilowattstunden Strom und gleich viel Kilowattstunden Gas. Niemand in der Schweiz verbraucht vergleichbar viel Energie.

Vispताल-Solar kann 1,2 Milliarden Kilowattstunden Bandenergie im Sommer wie im Winter problemlos produzieren. Drei Dinge braucht es: erstens eine installierte Solarleistung von 600 bis 700 Megawatt. Zweitens Batterien mit einer Speicherkapazität von maximal 3 Millionen Kilowattstunden, um den Tag-und-Nacht-Ausgleich

*Richtig konzipierte Freiflächen-Solaranlagen fördern die Biodiversität. Müsste man einfach einmal testen.*

sicherzustellen. Und drittens eine nicht einmal 6 Kilometer lange Sticheitung von Stalden in die Lonza. Alles keine Raketenwissenschaft.

Dieses Päckli kann man für weniger als 1,1 Milliarden Franken in die Landschaft stellen. Abzüglich der aus meiner Sicht unnötig hohen Subventionen von bis zu 660 Millionen Franken. Warum so billig? Weil man grosse Anlagen – was bisher noch wenige begriffen haben – international ausschreiben muss.

Kombiniert mit Batterien, hat das Hochspannungsnetz im Wallis bereits heute sowohl für Grengiols-Solar wie für Vispताल-Solar selbst im Sommer genug Kapazität. In einem weiteren Schritt muss Röstli eine erdverlegte Strom-Neat zwischen Bickigen und Turbigio bauen lassen.

In Deutschland würden sich Chemieriesen wie Basf und die Grünen gemeinsam die Finger lecken, um ein Projekt wie Vispताल-Solar subventionsfrei realisieren zu dürfen.

Dies übrigens in gottverlassenen Landschaften, in denen nur noch ein Fünftel der Schafe weidet wie in meinen Jugendzeiten. Alpine Landschaften, die unter dem Klimawandel leiden. Zuerst verstauden sie zunehmend, dann verwalden sie.

Girod ist Privatdozent und Business Developer an der ETH. Auf seiner Website preist er sich an als «Nationalrat, Forscher und Unternehmer für nachhaltige Lösungen ... Ich denke langfristig und handle sofort.» Hui, hui ...

Zwei Thesen stehen im Raum. Die These der Schweizer Grünen: Solaranlagen in den Alpen schaden der Biodiversität. Und die These der Wissenschaft und der deutschen Grünen, die ich teile: Richtig konzipierte Freiflächen-Solaranlagen fördern die Biodiversität. Müsste man einfach einmal testen, statt Tests zu verhindern. Oder, Forscher Bastien Girod?

Ich lobe meinen Heimatkanton selten. Diesmal aber schon. Die Vorschläge zur Beschleunigung der Baugesuche sind verdammt sinnvoll. Andere Kantone müssten sie als Blaupause benutzen. Und die Grünen zwingen, bis zu den Wahlen im Herbst, Kanton für Kanton, Farbe zu bekennen. Wahlkampf ist Häuserkampf. Man kann und muss die Grünen endlich in den Ruinen ihrer solaren Leerformeln festnageln. Gerhard Pfister, übernehmen Sie?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

# «Der Westen hat den Krieg provoziert»

John J. Mearsheimer ist einer der anerkanntesten Politikwissenschaftler unserer Zeit. Der Professor von der Universität Chicago geht hart mit der amerikanischen Regierung ins Gericht. Sie sei verantwortlich für die Eskalation in der Ukraine. Die Gefahr eines Atomkriegs sei real.

Roger Köppel

**Weltwoche:** Herr Mearsheimer, Sie sind Professor für internationale Beziehungen an der Universität Chicago und gelten als einer der führenden Vertreter des offensiven Realismus. Was sind, kurz gesagt, die Grundprinzipien dieser Denkschule?

**John J. Mearsheimer:** Als Realist denke ich, dass Staaten sich in erster Linie um ihr eigenes Überleben sorgen. Je mächtiger ein Staat ist, desto wahrscheinlicher überlebt er. Die Staaten tun darum alles, um auf Kosten anderer Staaten mehr Macht zu erlangen.

**Weltwoche:** Ist in einer solchen Welt ein dauerhafter Frieden möglich?

**Mearsheimer:** In der realistischen Theorie nicht. Liberale Theorien kennen solche Szenarien.

**Weltwoche:** Was ist die wichtigste Gegen-theorie zum Realismus?

**Mearsheimer:** Die bekannteste liberale Theorie ist die Theorie des demokratischen Friedens. Sie besagt, dass Demokratien nicht gegen andere Demokratien kämpfen und dass eine Welt, die nur von Demokratien bevölkert ist, eine friedliche Welt sein wird.

**Weltwoche:** Was spricht dagegen?

**Mearsheimer:** Nehmen wir die USA. Sie sind eine Demokratie und haben trotzdem immer wieder demokratisch gewählte Regierungen gestürzt: 1953 im Iran, 1954 in Guatemala, 1973 in Chile – ich könnte die Aufzählung fortführen. Gleichzeitig pflegten die USA immer gute Beziehungen zu Saudi-Arabien, das keine Demokratie ist. Grossmächte tun alles, um ihren Platz zu behaupten, egal, ob sie demokratisch sind oder nicht.

**Weltwoche:** Wie beurteilen Sie die gegenwärtige amerikanische Politik?

**Mearsheimer:** Ich halte es für strategisch unsinnig, dass die USA gleichzeitig mit China und Russland in einen intensiven Sicherheitswettbewerb verwickelt sind. Wenn China die Hauptbedrohung für die USA darstellt, dann sollten wir enge Beziehungen zu den Russen aufbauen. Stattdessen hat die Regierung Biden fahrlässig einen Kampf mit den Russen begonnen und sie in die Arme der Chinesen getrieben.

**Weltwoche:** Sie warnen seit Jahren vor strategischen Fehlern in der westlichen Ukraine-Politik. Wo stehen wir heute? Wie lautet Ihre Einschätzung des Kriegsverlaufs?

**Mearsheimer:** Wir befinden uns in der Ukraine in einem altmodischen Zermürbungskrieg. Im Sommer und Herbst sah es so aus, als würden die Ukrainer die Russen innerhalb der Ukraine besiegen. Dann mobilisierten die Russen mindestens 300 000 Soldaten und begannen, aus ihren Erfahrungen auf dem Schlachtfeld zu lernen. Seit Dezember sind die Russen auf dem Vormarsch. Sie haben einen erheblichen Vorteil bei der Artillerie, was in einem Zermürbungskrieg entscheidend ist. Das heisst nicht, dass die Russen einen schnellen Sieg erringen werden. Aber es sieht so aus, als würden sie das Momentum auf ihrer Seite haben.

**Weltwoche:** Wie wird der Westen darauf reagieren? Noch mehr Waffenlieferungen?

**Mearsheimer:** Der Westen hat gar nicht genügend Artillerierohre und Artilleriegeschosse, um den Ukrainern zu helfen, mit den Russen im Donbass gleichzuziehen.

**Weltwoche:** Das heisst, die westliche Strategie der Eskalation ist falsch?

**Mearsheimer:** Ja, Eskalation ist hier keine Lösung. Die gelieferten Panzer können das Ungleichgewicht bei der Artillerie nicht wettmachen. Nun gibt es Leute, die dafür plädieren, Kampfflugzeuge zu liefern. Auch das wäre nutzlos. Die Russen haben die ausgefeilteste Luftabwehr der Welt. Sie würden diese Flugzeuge abschiessen.

**Weltwoche:** Wie stark ist der Westen in den Krieg involviert?

**Mearsheimer:** So stark, wie man es nur sein kann, ohne zu kämpfen. Die USA wollen Russland nicht nur innerhalb der Ukraine besiegen. Sie versuchen auch, die russische Wirtschaft zu zerstören. Es gibt Leute, die sogar davon sprechen, Russland zu zerschlagen wie einst die Sowjetunion. Die USA sind darauf aus, Russland aus der Reihe der Grossmächte zu verdrängen. Es wäre ein entscheidender Sieg, wenn es dazu käme.

**Weltwoche:** Wird es dazu kommen?

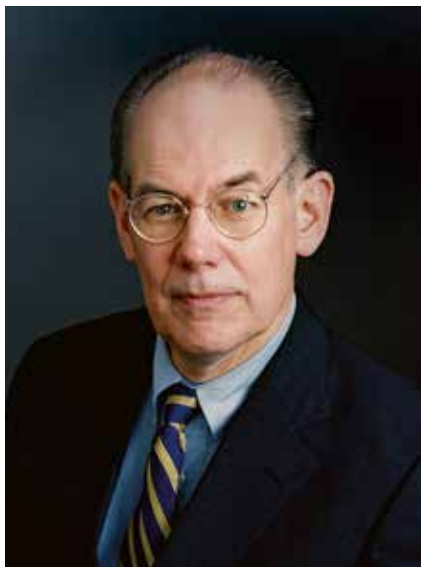
**Mearsheimer:** Nein, nicht zu einem vertretbaren Preis. Sollten die Ukrainer das Blatt wenden, werden die Russen zu Atomwaffen greifen. Das wäre der dritte Weltkrieg.

**Weltwoche:** Der französische Historiker Emmanuel Todd sagt, er habe schon begonnen.

**Mearsheimer:** Nicht im militärischen Sinn, zum Glück. Aber wir sind nahe dran, kein Zweifel.

**Weltwoche:** Todd sagt weiter, der Ukraine-Krieg sei existenziell für die Russen, aber nicht für die Amerikaner, die sich allerdings einredeten, es handle sich um eine existenzielle Auseinandersetzung. Wie sehen Sie das?

**Mearsheimer:** Die Idee des Westens, die Ukraine zu einem Bollwerk an Russlands Grenze zu machen, wird von den Russen eindeutig als existenzielle Bedrohung angesehen, aus guten strategischen Gründen, wie ich finde. Umgekehrt haben die Russen nicht genug militärische Macht, um Europa zu erobern und die USA zu bedrohen. Die Russen liegen nicht vor unserer Haustür, so wie wir vor ihrer Haustür liegen.



«Ich bin überzeugt, dass ich recht behalten werde»: Geostratege Mearsheimer.



«Die USA stecken in echten Schwierigkeiten»: Joe Biden mit Wolodymyr Selenskyj in Kiew, 20. Februar.

**Weltwoche:** Russland ist also keine existenzielle Bedrohung für die USA und Europa?

**Mearsheimer:** Ich stimme Todd zu, dass der Westen immer tiefer in diesen Krieg hineingeraten ist. Die USA und ihre Verbündeten können eine Niederlage kaum noch akzeptieren. Wenn weithin der Eindruck entsteht, dass die Russen gewonnen haben, wäre das ein verheerender Schlag für Amerikas Prestige. Wir haben es mit einem interessanten Paradoxon zu tun: Wenn die USA anfangen zu gewinnen, gibt es einen Atomkrieg. Wenn die USA verlieren, schwächt das ihre Position. Die USA stecken in echten Schwierigkeiten.

**Weltwoche:** In solchen Situationen lässt man sich leichter zu riskanten Aktionen hinreißen. Der berühmte Reporter Seymour Hersh schreibt in einem ausführlichen Artikel, dass die Amerikaner hinter der Zerstörung der russisch-deutschen Erdgas-Pipeline Nord Stream steckten. Halten Sie diese Geschichte für glaubwürdig?

**Mearsheimer:** Ich kenne Hersh recht gut. Er ist integer, ein erstklassiger Journalist. Seine Story ist schlüssig. Wenn man sich vergegenwärtigt, was Präsident Biden und seine Leute über Nord Stream sagten, ist eine amerikanische Täterschaft plausibel. Warum sollten die

Russen ihre eigene Pipeline angreifen? Das ergibt keinen Sinn.

**Weltwoche:** Wenn es wirklich die USA waren, welche Folgen hätte das für die Welt?

**Mearsheimer:** Es würde Amerikas Ruf nicht schaden, weil ohnehin kaum mehr jemand den Amerikanern vertraut. Die interessante Frage ist, wie die Europäer reagieren würden. Ich glaube, die Amerikaner haben das Gefühl, die Europäer würden nicht protestieren. Die Haltung ist: Wir können die Europäer herumschubsen, sie schlagen nicht zurück.

**Weltwoche:** Wie beurteilen Sie die Sanktionen?

**Mearsheimer:** Ich war überrascht, wie wirkungslos sie sind. Ich dachte, sie würden Russland in der Kriegsführung beeinträchtigen. Dieser Effekt ist ausgeblieben. Ich kenne niemanden, der heute noch glaubt, dass die Sanktionen den Ukrainern helfen. Mehr noch: Sie schaden den Europäern mehr als den Russen. Die Amerikaner profitieren.

**Weltwoche:** Wie gefährlich ist Putin? Stellt er eine Bedrohung für die Welt dar?

**Mearsheimer:** Das ist die gängige Meinung im Westen. Das Argument lautet, er sei ein Imperialist, der die Sowjetunion wiederherstellen oder ein Grossrussland schaffen wolle. Und so

bald er das erreicht habe, werde er nach Europa ausgreifen. Ich halte diese Darstellung für falsch. Putin hat nie ein Interesse an der Eroberung der Ukraine gezeigt. Was er will, ist deren Aufnahme in die Nato verhindern. Diese Position vertritt er seit 2008, als die Nato beschloss, das Aufnahmeverfahren für die

*«Wenn die USA anfangen zu gewinnen, gibt es einen Atomkrieg.»*

Ukraine einzuleiten. Putin hat wiederholt klargemacht, dass das für Russland inakzeptabel sei. Der Westen hat seine Bedenken missachtet. Das ist der Hauptgrund, warum er am 24. Februar 2022 den Krieg begonnen hat. Er verhält sich nicht unberechenbar wie Adolf Hitler.

**Weltwoche:** Viele Experten warnten vor den Risiken einer Nato-Osterweiterung, darunter Persönlichkeiten wie Henry Kissinger und George F. Kennan, aber auch Sie, Professor Mearsheimer. Warum haben die Politiker nicht darauf gehört?

**Mearsheimer:** Es gab durchaus Politiker, die einen Nato-Beitritt der Ukraine kritisch sahen. Noch auf dem Bukarester Gipfel im April 2008

wehrten sich die deutsche Kanzlerin Angela Merkel und der französische Präsident Nicolas Sarkozy gegen das Aufnahmeverfahren für die Ukraine. Die Bush-Regierung setzte diesen Punkt durch, weil die USA ihren Rivalen Russland schwächen wollten. Merkel hat kürzlich gesagt, dass sie diese Politik ablehnte, weil sie glaubte, Putin würde sie als Kriegserklärung auffassen. Es war von Anfang an klar, dass die Aufnahme der Ukraine in die Nato ein Rezept für eine Katastrophe ist. Trotzdem hält man bis heute daran fest.

**Weltwoche:** Merkel sagte auch, der Westen habe die Minsker Abkommen nie ernst gemeint.

**Mearsheimer:** Ich war von dieser Aussage schockiert. Putin will den Bürgerkrieg zwischen Russen und Ukrainern im Donbass beenden. Die Vereinbarungen von Minsk sollten genau das bewirken. Putin arbeitete dafür mit den Deutschen, den Franzosen und den Ukrainern zusammen. Und er war aufrichtig. Jetzt sagt Merkel, die Ukraine und der Westen hätten nur Zeit gewinnen wollen, um die ukrainische Armee für den Krieg im Donbass aufzurüsten. Der französische Präsident Macron sagt dasselbe, ebenso die ukrainischen Präsidenten Poroschenko und Selenskyj. Alle räumen sie ein, dass sie unaufrichtig waren. Es scheint, dass Putin der Einzige war, der sich wirklich für eine Beilegung des Konflikts im Donbass einsetzte.

**Weltwoche:** Sehen Sie eine Möglichkeit, einen solchen Vertrauensbruch zu kitten?

**Mearsheimer:** Nein, nicht in absehbarer Zukunft. Der Westen hat ganze Arbeit geleistet, um die Beziehungen zu Russland zu vergiften. Wir befinden uns in einem neuen Kalten Krieg, nur gibt es diesmal zwei Konfliktlinien: einerseits zwischen den USA und Russland in der Ukraine, andererseits zwischen den USA und China in Ostasien, namentlich Taiwan.

**Weltwoche:** Heisst das, die Situation ist heute gefährlicher als damals?

**Mearsheimer:** Es sieht so aus. Der alte Kalte Krieg konzentrierte sich auf Mitteleuropa, wo sich zwei riesige, bis an die Zähne bewaffnete Armeen mit Atomwaffen gegenüberstanden. Da war es schwierig, wenn nicht unmöglich, einen Krieg zu beginnen, weil dieser höchst-

*«Angesichts der geografischen Lage der Schweiz halte ich ihre Neutralität für sinnvoll.»*

wahrscheinlich sofort nuklear eskaliert wäre. Um eine kleine Insel wie Taiwan lässt sich ein solcher Krieg eher führen. Ausserdem waren beide Seiten nach dem Zweiten Weltkrieg erschöpft. Als die Sowjets 1956 in Ungarn einmarschierten, dachten die Amerikaner nicht daran, die Ungarn zu retten. Ebenso wenig dachten sie 1968 daran, die Tschechen zu retten. Heute helfen die Amerikaner den Ukrainern im Krieg gegen die Russen. Das ist ein wesentlicher Unterschied.

**Weltwoche:** Der amerikanische Luftwaffengeneral Mike Minihan sagt, er rechne damit, dass die USA in zwei Jahren im Krieg gegen China stünden. Ist das nur eine absurde Einzelstimme, oder ist es ein Hinweis darauf, dass sich die Amerikaner für den Ernstfall rüsten?

**Mearsheimer:** Die Aussage zeigt, wie gefährlich die Situation ist. Die Chinesen sind entschlossen, Taiwan zurückzuerobern. Die Amerikaner sind entschlossen, Taiwan zu verteidigen. Sollten die Chinesen angreifen, gehört Taiwan zu einer von den USA geführten Koalition, die zum Ziel hat, Chinas Einfluss in Asien einzudämmen. Das heisst nicht, dass es zum Krieg kommen muss. Aber die Möglichkeit ist da.

**Weltwoche:** Was sind Chinas Ziele, abgesehen von der Rückeroberung Taiwans?

**Mearsheimer:** Die Chinesen verfolgen ihre eigene Monroe-Doktrin. Sie wollen ein regionaler Hegemon sein und versuchen alles, um die Amerikaner aus Ostasien zu verdrängen. Ich mache ihnen keinen Vorwurf deswegen. Aber die Amerikaner und die meisten Nachbarn Chinas wollen kein hegemoniales China, was verständlich ist. Es besteht also ein sicherheitspolitischer Wettbewerb zwischen den USA und China. Und viele ostasiatische Länder haben sich mit den USA gegen China verbündet.

**Weltwoche:** Ist die Furcht vor China gerechtfertigt? Ist China eine Bedrohung für die Welt?

**Mearsheimer:** Aus der Sicht der Amerikaner ist China ein gefährlicher Widersacher, ein



«Die Russophobie im Westen ist wirklich bemerkenswert»: George Bush mit Wladimir Putin in Sotschi, 6. April 2008.



Feind. Die USA sind darauf bedacht, die führende Grossmacht zu bleiben. Entscheidend dafür ist die Kontrolle über die Spitzentechnologie. Die USA wollen nicht, dass China in der Lage ist, hochentwickelte Produkte herzustellen. Die Chinesen werden sich darum an die Europäer wenden, um ihre technischen Fähigkeiten zu verbessern. Und die Europäer werden diese lukrative Geschäftsmöglichkeit gerne nutzen, was wiederum die Amerikaner verärgern wird. Für die USA ist China eine Bedrohung, für Europa eine Chance.

**Weltwoche:** China wird Europa und die USA entzweien?

**Mearsheimer:** Daran gibt es für mich kaum einen Zweifel.

**Weltwoche:** Die USA galten lange als Leuchtturm der Freiheit und des Common Sense. Wie ist das heute? Haben die USA, herausgefordert von China, eine Identitätskrise?

**Mearsheimer:** Es fällt den USA schwer, sich an die neuen Verhältnisse auf der Welt anzupassen. Ab Ende des Kalten Kriegs bis etwa 2017 gab es fast dreissig Jahre lang einen unipolaren Moment. Die USA waren in dieser Zeit die einzige Grossmacht. Nun sind wir in eine multipolare Weltordnung eingetreten, in der es zwei Grossmächte gibt, die USA und China, daneben ein schwerbewaffnetes, zu allem entschlossenes Russland. Gleichzeitig stecken die USA an der Heimatfront in Schwierigkeiten. Es gibt eine starke Polarisierung im Land. Die Leute auf beiden Seiten der Kluft reden kaum mehr miteinander. Werte wie die Redefreiheit sind bedroht. Es ist schwierig, zu sagen, wohin das genau führen wird. Sicher ist, dass es viele Leute gibt, die sich um Amerikas Zukunft ernsthaft sorgen, mich eingeschlossen.

**Weltwoche:** Eigentlich ist es verrückt: Russland und China haben den Kommunismus abgelegt, die Grossmächte sind sich philosophisch näher als je zuvor, trotzdem brodelt es.

**Mearsheimer:** Politisch gesehen gibt es durchaus Unterschiede. China und Russland sind Autokratien, die USA eine liberale Demokratie. Wirtschaftlich gab es eine Annäherung, das ist richtig. Wenn mir jemand sagt, China sei ein kommunistisches Land, antworte ich, wir sollten uns wünschen, es wäre so. Denn wenn China ein kommunistisches Land wäre, wäre es bankrott und keine Herausforderung für die USA. China ist zu einer Herausforderung geworden, weil es das kapitalistische Spiel so hervorragend beherrscht.

**Weltwoche:** Wie wichtig ist in einer solchen Situation ein neutrales Land wie die Schweiz?

**Mearsheimer:** Angesichts der geografischen Lage der Schweiz halte ich ihre Neutralität für sinnvoll. Wie wichtig ist das für den Rest der Welt? Ehrlich gesagt, die Schweiz ist zu klein, um die Konflikte der Grossmächte zu beeinflussen. Darum ist es für sie wohl am besten, sich nicht einzumischen.



„Jetzt haben wir extra einen modernen High-Tech-Aufzug eingebaut.“

**Weltwoche:** Was muss getan werden, um einen dritten Weltkrieg zu vermeiden? Was ist Ihr Ratschlag an Joe Biden, Wladimir Putin und Xi Jinping?

**Mearsheimer:** Es gibt nicht viel, was sie tun können, wenn wir uns die Struktur des internationalen Systems ansehen. Wir werden

*«Die Russen haben den Westen seit April 2008 unablässig gewarnt. Der Westen ignorierte diese Warnungen.»*

einen intensiven Sicherheitswettbewerb zwischen den USA und China einerseits, zwischen den USA und Russland andererseits erleben. Ich sehe in beiden Fällen keine Möglichkeit, dem zu entkommen. Wir müssen darauf hoffen, dass die Grossmächte diesen Wettbewerb austragen können, ohne dass er in einen Krieg ausartet.

**Weltwoche:** Professor Mearsheimer, Sie sind einer der ganz wenigen Intellektuellen im Westen, die sich trauen, öffentlich die Politik der eigenen Regierung zu kritisieren. Wie erleben Sie die Debatte um den Ukraine-Krieg dieser Tage?

**Mearsheimer:** Wir sind unfähig, offen über die Ursachen, das Verhalten und die Folgen dieses Kriegs zu diskutieren. Es ist bemerkenswert, wie sehr die Mainstream-Medien im Westen zum Propaganda-Arm der westlichen und ukrainischen Regierungen geworden sind. Jeder, der diese Erzählung in Frage stellt, wird angegriffen und ausgegrenzt. Das ist bedauerlich.

**Weltwoche:** Wo genau setzt die Kritik an Ihrer Position ein?

**Mearsheimer:** Die Schlüsselfrage lautet: Wer ist für diese Katastrophe in der Ukraine verantwortlich? Die Geschichte, die wir im Westen erfunden haben, besagt, dass Wladimir Putin dafür verantwortlich ist. Es heisst, dieser Krieg sei unprovokiert erfolgt. Das ist

ein wichtiges Wort: unprovokiert. Aus heiterem Himmel habe Putin beschlossen, die Ukraine zu erobern, und wenn er mit der Ukraine fertig sei, werde er andere Länder erobern.

**Weltwoche:** Und dann kommen Sie und sagen, das sei falsch ...

**Mearsheimer:** ... und ich sage es schon seit 2014. Schauen Sie, die Russen haben den Westen seit April 2008 unablässig gewarnt. Der Westen ignorierte diese Warnungen und drängte weiter darauf, die Ukraine in die Nato und in die Europäische Union einzubinden. Er förderte eine ihm genehme Revolution in der Ukraine, er bewaffnete die ukrainische Armee für den Bürgerkrieg gegen die Russen im Donbass. Wer diese Fakten akzeptiert, muss zum Schluss kommen, dass die Russen einen Selbstverteidigungskrieg führen, der durch den Westen provoziert wurde. Aber das wollen unsere Eliten nicht hören, weil es ihnen die Verantwortung für diese Katastrophe überträgt.

**Weltwoche:** Was motiviert Sie, Ihre Argumente gegen all die Widerstände vorzutragen?

**Mearsheimer:** Ich finde, wenn man Professor an einer Universität ist, also eine geschützte Position innehat, ist man verpflichtet, der Macht die Wahrheit zu sagen. Wenn Sie mit der Politik Ihrer Regierung nicht einverstanden sind, sollten Sie das sagen. Wenn Sie mit ihr einverstanden sind, sollten Sie das auch sagen. Sie müssen nicht alles kritisieren.

**Weltwoche:** Im Kalten Krieg gab es schon einmal ein ausgeprägtes Lagerdenken. Hier die Guten, da die Bösen. Wie ist es heute im Vergleich zu damals?

**Mearsheimer:** Es ist heute viel ausgeprägter. Der amerikanische Russland-Historiker Stephen Cohen sagte vor seinem Tod, dass es im Kalten Krieg viel einfacher gewesen sei, die sowjetische Position zu stützen. Wer heute Verständnis für die Russen zeigt, wird sofort angegriffen. Die Russophobie im Westen ist wirklich bemerkenswert.

**Weltwoche:** Was tun Sie, wenn Ihnen die Kritik zu viel wird? Gehen Sie joggen, lesen Sie ein Buch? Was ist Ihre Überlebenstechnik in diesen Tagen?

**Mearsheimer:** Ich bin die Kritik inzwischen gewohnt. Ausserdem bin ich überzeugt, dass ich recht behalten werde. In zwanzig Jahren, wenn die Historiker auf diese Zeit zurückblicken werden, wird es eine Fülle von Beweisen dafür geben, die meine Sicht der Dinge stützen. Allein die Tatsache, dass das Establishment jeden Widerspruch unterbindet, spricht Bände. Meine Mutter hat mir als kleinem Jungen schon beigebracht, dass man mit Fakten und Logik nicht zu schlagen ist. Wenn es einfach wäre, meine Argumente zu widerlegen, würde man mich zu Wort kommen lassen. Aber es ist nicht einfach, meine Argumente zu widerlegen. Deshalb greift man die Person an. Das ist nichts Neues.

# Verwischte Linien

Pharrell Williams, der Musikproduzent, wird Kreativchef von Louis Vuittons Männerabteilung. Ein schlauer *move* – bei dem es am Rande auch um Mode geht.

Mark van Huissing

Vergangene Woche durfte er ein frühes Geschenk für seinen bevorstehenden 50. Geburtstag, am 5. April, in Empfang nehmen: Er wurde zum neuen Kreativdirektor der Männermode von Louis Vuitton ernannt, eine der «angesehensten Stellen der Branche» (*New York Times*). Er folgt auf den kürzlich und jung verstorbenen Virgil Abloh, einen Architekten/Ingenieur aus Chicago, bekannter als früherer Stylist von Ye, dem Musiker, der zuvor Kanye West hiess.

Tatsächlich, ein grosser Posten für «little Skateboard P», wie sich der amerikanische Rollbrettfahrer und spätere Musikproduzent früher nannte. Andererseits: Pharrell Lanscilo Williams aus Virginia Beach war schon vor fast zwanzig Jahren zum bestgekleideten Mann der Welt gewählt worden, von der *Esquire*-Redaktion.

Dennoch handelt es sich bei der Personalie um einen weiteren Fall von *blurred lines*, verwischten Linien, was die Trennung des Mode- und Showbusiness betrifft. Wenn auch um den bisher wohl meistbeachteten *move* – Louis Vuitton ist die wichtigste, also bestverkaufende Marke und Tochterfirma der Moët-HennessyLouis-Vuitton-Gruppe (LVMH), dank deren starker Aktienkursentwicklung der Mehrheitsbesitzer Bernard Arnault auf Platz eins der Reichstenliste vorrückte (aktuelles Vermögen zirka 212 Milliarden Dollar, *Forbes*).

## Du willst es doch auch

Wenn wir es von «Blurred Lines» haben: Der Song gleichen Namens von Pharrell Williams (und Robin Thicke) war 2013 ein Nummer-eins-Hit in zahlreichen Ländern, darunter Amerika und Grossbritannien. «Happy» – so der Titel eines weiteren Chart-Toppers von Pharrell – ist er darüber nicht mehr. Ein Richter gab Marvin Gayes Nachlassverwaltern recht, nachdem diese feststellten, das Stück enthalte schützenswerte Tonabfolgen eines Lieds von Gaye, und befahl den Urheberrechtsverletzern, Gewinne von über sieben Millionen an die Kläger abzuführen.

Doch dabei ging's bloss ums Geld. Wichtiger ist ein Name respektive Ruf. Weshalb Pharrell mittlerweile von dem Text aus seiner Hand

Abstand genommen hat: «I know you want it (Hey)», ich weiss, du willst es (Hey), dichtete er seinerzeit. Was die *rape culture*, die Sicht auf sexuellen Missbrauch als tolerierbar, befördere, lautete das strenge Urteil. So wird man kein hohes Tier bei Louis Vuitton, wo vom Geld, das



Stilprägend: Modeschöpfer Williams.

Frauen ausgeben, gelebt wird; ein Sexist kommt nicht in Frage für den grossen Preis der *corporate culture*, der Geschäftswelt.

Ist man eher alte Schule, fragt man vielleicht: «Kann denn der Rapper Mode machen?» Gegenfragen: «Können alle Hitparadenstürmer ihre Tracks selbst schreiben und abmischen? (Nein, dafür haben sie Pharrell.) Oder «kann Jeff Koons

seine Werke herstellen?» (Nein, dafür beauftragt er Kunstproduzenten.) Der Entwurf ist klar: Es gibt immer Mitarbeiter, die das Handwerk im Griff haben, so auch im Modehaus. Vielleicht gehört sogar der neue Kreativchef dazu, er hat immerhin schon mit dem japanischen Streetwear-Designer Nigo für eine gemeinsame Marke zusammengearbeitet.

## «Oh, das ist der letzte Schrei»

Kommt dazu, Pharrell ist ein Arbitr Elegantiarum, wie man früher sagte, ein Sachverständiger in Fragen des guten Geschmacks. Trägt er zu

*Er war schon vor fast zwanzig Jahren zum bestgekleideten Mann der Welt gewählt worden.*

kurze Hosen, denkt keiner: «Hat der Wasser im Keller?», sondern: «Oh, das ist der letzte Schrei, lässig.» Weil Pharrell superberühmt ist. Und supercool. Mehr noch, er ist stilprägend.

Kommt dazu, er muss eine Marke und Ware vor allem verkaufen können – was für manche Kreative ein *deal breaker*, ein unüberwindbares Hindernis, darstellt. Nicht so für Pharrell Williams. Seine erste Kollektion, die zurzeit entsteht, nebenbei erwähnt, wird im Juni an den Pariser Modeschauen gezeigt.

Und dann noch das: Männerkleidungskollektionen vieler wichtiger Marken sind a) ziemlich unwichtig und b) oft ein Verlustgeschäft, denkbarerweise auch bei LVMH (die Gruppe veröffentlicht keine genauen Zahlen dazu). Geld, viel Geld, verdient man mit Accessoires – Taschen, Parfüms, Sonnenbrillen, Mützen et cetera. Solche kann der neue Kreativchef vielleicht auch nicht besonders gut entwerfen. Aber er kann sie noch begehrenswerter machen.

Sein neuer oberster Chef, Monsieur Arnault, übrigens, ist auch nicht der reichste Mann der Welt geworden, weil er der beste Kleider- oder Weinmacher wäre. Nicht mal der beste Kleider- oder Weinhändler. Sondern der Beste im Erfüllen der Wünsche sowie im Wahrmachen der Träume seiner Kundinnen und Kunden.

# Borer, Walder, Canonica, Spiess-Hegglin

Aus aktuellem Anlass die zehn grössten Medienaffären des Jahrhunderts. Meist ging es um Sex.



Die Top Ten der Medienskandale in chronologischer Reihenfolge:

**1 — Fall Finn Canonica (2023):** Anuschka Roshani, Ex-Redaktorin bei *Das Magazin*, beschuldigte Ex-Chefredaktor Canonica, sie sexistisch erniedrigt zu haben. So habe er, klagte sie im deutschen *Spiegel*, zu ihr gesagt: «Obwohl du eine Frau bist, hast du brilliert.» Die Untersuchung entlastete Canonica. Die Presse, woke wie sie ist, schoss sich dennoch voll auf ihn ein. Fazit für Canonica: ein Drama. Alles gilt, nur nicht die Unschuldsvermutung.

**2 — Fall Marc Walder (2023):** Zwischen Ringiers CEO Walder und Peter Lauener, dem Pressechef von Bundesrat Alain Berset, gab es eine Standleitung. Lauener fütterte Walder laufend mit Indiskretionen, mit denen der *Blick* dann Berset bejubelte. Das enthüllte die *Schweiz am Wochenende* und löste einen Mediensturm aus. Fazit für Walder: ein Betriebsunfall. Er verlor zwar die publizistische Verantwortung für den *Blick*, als CEO aber blieb er unbestritten.

**3 — Fall Darius Rochebin (2020):** Er war das Idol des Westschweizer TV, dem selbst Vladimir Putin und Bill Gates Interviews gaben. 2020 wechselte er zur Chaîne Info nach Paris. Nun bezichtigte ihn Ringiers *Le Temps*, das welsche TV-Personal sexuell belästigt zu haben. Die Medien bauten eine Riesenstory, doch alle Vorwürfe lösten sich in der internen Untersuchung in Luft auf. Fazit für Rochebin: Ein Star bleibt ein Star, auch wenn die Hunde bellen.

**4 — Fall Werner De Schepper (2017):** Der Chefredaktor der *Schweizer Illustrierten* wurde zum «Chef der Zudringlichkeiten». So nannte ihn der

*Tages-Anzeiger* und warf ihm vor, seine Redaktoren begrabscht zu haben. Zu Glück kam der Angriff, bevor die #MeToo-Welle so richtig losrollte, so murmelte er eine Entschuldigung und sass die Affäre aus. Fazit für De Schepper: kein Karriereknick. Er wurde zum «Chefautor» und hat somit keine weiblichen Untergebenen mehr.

**5 — Fall Jolanda Spiess-Hegglin (2014):** An einer Party wurde die grüne Politikerin intim mit einem SVP-Kollegen. Es folgte eine endlose Medienshow, in der sie sich als Opfer eines Sexualdelikts inszenierte. Gegen eine Journalis-

## *Eine Erfolgsstory. Jolanda Spiess-Hegglin erfand das Geschäftsmodell des Profi-Opfers.*

tin des *Tages-Anzeigers*, die das bezweifelte, klagte sie mehrmals – und verlor bis vor Bundesgericht. Fazit für Spiess-Hegglin: eine Erfolgsstory. Sie erfand das Geschäftsmodell des Profi-Opfers. Ihr Fanklub finanziert all ihre teuren Aktivitäten.

**6 — Fall Markus Somm (2014):** Es braucht viel, bis die NZZ-Redaktion wütende Protestbriefe verfasst. Die Empörung richtete sich gegen Somm, der neuer Chefredaktor werden sollte und dem die Redaktion eine «national-konservative Gesinnung» vorhielt. Die anderen Medien heulten mit, und Somm war out. Fazit für Somm: positiv. Sein Profil wurde eher geschärft, was er dann für den Aufbau seiner Plattform *Nebelspalter* nutzen konnte.

**7 — Fall Geri Müller (2014):** Der grüne Politiker Müller schickte Selfies seiner nackten Männlichkeit an eine Bekannte, wie die *Schweiz*

*am Wochenende* wusste. Müller, dann von allen Medien gejagt, verlor seine Jobs als Nationalrat und Stadttammann von Baden. 2018 bedauerte der Verlag die ihm zugefügten «Unannehmlichkeiten». Fazit für Müller: Er ist politisch tot, er präsidiert nur noch die Gesellschaft Schweiz-Palästina, wo er gegen Israel polemisiert.

**8 — Fall Carl Hirschmann (2009):** Die Medien, angeführt vom *Tages-Anzeiger*, überschlugen sich mit Sex-Storys über den Partylöwen Hirschmann, etwa über erzwungenen Oralverkehr auf dem WC. Der *Blick* entschuldigte sich 2012 bei ihm, *Tages-Anzeiger* und *20 Minuten* erst 2019. Fazit für Hirschmann: Der Ruf in der Schweiz bleibt beschädigt. Er lebt in Mailand und verwaltet das Familienvermögen von rund einer Milliarde.

**9 — Fall Thomas Borer (2002):** Der *Sonntagsblick* unterstellte Borer, Botschafter in Berlin, eine Sexaffäre mit einem B-Model. Im folgenden Medienhype wurde Borer von Bundesrat Joseph Deiss zum Rücktritt gezwungen. Ringier entschuldigte sich später und zahlte eine Genugtuung in Millionenhöhe. Fazit für Borer: eher ein Glücksfall. Er verdient bis heute als Berater ein Vielfaches seines damaligen Beamtengehalts von 200 000 Franken.

**10 — Fall Tom Kummer (2000):** Unter dem Titel «Bad Boy Kummer» gibt es sogar einen Kinofilm über ihn. Er erfand Interviews mit Hollywoodgrössen wie Brad Pitt und Sharon Stone, die dann in den Magazinen von *Tages-Anzeiger* bis *Zeit* begeistert abgedruckt wurden. Inzwischen ist er zurück, schreibt Bücher und Kolumnen, auch für die *Weltwoche*. Fazit für Kummer: grosses Comeback. Der Fälscher von einst ist zu einer Art Kultfigur geworden.

# Familienfilz im Bundeshaus

Bern ist ein Dorf. Die Bande zwischen Politik, Medien und Verwaltung sind eng. Es scheint niemanden wirklich zu stören.

Hubert Mooser

**D**ie neue Bundesrätin Elisabeth Baume-Schneider (SP) überrascht viele mit der Nomination des Tamedia-Journalisten Christoph Lenz als Co-Informationenchef ihres Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements (EJPD). Denn Lenz ist der Lebenspartner der grünen Genfer Ständerätin Lisa Mazzone. Prompt twitterte FDP-Fraktionschef Damien Cottier nach dem Entscheid schon ganz besorgt in die Welt hinaus, dass es für die Genfer Ständerätin kompliziert werden könnte, wenn die parlamentarischen Fachkommissionen, denen Mazzone angehört, Geschäfte aus dem EJPD behandelten und sie dann jedes Mal wegen eines möglichen Interessenkonfliktes in den Ausstand treten müsse.

Ständerätin Mazzone gibt dazu folgende Erklärung ab: Sie seien zwei unabhängige Personen, die sich an die Pflichten ihrer jeweiligen Funktion halten. Juristisch sei es auch kein Interessenkonflikt. Sie könne Cottier beruhigen, sie werde weiter kritisch die Vorlagen des gesamten Bundesrates behandeln.

## Partner lieferte PR-Unterstützung

Es ist nicht das erste Mal, dass Lisa Mazzone und ihr Lebenspartner Christoph Lenz wegen der heiklen beruflichen und privaten Konstellation auf dem Prüfstand stehen. Ähnliche Kritik bekam die Ständerätin zu hören, als ihr Partner als Bundeshausjournalist arbeitete. Für Mazzone sind das letztendlich politische Sticheleien. Allerdings war es aber auch so, dass, wenn sie im Parlament zum Beispiel gegen Pestizide kämpfte, ihr Partner PR-Unterstützung lieferte.

Gerade diese Liaison zeigt einmal mehr: Es gibt ihn auch in der Schweiz, diesen Filz aus Verwandtschaft, Familien und Freunden in Politik und Verwaltung, Beziehungen, die aufgrund der betroffenen Positionen heikle Situationen fast schon heraufbeschwören – wie es im Fall von Lenz/Mazzone nun vom FDP-Fraktionschef befürchtet wird. Die Zustände sind jedoch nicht vergleichbar mit früheren

Bern

Sitten im Freistaat Bayern, wo Politiker ihre Verwandten auf Staatskosten beschäftigten. Dies ging als «Amigo-Affäre» in die Geschichte ein.

Dennoch, gerade Cottier muss als ehemaliger Berater von Bundesrat Didier Burkhalter (FDP) bestens wissen, wie heikel und

*Seit Christine Schraner Burgener den Job übernommen hat, schiessen die Asylgesuche wieder steil nach oben.*

delikat familiäre Bande sein können. Denn von seinem damaligen Chef Burkhalter hiess es, er habe zu Beginn seiner Amtszeit geplant, seiner Frau, die fast nicht von seiner Seite wich, am Sitz des Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) im Bundeshaus West ein eigenes Büro einzurichten. Darüber zerrissen sich im EDA seinerzeit viele das Maul, bestätigt wurde die Episode jedoch nie. Seine Leute konnten Burkhalter diese Idee aber offenbar ausreden. Nur schon die Dauerpräsenz Madame Burkhalters auf den vielen Auslandsreisen wurde stark kritisiert – weil sie

als Bundesratsgattin (zu) viel Aufmerksamkeit erhielt.

## Aufstieg einer Philosophin

Das bekannteste Paar im Solde der Eidgenossenschaft ist allerdings das Diplomatenpaar Christine Schraner Burgener und ihr Walliser Ehemann Christoph Burgener. Zu Beginn ihrer Karrieren liessen sie sich noch als «modernes Gesicht» der Schweiz (*Basler Zeitung*) von den Medien feiern, weil sie sich eine Botschafterstelle in Bangkok teilten. Das war damals neu. Heute ist die Diplomatin Staatssekretärin für Migration. Seit sie diesen Job übernommen hat, schiessen die Asylgesuche wieder steil nach oben. Ihr Gatte, der jüngere Bruder von SP-alt-Nationalrat und -alt-Regierungsrat Thomas Burgener (VS), ist heute Botschafter im EU-Mitgliedstaat Zypern, in jenem Land also mit den meisten Asylsuchenden pro Kopf.

Ein erstaunlicher Aufstieg von der «esoterischen Philosophin» (*Weltwoche*) in oberste Politik-Sphären gelang der heutigen Staatssekretärin für internationale Finanzfragen, Daniela Stoffel. Mitte 2016 gelangte sie als «diplomatische Beraterin» in die engste Umgebung von



Kreuz und quer: Min Li Marti, Balthasar Glättli.



**Immer wieder Interessenkonflikte:** Lisa Mazzone, Christoph Lenz (l.); Christine Schraner Burgener, Christoph Burgener.

Finanzminister Ueli Maurer (SVP), wo auch das Paarleben mit dem Informationschef des Finanzdepartements (EFD), Peter Minder, seinen Anfang nahm. Weder im Parlament noch in der Verwaltung nahm man an dieser heiklen Querverbindung an der Spitze des Finanzdepartements Anstoss.

Drei Jahre später hievt Maurer sie in eines der höchsten Staatsämter: Stoffel übernahm die Leitung des Staatssekretariats für internationale Finanzfragen (SIF). Es kam auch zu einem legendären Auftritt des Trios Maurer-Minder-Stoffel in den USA. Maurer musste sich damals Spott und Häme gefallen lassen, weil er ein auf Englisch geführtes Interview bei CNN trotz Hilfe seines Einflüsterers Peter Minder nicht optimal meistern konnte. In Bern kursierte danach die Anekdote, Minder sei durch die mitgereiste Freundin, Daniela Stoffel, etwas abgelenkt gewesen und habe deshalb seinen Chef Ueli Maurer nicht bestmöglich coachen können. Der SVP-Bundesrat ist auf Ende 2022 zurückgetreten, und mit ihm schlich still und leise auch sein langjähriger Informationschef Minder ab. Stoffel ist immer noch an den Hebeln der Macht, hat

jetzt aber mit FDP-Bundesrätin Karin Keller-Sutter eine neue Chefin bekommen.

### Grün-rote Erotik

Auch im Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek), seit Jahresbeginn unter der Leitung von Bundesrat Albert Rösti (SVP), findet sich ein prominenter Fall von Familienwirtschaft. Gemeint ist die frühere Radiojournalistin Géraldine Eicher («Echo der Zeit»), die vor einigen Jahren als Departementssprecherin zu Simonetta Sommaruga (SP) wechselte. Sie bleibt auch unter Rösti im Amt. Eicher ist mit dem Informationschef der Parlamentsdienste, Mark Stucki, verheiratet. Vor diesem Hintergrund kann es passieren, dass Journalisten, die ein Problem mit dem Informationschef der Parlamentsdienste haben, dann womöglich auch eines mit dem Informationsdienst des Uvek bekommen.

Erotische Kreuz-und-quer-Verbindungen finden sich auch im Parlament – zum Beispiel zwischen dem Präsidenten der Grünen, Balthasar Glättli, und SP-Nationalrätin Min Li Marti. Liegt es an dieser Liaison, dass der Chef der Grünen Beisshemmungen zeigt, wenn es

darum geht, auf Kosten der SP einen eigenen Sitz im Bundesrat einzufordern? Vor den Wahlen im Kanton Zürich, bei denen die Grünen eine Wahlniederlage einstecken mussten, erklärte Glättli im Interview mit *24 heures* und der *Tribune de Genève*, seine Partei lehne nach wie vor einen Sitz im Bundesrat auf Kosten der SP ab.

Kein Präsident, keine Präsidentin der Grünen hat sich bisher derart klar von sich aus zum Juniorpartner der SP degradiert wie Glättli. Die Fraktionschefin der Grünen, Aline Trede, hat sich in dieser Frage zeitweilig anders geäussert. Auch die Aargauer Nationalrätin Irène Kälin

### Liegt es an der Liaison mit der SP-Nationalrätin, dass der Chef der Grünen Beisshemmungen zeigt?

bekundet keine Probleme damit, der SP einen Sitz wegzuschnappen, wie sie der *Schweiz am Wochenende* offenbarte.

Sonst liegt Glättli mit seiner Beziehung zu einer SP-Nationalrätin ganz auf der Linie der Parteitradition. Ruedi Baumann, der frühere Präsident der Grünen, und SP-Nationalrätin Stephanie Baumann sassen gemeinsam in der grossen Kammer. Sie sind die Eltern des Berner Nationalrates Kilian Baumann. Baumanns Nachfolgerin, die Zürcher Nationalrätin Ruth Genner, knüpfte amouröse Bande zum SP-Nationalrat und Briger Anwalt Peter Jossen.

Die Schweizer Medien sind bei solchen Verstrickungen meistens nachsichtig, selbst wenn die Liaison über Jahre geheim gehalten wurde, wie im Fall von Genner und Jossen, aber auch in jenem von SP-Nationalrat Matthias Aebischer und der Zürcher Grünliberalen und Fraktionschefin Tiana Angelina Moser, die ihre Beziehung zwei Jahre der Öffentlichkeit verschwiegen. Dabei ist diese Intransparenz für Medien zuweilen nicht unproblematisch. Und dies sind nur die Fälle, die öffentlich wurden. Was läuft wohl sonst noch so alles ab unter dem Stichwort «Familienfilz» in Parlament und Verwaltung?



**Parteitradition:** Tiana Angelina Moser, Matthias Aebischer (l.); Daniela Stoffel, Peter Minder.

# Grüner Asyl-Klartexter

Der bayrische Landrat Jens Marco Scherf aus Bayern hinterfragt die deutsche Migrationspolitik. Weil er Zäune an der EU-Aussengrenze fordert, will ihn seine Partei rausschmeissen.

Oliver Stock

Er hat gewusst, worauf er sich einlässt. Aber er hat es dennoch gemacht: Jens Marco Scherf ist einer der wenigen Landräte mit grünem Parteibuch, die es im seit je CSU-geführten Freistaat Bayern gibt. Sein Landkreis heisst Miltenberg und liegt im schönen Unterfranken. 130 000 Menschen leben da, davon 3000 Geflüchtete von überall. Und Scherf hat sich ins Fernsehen gesetzt – in eine populäre deutsche Talkshow – und hat etwas gesagt, was er jetzt auch gegenüber der *Weltwoche* wiederholt: dass die deutsche Flüchtlingspolitik geradewegs in ein Fiasko führe. Dass sie «unmenschlich und zynisch» sei, weil sie die Menschen Schlepperbanden und Kriminellen ausliefere. Und dass es, wenn es etwas bringt, sinnvoll sei, an den Aussengrenzen der EU Zäune hochzuziehen.

## Keine Antwort von Kanzler Scholz

Miltenberg wird auch «die Perle vom Odenwald» genannt, die Kreisstadt ist eine Fachwerkidylle wie aus dem Bilderbuch. Der Landkreis drumherum ist industriell geprägt, es gibt einen grossen Hersteller für Messtechnik



«Unser Herz ist gross»: Politiker Scherf.

und einen Marktführer für Kontaktlinsen. Der 48-jährige Jens Marco Scherf, ein Lehrer und Vater von vier Kindern, mit dunklem Haar und Vollbart, wurde hier in einer aufsehenerregenden Stichwahl 2014 zum Landrat gewählt, als erster Grüner überhaupt in Deutschland. Er besiegte im letzten Wahlgang ganz

*«Es ist das Gegenteil von humanitärer Hilfe, was wir da machen.»*

knapp den CSU-Kontrahenten. Sechs Jahre später beim nächsten Urnengang lag er dann souverän mit fast 70 Prozent der Stimmen schon im ersten Wahlgang vorn und verteidigte das Amt. Den Miltenbergern scheint Scherf zu gefallen. Im Landkreis gefällt es ihnen allerdings immer weniger.

Scherf beschreibt die Situation so: «Woche für Woche kommen zwanzig bis dreissig Geflüchtete. Wir haben fünfzig dezentrale Flüchtlingsunterkünfte im Landkreis. Die sind voll. Wir brauchen aber jede Woche ein oder zwei neue Unterkünfte. Wir brauchen ein bis zwei Häuser, die wir anmieten können. Wir finden aber keine mehr. Die Bereitschaft in den Gemeinden, weitere Geflüchtete aufzunehmen, nimmt rapide ab. Wir führen Einzelgespräche mit Bürgermeistern, gehen in jede Gemeinderatssitzung, wo uns dann gesagt wird, dass nicht nur kein Wohnraum da ist, sondern dass die Kindergärten voll sind und die Schulen auch.» Turnhallen wolle er nicht hergeben. «Wollen wir sie wirklich unseren Kindern nach drei Jahren Corona jetzt schon wieder wegnehmen? Ich finde, da überschreiten wir eine rote Linie», sagt er. Er spricht von Lehrern, die die Integrationsarbeit nicht leisten können, und fügt hinzu: «Da bricht alles zusammen, und das absehbare Fiasko wird durch den Familiennachzug dann noch gesteigert. Der Ausspruch: Unser Herz ist gross, gilt auch für meinen Landkreis Miltenberg, aber wir überschreiten unsere Leistungsgrenzen.»

Er hat deswegen einmal im November und einmal im Januar mit anderen Landräten zu-

sammen an Kanzler Olaf Scholz geschrieben. Eine Antwort ist kein Mal zurückgekommen – worauf sich Scherf eben ins Fernsehen gesetzt hat. «Wir brauchen eine völlig andere Flüchtlingshilfe», sagt er.

Der Landrat beschreibt den Fluchtweg der Migranten aus Syrien, aus Afghanistan und fragt: «Was meinen Sie, warum so wenig Alte, kaum Frauen und wenige Kinder ankommen? Es ist das Gegenteil von humanitärer Hilfe, was wir da machen.» Er schlägt vor, möglichst nah an den Krisenregionen den Antrag auf Asyl stellen zu können. Und er fügt hinzu: «Es muss möglich sein, die EU-Aussengrenze zu schützen, wenn es hilft auch mit einem Zaun und mit legalen Zugängen. Das ist doch normal. Wir müssen doch wissen, wer zu uns einreist. Wir leben in der EU von der Freizügigkeit, wir werden dieses hohe Gut nur aufrechterhalten, wenn wir die Aussengrenzen unter Kontrolle haben.»

## Einsatz für öffentliche Einsicht

Seit er das so ähnlich auch in der Talkshow gesagt hat, haben ihn «mehrere hundert Zuschriften» erreicht. «Zu 98 Prozent enthalten sie Lob und Dank.» Viele seien froh, «dass ich als Grüner sachlich darüber rede. Ich stehe nicht automatisch in einer Anti-Flüchtlings-Ecke, weswegen man mir vielleicht eher zuhört.» In seiner Partei allerdings waren nicht alle froh. «Einem kleineren Teil meiner Partei fällt es schwer, sich von seinem geschönten Blick auf die Wirklichkeit zu verabschieden. Ganz vereinzelt erhalte ich Hinweise, ich solle doch aus der Partei austreten, aber das ist nur eine Handvoll, die sagt: «Schau, dass du rauskommst!» Das kann ich aushalten.»

Ob er sich wie ein Robin Hood fühle, einer, der auf eine schiefe Sicht der Obrigkeit aufmerksam mache? «Nein», sagt er und klingt bescheiden: «Das ist mir zu heldenhaft.» Er sei ja nicht allein, und ihm sei die Obrigkeit auch ziemlich gleichgültig. «Ich brauche jetzt keine Antwort mehr vom Bundeskanzler.» Es sei doch klar geworden, dass alle gemeinsam handeln müssten. Und schon für diese öffentliche Einsicht habe sich der Einsatz eben gelohnt.

# HERODOT



Inkompetenz, intellektuelle Unredlichkeit und Liederlichkeit eines Grossteils der heutigen Journalisten, Politiker und Staatsvertreter erreichen ein unerhörtes Mass. Die Konsequenzen einer Umsetzung politischer Forderungen werden nicht mehr zu Ende gedacht. Dies manifestiert sich besonders bei den Klimaschutzmassnahmen, bei der Aushöhlung der Neutralität und bei der immer unkontrollierteren Zuwanderung in unsere Sozialsysteme. Letztere hat dazu geführt, dass die Schweiz – trotz enormem Fachkräftemangel – inzwischen eine weit höhere Arbeitslosigkeit hat als Deutschland, Grossbritannien oder die USA!

Zum Klimaschutz wird ein Verzicht auf jeglichen CO<sub>2</sub>-Ausstoss bis 2050 gefordert, von Rot-Grün gar bis in zwölf Jahren. Dies bedeutet praktisch keinerlei Fahrzeuge, Heizungen oder Industrien, die mit Öl oder Gas betrieben werden. Als Ersatz kommt in fast allen Fällen nur Elektrizität in Frage, bei den Heizungen braucht es sie für den Antrieb von Wärmepumpen. Der Elektrizitätsbedarf würde sich dadurch – je nach Studie – um 20 bis 50 Prozent erhöhen. Gleichzeitig sollen all unsere Atomkraftwerke, die momentan fast 40 Prozent der Elektrizität produzieren, ersatzlos abgestellt werden. Um den Mehrbedarf zu decken, müsste die Stromproduktion aus Wasserkraft und Solarenergie also mindestens verdoppelt werden. Die gleichen Politiker, welche «netto null» subito fordern, bekämpfen jedoch praktisch alle dazu notwendigen Massnahmen, namentlich neue und höhere Staumauern und Solaranlagen in den Alpen.

Aber selbst wenn wir es schafften, genügend Strom zu produzieren, woher

nähmen wir die seltenen Erden für die Batterien all der Autos und anderen notwendigen Elektrizitätsspeicher? Die gegenwärtig bekannten Kobaltvorkommen etwa reichen bei gleichbleibendem Verbrauch noch fünfzig Jahre, bei einer prognostizierten moderaten Zunahme des Bedarfs gerade noch für zwanzig Jahre. Wird der Umstieg auf Elektroautos beschleunigt, gehen sie entsprechend schneller zur Neige. Eine Umstellung aller Autos in Europa auf Elektroantrieb bedeutete einen

*Gibt es keine Neutralität bei Völkerrechtsverletzungen, dann gibt es sie nie.*

fünfzigfachen Kobaltbedarf. Nun kann man immer auf technologische Fortschritte und neue Vorkommen hoffen, aber staatlich verordnen lassen sie sich nicht. Zudem liegt mehr als die Hälfte der bekannten Kobaltvorkommen in der instabilen Demokratischen Republik Kongo und hat sich China mehr als die Hälfte davon gesichert. Zurzeit kommen gar drei Viertel der Weltproduktion aus dem Kongo und fast zwei Drittel des raffinierten Kobalts aus China.

Über die Neutralität wollte ich eigentlich nicht schon wieder schreiben, aber deren laufende Aushöhlung erfordert Klarstellungen und Widerstand. Die ehemalige Staatssekretärin und jetzige Vertreterin der Schweiz bei der Uno in New York, Pascale Baeriswyl (SP), erklärte letzte Woche im Sicherheitsrat in einer abgelesenen Rede, die Neutralität der Schweiz stehe ausser Zweifel, gelte aber bei Völkerrechtsverletzungen nicht. Ähnliches hört man immer

wieder von Politikerinnen und Politikern bis weit ins bürgerliche Lager. Dies ist totaler Unsinn. Das Neutralitätsrecht bezieht sich nur auf den Kriegsfall, und jeder Krieg beruht auf einer Verletzung des Völkerrechts. Gibt es bei Völkerrechtsverletzungen keine Neutralität, dann gibt es sie nie! Gemäss Uno-Charta ist Waffengewalt bloss zur Selbstverteidigung erlaubt. Damit diese gegeben ist, muss die Gegenpartei Völkerrecht verletzt haben, es sei denn, man habe die abstruse Vorstellung, zwei Parteien könnten zur Selbstverteidigung aufeinander losgehen.

Bei konsequenter Anwendung dieser Logik müsste die Schweiz in allen Konflikten entscheiden, wer Völkerrecht verletzt hat und wer lediglich in Selbstverteidigung handelt, um dann Letztere zu unterstützen. Neutral könnte sie in keinem einzigen Konflikt mehr sein. Sie wäre dann der wohl kleinste Weltpolizist aller Zeiten; in der Praxis aber wohl eher ein Wurmfortsatz von Nato und EU. Das kann man wollen und umsetzen, sofern Volk und Stände der Abkehr von unserer jahrhundertealten Staatsmaxime zustimmen und Bundesrat und Parlament von der verfassungsmässigen Pflicht zur Wahrung der Neutralität entbinden. Was im Moment geschieht, ist indes eine grobe Verletzung unserer Verfassung, um nicht zu sagen ein Staatsstreich, denn die Glaubwürdigkeit der einmal verletzten dauernden Neutralität wird sich nicht wiederherstellen lassen.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

# Der «Nazi», die famose Karriere eines Kampfbegriffs

Obwohl die Deutschen den Weltkrieg verloren haben, scheint es von Nazis nur so zu wimmeln. Das Reizwort ist heute eine beliebte Allzweckwaffe im politischen Grabenkampf.

Christoph Mörgele

Soll man den «Nazi-Stein» in Chur sprengen oder erhalten? Warum rocken «Neonazis» im Pfadiheim Rüti? Was sollen wir von heutigen «Nazi-Bastarden» in Deutschland halten? Oder von einem als «Nazi-Liberaler» beschimpften Künstler? In Kärnten summen «Nazi-Bienen», eine Musikplattform hat ein «Nazi-Problem». Und ein Ballettdirektor beschimpft einen Gegner mit dem Ausruf «Du Nazi!». Dazu gesellen sich russische «Nazis» um Putin genauso wie die ukrainischen «Nazi-Brigaden». Die Sprache von Trump, Bolsonaro, Orbán oder Gauweiler gemahnt ohnehin an jene der «Nazis».

Wir hören von «Altnazis» ebenso wie von «Jungnazis». Mit einem Wort: Bald achtzig Jahre nach dem Untergang des real existierenden Nationalsozialismus gibt's offenbar so viele Nazis wie noch nie. Buchtitel wie «Die Frauen der Nazis», «Nazis in Tibet», «Der Kronprinz und die Nazis» oder «Der gute Nazi» finden reisenden Absatz. Selbst wenn der letztgenannte Albert Speer in Wahrheit kein «guter», sondern ein furchtbarer Nazi war.

Wie lässt sich dieser fulminante Aufstieg, diese schwindelerregende Karriere eines politischen Kampfbegriffs erklären? Vorab ist mit dem Etikett «Nazi» nicht nur volle Aufmerksamkeit, sondern auch dröhnende Empörung garantiert. Ein ähnliches Kraftfeld entfalten nicht einmal Wörter wie «Pädo», «Mord» oder «Sex». Zudem garantiert das Etikett «Nazi» gegen die so Bezeichneten ein effizientes Standgericht ohne jede Prozessordnung.

## Harmlose Lausbübereien

Dabei begann mit dem «Nazi» eigentlich alles ganz harmlos. Robert Stolz komponierte 1927 ein Wienerlied mit dem Titel «Nazi! Nazi!». Weder der Musiker noch der jüdische Textdichter Alfred Steinberg-Frank hegten die geringsten Sympathien für die braunen Horden. Vielmehr verliess der Komponist 1938 nach dem «Anschluss» seine Heimat angeekelt in Richtung USA. «Nazi» bedeutete hier nichts anderes als die österreichisch-bayerische Kurz- und Koseform von Ignaz, wie sie der Münchner Schriftsteller Ludwig Thoma in der Komödie «Der

Schusternazi» schon 1905 verwendet hatte. Der «Nazi» im Sinne von Ignaz wurde in der Donaumonarchie auch als Synonym für die angeblich rohen, dümmlichen Deutsch-Österreicher und Deutsch-Tschechen verwendet.

Die Basler nannten ihre seit 1842 erscheinende linksliberale *National-Zeitung* ganz einfach «Nazi-Zyttig», genau wie die Schweizer ihre Fussball-Nationalmannschaft («Nati»)

*Ein ähnliches Kraftfeld entfalten nicht einmal Wörter wie «Pädo», «Mord» oder «Sex».*

zur Irritation des deutschen Publikums als «Nazi» aussprechen – allerdings mit kurzem a. Der politisch liberal gesinnte Stadtzürcher Sängerverein Harmonie besass seit 1894 die Untergruppe eines «Nazi-Clubs», der schlicht die Begeisterung für alles Nationale ausdrückte. 1920 berichtete die Zeitung *Der Bund*, dass das «Nazi» – nämlich das Hotel «National» in Bern – seine Pforten schliesse. Künftig werde im «Nazi» kein «froher Studentensang» mehr ertönen, sondern «das dürre Leben» der Kreditanstalt abgewickelt. Josef Wiss-Stäheli veröffentlichte 1928 beim Zürcher Orell-Füssli-Verlag ein Jugendbuch mit dem Titel «Nazi, eine übermütige Feriengeschichte». Dieses ent-

hielt nichts als die harmlosen Lausbübereien eines Stadtjungen auf dem Lande.

Die *Neue Zürcher Zeitung* verwendete das politische Wort «Nazi» erstmals am 12. September 1930 im Zusammenhang mit wüsten Wahlauschreitungen in Berlin. Demnach würden die Sozialisten im Anklang an ihren eigenen Spottnamen («Sozis») die Kommunisten als «Kozis» und die Nationalsozialisten als «Nazis» bezeichnen. Die SP Schweiz kämpfte 1935 gegen die Totalrevision der Bundesverfassung mit der Kampfschrift «Soll der Nazi die Schweiz regieren?». Als Migros-Gründer Gottlieb Duttweiler 1937 gemeinsam mit den Frontisten ein Verbot der Freimaurerei unterstützte, bezeichnete ihn die sozialdemokratische Presse als «Nazi». Das Magazin *Die Gewerkschaft* betonte im gleichen Jahr, selbst die «Nazis» könnten sich der Tatsache nicht verschliessen, dass die wirtschaftliche Realität stärker sei als alle Reden von Hitler, Göring oder Goebbels.

## «Sind die Nazis Sozialisten?»

In Deutschland war Reichskanzler Otto von Bismarck bereits 1887 als «Nationalsozialist» bezeichnet worden. Die Verkürzung «Nazi» mussten sich 1903 sogar die Anhänger des «Nationalsozialen Vereins» um Friedrich Naumann gefallen lassen, der heute als Lichtgestalt des deutschen Liberalismus gilt. Die wirklichen Nationalsozialisten benützten in den zwanziger Jahren vorerst die Abkürzung «Naso». Seit 1926 ist aber auch die Selbstbezeichnung «Nazi» verbürgt. Der NS-Propagandist Joseph Goebbels zeichnete 1927 persönlich als Autor der Broschüre «Der Nazi-Sozi», eine Art brauner Katechismus zu fünfzehn Pfennigen mit «Fragen und Antworten für den Nationalsozialisten». In den folgenden Jahren explodierte der Begriff in den Medien Deutschlands förmlich, bei den Anhängern fast ebenso wie bei den Gegnern. Anfang 1930 verwendete Kurt Tucholsky unter dem Pseudonym Peter Panter den «Nazi» erstmals in der Wochenzeitschrift *Die Weltbühne*.

Die frühe negative Verwendung des Begriffs in der Schweiz und im angelsächsischen Raum verantwortete massgebend der Journalist Konrad





Heiden. Der Sozialdemokrat war Sohn einer Jüdin und gehörte zu den frühesten und exaktesten Erforschern der Nazi-Bewegung. Er verbrachte die zweite Jahreshälfte von 1933 in Zürich und publizierte danach im Saarland die Schrift «Sind die Nazis Sozialisten?», dies aufgrund von «100 Dokumenten aus 14 Monaten». Heidens zweibändige Hitler-Biografie erschien im Zürcher Europa-Verlag von Emil Oprecht. Auf den Studien dieses frühen «Anti-Nazis» beruht noch heute praktisch die gesamte anerkannte biografische Forschung über den Diktator. Nachdem Konrad Heiden 1940 in die USA geflohen war, verwendete er konsequent die Kurzform «Nazi», die sich einerseits als Kampfbegriff eignete, andererseits in den Zeitungen attraktive Schlagzeilen ermöglichte. Noch auf seinen Grabstein in Massachusetts liess er die Worte «Feind der Nazis» setzen.

### Furore im Angelsächsischen

Im angelsächsischen, überhaupt im internationalen Sprachgebrauch waren die «Nazis» seit der Machtergreifung allgegenwärtig. 1933 gründete der deutschstämmige Staranwalt und Philanthrop Samuel Untermyer in New York die Non-Sectarian Anti-Nazi League mit dem Ziel, Deutschland mit Wirtschaftssanktionen zu belegen. Der Anti-Nazi Council in London, gegründet von linksstehenden Antifaschisten, vermochte selbst den konservativen Winston Churchill von seinen Zielen zu überzeugen. Das Wort «Nazi» bezeichnet fortan nicht nur die Personen, sondern die gesamte Politik, die Ideologie und 1939 bis 1945 vor allem auch die Kriegführung des deutschen NS-Staates.

Angesichts wachsender Umtriebe von Anhängern des nationalsozialistischen Gedankenguts in der Schweiz sahen sich die kantonalen und eidgenössischen Behörden seit den dreissiger Jahren veranlasst, den Staatsschutz und

### Besonders enthemmt führen sich anonyme Nutzer in den sozialen Medien auf.

die Strafverfolgung zu verschärfen. In den amtlichen Gesetzestexten wurde die Bezeichnung «Nazi» als unseriös verworfen und stattdessen zur Abkürzung NSDAP gegriffen. Erst als sich das Kriegsgeschehen zugunsten der Alliierten neigte, wurde «Nazi» in der Schweizer Presse zum Leitbegriff für faschistische, nationalsozialistische und rechtsextreme Bewegungen und Figuren. Am Tag der Friedensfeier in Zürich forderte denn auch Gewerkschaftssekretär Otto Schütz die Ausweisung aller «Nazis», während er die Sowjetunion und deren Rote Armee hochleben liess.

In den nunmehr entstehenden Staaten jenseits des Eisernen Vorhangs wurden Begriffe wie «Nazi», «Nazismus», selbst «Nationalsozialis-



Eine Art brauner Katechismus: Banksys «The banality of the banality of evil», 2013.

mus» weitestgehend vermieden. Zu sehr ärgerte die kommunistischen Wortführer die damit verbundene Abwertung des Wortes «Sozialismus». Auch setzte etwa die DDR nicht wenige Rechtsgrundsätze des früheren Nationalsozialismus fort, etwa die Sippenhaft. Ein Unrechtsstaat, so zeigte sich, war eben auch ausserhalb jener Ideologie möglich, die man den «Nazis» zuordnete. Gleichwohl konnte der thüringische Ministerpräsident Bodo Ramelow (Die Linke) noch 2019 erklären: «Der Begriff «Unrechtsstaat» ist für mich persönlich unmittelbar und ausschliesslich mit der Zeit der Nazi-Herrschaft verbunden.»

### Tabakgegner und Jazzgläubige

In Grossbritannien hat indessen die Socialist Workers Party 1977 eine gewerkschaftlich alimentierte «Anti-Nazi League» (ANL) gegründet – zur Abwehr rechter Bestrebungen. In den Vereinigten Staaten erlebt der Begriff mittlerweile eine Ausweitung für jede Art von Verbissenheit und Fanatismus. Ein «tobacco nazi» ist ein messianisch auftretender Gegner des Rauchgenusses, ein «jazz nazi» ein ebenso glaubenseifriger Anhänger der Jazzmusik, unter strikter Ablehnung jeder anderen Musikrichtung.

Die berühmte «Nazikeule» ist auch hierzulande zum allgemeinen Werturteil der Linken gegen die Rechten verkommen. Der inflationäre Gebrauch nutzt sich zwar ab, bietet aber gleichzeitig den immer öfter genutzten Vorwand, «Andersdenkende» abzuwerten und damit auch alle legalen und illegalen Möglichkeiten der Bekämpfung zu rechtfertigen. All dies geschieht unter gleichzeitiger Verharmlosung der historisch realen Nazi-Verbrechen.

Besonders enthemmt führen sich anonyme Nutzer in den sozialen Medien auf. Der Aargauer SVP-Nationalrat Andreas Glarner musste sich auf Twitter als «Nazi-Schwein» beschimpfen lassen, dessen Parteikollege Erich Hess wurde vom albanischstämmigen Youtuber Bendrit Bajira so imitiert: «Ich bin ein Nazi in anderen Worten und hasse alle Ausländer.»

Umso dankbarer sind die vielen Anti-Nazis, wenn sich ein Nazi endlich einmal wirklich festnageln lässt. Gegenüber dem *Bund* erklärte 1987 ein Ernst Kym von der Nationalen Aktion und Mitglied des Berner Stadtparlaments kurz und bündig: «Ich bin Nazi.» Er musste zurücktreten, doch seinem Nachfolger warf ein linker Ratskollege augenblicklich vor: «Edgar Zaugg ist ein ausgekochter Voll-Nazi.»

# Der Groschen ist zu spät gefallen

Jetzt bemerkt Aussenminister Ignazio Cassis seinen historischen Fehler. Er hat die Schweiz als Friedensstifterin ausgeschaltet.

Albert Karrer

**A**n der Münchner Sicherheitskonferenz unter Ausschluss von Russland nahmen auch unsere Bundesräte Ignazio Cassis und Viola Amherd teil. Dabei wurde Cassis von der «Tagesschau» des Schweizer Fernsehens befragt, warum die Schweiz im Ukraine-Krieg nicht zwischen den Konfliktparteien vermittele. Der Tessiner antwortete wörtlich so: «Weil die Schweiz im Moment nicht in der Lage ist, zu vermitteln. Durch die Übernahmen der EU-Sanktionen wurde sie von Russland in den westlichen Feldern gesehen und somit nicht als genügend neutral im breiten Sinne des Wortes betrachtet, um hier jetzt eine Vermittlung zu machen.»

## Jeden Handlungsspielraum verloren

Man spürte förmlich, wie Ignazio Cassis mittlerweile klageworden war, wie sehr die bundesrätliche Politik gescheitert ist. Sie bestand nämlich darin, die Schweiz unter äusserem und innerem Druck als glaubwürdigen,

## Statt unser Land drängen sich jetzt autoritäre Staaten wie China oder die Türkei als Vermittler auf.

immerwährend neutralen Staat aus dem Rennen zu nehmen. Um sie stattdessen durch bedingungslose Übernahmen der Brüsseler Wirtschaftssanktionen zur Kriegspartei zu machen. Jetzt dämmert es im Bundeshaus, dass sich unser Land definitiv und aus eigener Schuld als Friedensstifter und Örtlichkeit einer Friedenskonferenz ausgeschaltet hat. Denn aus der Sicht von Russland hat eine nicht mehr neutrale Schweiz durch diesen verhängnisvollen Entscheid tatsächlich jeden Handlungsspielraum für eine Vermittlung zwischen den Kriegsparteien verloren.

Mittlerweile dämmert es Ignazio Cassis und gelegentlich wohl auch einer Mehrheit der Schweizer Bürger, dass der Bundesrat damit eine grosse Chance vertan hat. Noch im Sommer 2021 hatte Cassis als Gastgeber einer neutralen Schweiz die Präsidenten Joe Biden und

Wladimir Putin in Genf zu Gesprächen empfangen können. Damit dürfte es künftig für längere Zeit vorbei sein. Statt unser Land – ein Wegbereiter und Garant von Demokratie, Rechtsstaat und Humanität – drängen sich jetzt autoritäre Staaten wie China oder die Türkei als Friedensstifter auf. Und das Beispiel von Israel, das sich ebenfalls für Vermittlungen empfiehlt, hält der Schweiz eindrücklich vor Augen, dass die blinde Übernahme von Sanktionen gegen Russland selbst bei erheblicher Abhängigkeit von den USA hätte verweigert werden können.

Die gescheiterte Neutralitätspolitik und die verspielte Friedensvermittlung haben viel mit der Persönlichkeit unseres Aussenministers zu tun. Der persönlich liebenswürdige Ignazio Cassis zeigte sich nach dem Ausbruch des Ukraine-Kriegs nur wenige Tage auf der Höhe seiner Aufgabe. Vorerst schien es, als würde er die schweizerische Neutralität genauso hochhalten wie 2014 sein Vorgänger Didier Burkhalter bei der russischen Annexion der Krim. Cassis gab eine vernünftige Erklärung ab, wonach der Bundesrat auf eigene Sanktionen verzichte, aber die Regeln zur Umgehung von Sanktionen anderer Länder verschärfe. Später schob er nach, die Schweiz verfolge eine «eigenständige» und «differenzierte» Sanktionspolitik.

Unter dem Druck von Brüssel, gewisser Bundesratskolleginnen und der EU-Turbos im Inland schwenkte der Aussenminister dann ins Lager der Neutralitätsbestatter ab. Er stellte Emotionen über nüchterne staatspolitische Erwägungen und sprach in offizieller Rolle als Bundespräsident bei einer Ukraine-Demonstration auf dem Berner Bundesplatz zu seinem «lieben Freund» Wolodymyr Selenskyj. Der Gesamtbundesrat liess sich vor allem durch massive Interventionen der Schweizer Grossbanken in die Rolle einer Kriegspartei drängen. Diese verfolgten indessen ihre eigenen wirtschaftlichen Interessen und kümmerten sich nicht um staatspolitische Grundsätze. Statt ihren russischen Kunden mitzuteilen, dass aufgrund der amerikanischen Pressionen eine Weiterführung der Geschäftsbeziehungen un-



Kein Tell, kein Winkelried: Cassis.

möglich sei, schoben UBS und CS den Schwarzen Peter lieber dem Bundesrat zu.

## Eigentumsgarantie zertrümmert

An der Spitze des Aussendepartements steht mit Ignazio Cassis wahrlich weder ein Wilhelm Tell noch ein Winkelried. Dies wäre auch gar nicht nötig, aber er sollte zumindest die verfassungsmässige Ordnung unseres Landes hochhalten – statt die Eigentumsgarantie mit folgendem frivolem Satz zu zertrümmern: «Die eingefrorenen russischen Gelder sind eine mögliche Quelle für den Wiederaufbau.»

Immerhin legt die Reaktion unseres Aussenministers in der «Tagesschau» nahe, dass sich Cassis mittlerweile seines historischen Irrtums bewusst geworden ist. Er hat den Weg des Krieges gewählt statt jenen des Friedens. In München ist bei ihm jetzt nach fast einem Jahr der Groschen gefallen. Das ist immer noch besser als überhaupt nie.

Albert Karrer ist ein Pseudonym. Der Name des Autors ist der Redaktion bekannt. Es handelt sich um einen erfolgreichen Schweizer Unternehmer, der zu Russland keinerlei geschäftliche oder private Beziehungen pflegt.

# Einigkeit durch Trennung?

Warum es keine separaten Hymnen für weiße und schwarze Menschen braucht.



Gehören Sie zu denen, die sich einmal im Jahr die Nacht um die Ohren schlagen, um den Super Bowl live zu verfolgen und sich am Folgetag mit Augenringen zur Arbeit zu schleppen? Wenn die Antwort «Nein» lautet, sind Ihnen nicht nur ein spannendes Football-Spiel und die Halbzeitshow von Megastar Rihanna entgangen, sondern auch eine Premiere: Erstmals wurden vor Spielbeginn zwei verschiedene Hymnen vorgetragen. Zum einen die herkömmliche US-Nationalhymne «The Star-Spangled Banner». Zum anderen das als schwarze Nationalhymne bezeichnete «Lift Every Voice and Sing», ursprünglich ein Gedicht, das 1900 vom Anführer der schwarzen Bürgerrechtsbewegung, James Weldon Johnson, verfasst wurde. Schauspielerin Sheryl Lee Ralph, die die Hymne vortrug, bezeichnete die Entscheidung der National Football League, diese Performance in den Super Bowl zu integrieren, als «Schritt, alle Menschen zu repräsentieren».

Anders als Ralph bin ich mir jedoch nicht sicher, ob nach Hautfarben aufgeteilte Nationalhymnen der richtige Schritt sind. Auch stellen sich mir angesichts ihres Statements die Fragen, ob «The Star-Spangled Banner» zuvor eine Hymne exklusiv für weiße Amerikaner war oder warum in ihren Augen erst jetzt «alle Menschen» repräsentiert würden.

War es das, was die schwarze Bürgerrechts-Ikone Martin Luther King Jr. meinte, als er am 28. August 1963 seine weltberühmte «I Have a Dream»-Rede beim Marsch auf Washington für Arbeit und Freiheit hielt? Immer wieder habe ich in den letzten Jahren, seit die woke Identitätspolitik auf dem Vormarsch ist, seine berühmte

Rede durchgelesen und kam zum Schluss, dass sie eigentlich genau das Gegenteil meint.

Wovon King träumte, war eben kein Amerika, das in Hautfarben denkt, sondern eines, das farbenblind ist. «Ich habe den Traum, dass meine vier kleinen Kinder eines Tages in einer Nation leben, in der sie nicht nach der Farbe ihrer Haut, sondern nach dem Inhalt ihres Cha-

*War es das, was die schwarze Bürgerrechts-Ikone Martin Luther King Jr. am 28. August 1963 meinte?*

rakters beurteilt werden.» Das klingt nicht nach: «Hey, lasst uns eine Nationalhymne für schwarze und weiße Amerikaner einführen.»

Ich frage mich auch, was Protest-Ikone Rosa Parks dazu sagen würde. Parks wurde 1955 in Montgomery im Bundesstaat Alabama festgenommen, als sie sich weigerte, ihren Sitzplatz im Bus für einen weißen Fahrgast zu räumen. Parks' Aufstand löste den Busboykott von Montgomery aus, der sich gegen die rassistische Politik der Segregation und Rassentrennung wandte. Am 19. Juni 1956 wurde die Trennung nach Hautfarbe in Bussen – Schwarzen war es bis dato nur erlaubt, auf bestimmten Plätzen in den hinteren Reihen zu sitzen – für verfassungswidrig erklärt.

Nun würden woke Linke argumentieren, dass ich mich qua meiner Hautfarbe gar nicht dazu äussern darf, aber ich halte nichts von Sprechverboten aufgrund von Hautfarbe – egal, in welche Richtung. Mir geht es auch nicht

darum, zu behaupten, dass ich als weiße Person weiss, wie es sich anfühlt, schwarz zu sein, oder dass ich Menschen ihre Erfahrungen mit Rassismus abspreche, aber ich bin es leid. Ich bin es leid, was die woke Identitätspolitik und die sogenannte Critical Race Theory, die längst auch zu uns nach Europa geschwappt ist, aus dem wichtigen Kampf gegen Rassismus gemacht haben. Nämlich etwas, was nichts mehr mit dem zu tun hat, wofür frühere Bürgerrechtler und mutige Afroamerikaner wie Rosa Parks und Martin Luther King gekämpft haben.

Es wird keine Einigkeit durch erneute Segregation geben. Auch nicht mit vermeintlich positiven Vorzeichen. Das gilt nicht nur für den Antirassismus, sondern auch für den woken Minderheitenaktivismus im Bereich der LGBTQ-Community. Nicht die Mehrheit der normalen Bürger beurteilt die Menschen heutzutage nach ihrer Hautfarbe und ihrem Geschlecht, sondern die woke Identitätspolitik, die die Zugehörigkeit zu einem Kollektiv, einer Opfergruppe, wieder vor das Individuum gestellt hat. Was so entsteht, ist eine Atomisierung der Gesellschaft und das Gegenteil von Einigkeit und Gleichbehandlung.

Rassistische Gesetze wie in Montgomery wurden nicht trotz der amerikanischen Verfassung, sondern wegen ihr aufgehoben. Es braucht keine Extraflaggen für sexuelle Identitäten, keine gesonderten Hymnen für Schwarze. Die Dinge, die es für eine freie und gleiche Gesellschaft braucht, sind alle schon in unseren westlichen demokratischen Grundwerten verankert. Man muss sich nur an sie erinnern.

# Washingtons Echokammer

Die Münchner Sicherheitskonferenz verdient ihren Namen nicht. Unter ihrem neuen Leiter ist sie endgültig zu einer Unsicherheitskonferenz verkommen.

Stefan Baron

**D**iplomatische Fähigkeiten waren zu allen Zeiten gefragt. Selten aber waren sie es mehr als heute: In der Ukraine tobt ein heisser Krieg; am Horizont taucht schon die Gefahr einer weiteren kriegerischen Auseinandersetzung um Taiwan auf, die Welt rutscht immer tiefer in einen neuen kalten Krieg hinein, der noch weitaus gefährlicher wäre als der erste.

Leider scheinen die Diplomaten unserer Zeit diesen Herausforderungen nicht auch nur annähernd gewachsen zu sein. Ein geradezu deprimierendes Zeugnis dafür lieferte soeben die 59. Ausgabe der Münchner Sicherheitskonferenz (MSC) ab. Schon unter der Leitung von Wolfgang Ischinger war das Treffen seinem nach Ende des Kalten Krieges geäusserten Anspruch, mehr zu sein als eine verkappte Nato-Tagung, immer weniger gerecht geworden.

## Woher der Wind weht

Der neue MSC-Chef, Christoph Heusgen, zuvor aussen- und sicherheitspolitischer Berater von Angela Merkel und Deutschlands Botschafter bei den Vereinten Nationen, zeigt sich gänzlich unverhohlen als Stiefelknecht der von Washington dominierten Militärallianz.

Heusgen hat sich das Wohlwollen des grossen Bruders, ohne das es wohl niemand auf den Chefsessel in München schafft, brav verdient. Als Merkel-Berater wirkte er an der Täuschung Putins in Gestalt des Minsker Abkommens mit, und auch als Mitglied im Weltsicherheitsrat der Uno

verhielt er sich dem grossen Bruder gegenüber stets botmässig. Ganz im Sinne Washingtons hat Heusgen jetzt die MSC wieder vollends auf ihre ursprüngliche Rolle zurückgestutzt und zu einem Instrument der Propaganda und Mobilisierung des Westens im Kampf um den Erhalt der US-dominierten Weltordnung gemacht.

Woher in München der Wind weht, zeigte schon der Teilnehmerkreis. Während sich die Veranstalter einer «Rekordbeteiligung» von US-Politikern rühmten, fehlten Vertreter der russischen Regierung völlig. «Wir sind uns zu schade, diesen Kriegsverbrechern im Kreml eine Bühne für ihre Propaganda zu bieten», so Tagungsleiter

*Eine Lösung für den Ukraine-Krieg gebe es «letztlich nur mit dem Ende des Putin-Regimes», so Heusgen.*

Heusgen. Nicht zu schade war man sich dagegen, schärfsten Kremlkritikern wie Michail Chodorkowski eine solche Bühne zu geben.

Sicherheit in Europa und in der Welt setzt für den neuen MSC-Chef wie für die Scharfmacher Washingtons offenkundig einen Regimewechsel in Moskau voraus. Eine Lösung für den Ukraine-Krieg gebe es «letztlich nur mit dem Ende des Putin-Regimes», so Heusgen. Der vom Kremlherrscher angeordnete «völkerrechtswidrige Angriffskrieg» gegen die Ukraine sei ein «Zivilisationsbruch». Einem Neuanfang der Beziehungen des Westens zu Russland müsse daher eine tiefgreifende «De-Putinisierung» des Landes vorausgehen, «so etwas wie die Entnazifizierung» und das Nürnberger Kriegsverbrechertribunal nach dem Massenmord an den Juden im Dritten Reich. Im Vorgriff darauf lud Heusgen schon einmal den Chefankläger des Internationalen Strafgerichtshofs nach München ein.

Neben Russland (und Weissrussland) war in München auch der für die Sicherheit der Welt so wichtige Iran nicht willkommen. Genauso wie – als erste und bisher einzige der im deutschen Parlament vertretenen Parteien – die AfD. Wem es vornehmlich darum geht, die Reihen fest zu

schliessen und sich gegen die «Aggressoren» in Moskau, Teheran und anderswo einzuschwören, kann Störenfriede bei seinem Feldgottesdienst nicht gebrauchen.

## Scholz schweigt, Macron beschwichtigt

Dass Chinas oberster Aussenpolitiker, Wang Yi, eingeladen war, hatte nur einen Grund: den Druck auf Peking zu erhöhen, sich von der Ukraine-Politik des Kremls klar zu distanzieren. Ein bezeichnendes Schlaglicht dazu lieferte Ex-MSC-Chef Ischinger, als er Wang nach dessen Ansprache ganz undiplomatisch auf offener Bühne empfahl, sich doch bitte schön gleich um die Ecke die Foto- und Videodokumentation des Veranstalters zu russischen Kriegsverbrechen in der Ukraine anzuschauen.

Im nächsten Jahr wird wohl auch China in München nicht mehr dabei sein. Denn Wang liess sich nicht beirren, unterstrich erneut die «objektive und überparteiliche» Rolle seiner Regierung in dem Konflikt und kündigte vor seiner Weiterreise nach Budapest und Moskau eine «Friedensinitiative» an, die sich an der Uno-Charta orientiere und die «legitimen Sicherheitsinteressen beider Seiten» berücksichtige. Zugleich appellierte er an Europa, ebenfalls «eine konstruktive Rolle bei der Deeskalation der Situation» zu übernehmen.

Während Bundeskanzler Olaf Scholz dazu konstruktiv schwieg, betätigte sich der französische Staatspräsident Emmanuel Macron in München zumindest verbal deeskalierend, indem er sich klar gegen eine Politik des Regimewechsels in Moskau aussprach und anregte, sich schon einmal Gedanken über eine künftige gesamt-europäische Sicherheitsstruktur einschliesslich Russlands zu machen.

Heusgen, auch hier voll auf Linie mit Washington und Nato-Generalsekretär Jens Stoltenberg, hat derweil schon China als den letztlich «gefährlichsten Angreifer» ausgemacht: Wenn die USA und Europa gegen Pekings Einfluss im globalen Süden nichts unternähmen, «sitzen wir bald in unserem Asterix-Land, und China bestimmt die Regeln» in der Welt, so der MSC-Chef. Und dehnt die Angstmache vor Moskau



„So, Kinder! Dann geht mal an die frische Wohnzimmerluft – es ist traumhaftes Fernsehewetter.“



*Wohllollen des grossen Bruders:* Gastgeber Christoph Heusgen (3. v. l.) mit dem bayerischen Ministerpräsidenten Söder und Gästen.

(«Putin steht vor der Tür») so um einen Popanz Peking aus.

Die Erzählung von der systemischen Gefahr für die demokratische Welt, die angeblich von den Autokratien in Moskau und Peking ausgeht, dient jedoch nicht nur als Schreckgespenst, sondern auch als Deckmantel für die Auseinandersetzung, um die es in Wahrheit geht: unipolare versus multipolare Welt. So soll möglichst unbemerkt bleiben, dass es die autokratischen Regime sind, die für Multipolarität, also Demokratie und Mitbestimmung auf internationaler Ebene, eintreten, während die Demokratien sich an die bestehende unipolare, auf den Regeln der USA und des Westens basierende, undemokratische internationale Ordnung klammern.

### Europas historischen Fehler

Nach dem Ende des Kalten Krieges und der Auflösung des Warschauer Pakts hat Europa einen historischen Fehler begangen: Statt die Chance zu ergreifen, eine multipolare Weltordnung aufzubauen, konsequent seine eigenen Interessen zu verfolgen, sich von den USA zu emanzipieren, eine gesamteuropäische Sicherheitsordnung unter Einschluss Russlands zu schaffen und die Nato (zumindest als militärische Allianz) ebenfalls aufzulösen, verharrte es im Schlepptau der USA. Allen anderslautenden Versprechen zum Trotz machte es dabei mit, das Bündnis immer weiter nach Osten auszudehnen. Wie es die USA nach dem Ersten Weltkrieg zulassen, dass die europäischen Siegermächte in Versailles den schon am Boden liegenden Gegner Deutschland weiter demütigten und damit den Keim für

den Zweiten Weltkrieg zwei Jahrzehnte später schufen, nahm es Europa in den vergangenen Jahrzehnten umgekehrt hin, dass Amerika, der Sieger des Kalten Krieges, mit Russland ähnlich umsprang. Der Ukraine-Krieg, spätestens aber die Sprengung der Nord-Stream-Gasröhren haben schmerzlich offenbart: Vom einstigen Sicherheitsgaranten sind die USA zum grössten Sicherheitsrisiko für Europa geworden.

Für Russland ist es eine existenzielle Frage, sich in dem Krieg mindestens so weit durchzusetzen, dass seine fundamentalen Sicherheitsinteressen gewahrt bleiben. Alles, was dahinter zurückbleibt, kann es nicht hinnehmen, ohne als Weltmacht endgültig abzudanken. Für die USA ist die Ukraine dagegen nie eine existenzielle, sondern nur eine Frage der Machtentfaltung gewesen. Weil sie es damit jedoch zu weit trieben, mutierte der Konflikt inzwischen allerdings auch für sie zu einer existenziellen Frage: Verliert Kiew den Krieg, spricht: Territorium, und kann nicht der Nato beitreten – wofür immer mehr spricht –, verliert ihn auch Washington. Amerikas ohnehin schon angeschlagenes Prestige in der Welt, sein Selbstverständnis und Selbstbewusstsein würden bis ins Mark erschüttert. Der weitere Zerfall seiner globalen Hegemonialstellung wäre wohl nicht mehr aufzuhalten.

### Selbstbestimmung à la Saarland

Beide Szenarien bergen enormes Eskalationspotenzial und besonders für Europa extreme Gefahren. Nur ein baldiger Friedensschluss, der weder die eine noch die andere Seite als Verlierer dastehen lässt, vermag diese zu bannen.

Die zentralen Elemente dafür liegen längst auf der Hand: Die Ukraine darf weder russisch noch westlich dominiert, sondern muss politisch neutral und wirtschaftlich mit beiden Seiten verbunden sein. Um den Grundsätzen der Uno-Charta, insbesondere dem der territorialen Integrität, gerecht zu werden, könnten die Krim und die anderen besetzten Gebiete zunächst bei Russland bleiben, aber nach einigen Jahren, wie einst das Saarland nach dem Zweiten Weltkrieg, unter internationaler Aufsicht darüber abstimmen, ob es dabei bleiben soll oder ob sie, mit bestimmten Autonomierechten versehen, in die Ukraine zurückkehren wollen.

Eine solche Lösung würde die Ukraine von einem westlichen Vorposten an der Grenze zu Russland und ständigen Unsicherheitsherd zu einer Brücke zwischen West und Ost und einem Testgelände für ein gesamteuropäisches System der Sicherheit machen. Europa könnte so den Fehler, den es nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion gemacht hat, zumindest teilweise wieder ausbügeln.

Ein positiver Beitrag der MSC zu einem solchen Prozess ist allerdings wohl kaum zu erwarten. Im Gegenteil: Die sogenannte Sicherheitskonferenz ist zu einer Echokammer Washingtoner Verblendung, einem Megafon kalter Krieger und so zu einer Unsicherheitskonferenz degeneriert.

Stefan Baron ist Autor mehrerer Bestseller. In seinem jüngsten Buch, «Ami Go Home! – Eine Neuvermessung der Welt», 2021 bei Ullstein erschienen, mahnt er Europa, sich von den USA zu emanzipieren, wenn es Wohlstand und Frieden auf dem Kontinent bewahren wolle.

# Leben und Simulation

Die Realität ist kaum mehr von einer Computersimulation unterscheidbar. Wie lange wird es dauern, bis die künstliche Intelligenz die Planwirtschaft 2.0 ausruft?

Milosz Matuschek

Der österreichische Schriftsteller Stefan Zweig begann sein Buch «Die Welt von Gestern» mit der Beschreibung des Lebensgefühls vor dem Ersten Weltkrieg. Es herrschte eine «goldene Zeit der Sicherheit», in der alles sein bestimmtes Mass, seine Norm, sein Gewicht hatte. Diese Zeit ist längst vorbei, alles ist verwässert, undurchsichtiger und (gender-)fluid geworden. Die grosse Herausforderung für die Zukunft besteht heute darin, zwischen real und falsch zu unterscheiden und sein Leben darauf auszurichten, dass der Boden unter unseren Füßen sich bewegt.

## Krieg wird Frieden

Unsere Zeit kennzeichnet, dass in ihr zur Realität wird, was man bisher nur als Simulation kannte, als Computerspiel, Hollywoodfilm oder dystopischen Roman. Die kastenförmige, sedierte Gesellschaft aus Huxleys «Schöner neuer Welt» macht sich bemerkbar, die Machtübernahme der Maschinen aus «Terminator 2» wirkt



Mensch oder Replikant, das ist hier die Frage: Harrison Ford in «Blade Runner».

heute weit weniger unreal als in den Neunzigern, und ein Film wie «Early Warning» aus dem Jahr 1981, in welchem ein kleiner Elitezirkel seine Weltherrschaftsfantasien auslebt, zum Beispiel über die Kontrolle von Geld und Kommunikation, macht seinem Titel alle Ehre, wenn man das WEF von heute betrachtet oder den World Government Summit, den Welt-Regierungsgipfel (oder schon «Weltregierungsgipfel»?), von dem vor kurzem zu hören war, dass es noch mehr Schock und Disruption brauche, um Veränderungen herbeizuführen.

Zwischen echten Nachrichten und offiziellen Fake News zu unterscheiden, ist heute selbst für geübte Augen immer schwieriger, und es wird noch schlimmer werden, wenn mit künstlicher Intelligenz hergestellte «Deepfakes» das Netz vollends fluten. Dass man mit ein paar Hacks demokratische Wahlen in eine gewünschte Richtung lenken kann, kann längst niemanden mehr überraschen, das ganze Ausmass des Möglichen zeigten kürzlich Enthüllungen rund um die israelische Sicherheitsfirma Team Jorge. Fehlt nur noch, dass wir uns in der analogen Welt, wie im Film «Blade Runner» mit Harrison Ford, die Frage stellen müssen, ob wir es mit echten Menschen oder einem Replikanten, einer analogen, roboterhaften Kopie, zu tun haben.

Auch wenn wir davon noch ein gutes Stück entfernt sind, schleicht sich schon jetzt immer häufiger ein neues Lebensgefühl ein: das Gefühl der Computersimulation. Leben und Simulation wirken wie übereinandergelegt. Das Virtuelle beansprucht immer mehr Deutungsmacht, obwohl es das Analoge allenfalls repräsentiert. Wie der französische Philosoph Jean Baudrillard, «Simulacres et Simulation» (Simulacrum und Simulation), schreibt, entsteht durch das Virtuelle das «mehr als Reale», das Hyperreale, die neue Referenz für die Realität, welche die echte Realität irgendwann wegreuscht. In dem Masse, wie die

Realität in simulierte Scheinrealitäten fragmentiert wird, braucht es dann nur noch einen durch Medienmacht fabrizierten Konsens über Realität, um eine andere Wirklichkeit zu erschaffen. Was Simulation und was Realität ist, wird ununterscheidbar. Krieg wird dann Frieden und Unwissenheit Stärke, wie Orwell es formulierte.

Diese «simulative Wende» hat sich in den letzten Jahren nahezu unbewusst vollzogen. Nur so lässt sich erklären, dass reale grundstürzende Ereignisse, wie die Nord-Stream-Sprengung durch die USA und Norwegen, das Impfdesaster,

*In dieser Welt ist es möglich, Menschen mit dem Aberglauben zu überziehen, dass man das Klima verändern könne.*

die Twitter-Files oder das Hunter-Biden-Laptop-Gate, ausgeblendet werden können. Sie spielen sich in anderen Welten ab, die von den diskursbestimmenden Kräften für irrelevant erklärt und wegreuscht werden. Die Multiplizierung der Welten hat das Zapping-Phänomen zur Folge. Ein jeder kann sich heute den Kanal frei wählen, den er für die Realität halten will. Zwischen den Welten verläuft ein Grenzgraben mit Stacheldrahtumzäunung, eine Nogo-Area des Geistes, ein Minenfeld der Begriffe, mit der Denunziationskaskade «umstritten», «rechts», «verschwörungstheoretisch» und «antisemitisch».

## Gutes Essen auf Instagram

In dieser Welt ist es längst möglich, Menschen mit dem idiotischen Aberglauben zu überziehen, dass man das Klima verändern könne, wenn wir Käfer und Insekten essen, dass Transfrauen einen Mann per Samenspende schwängern können und dass Corona die gefährlichste Pandemie der letzten hundert Jahre war. Man unterschätze eben nie die Macht einer Simulation, die sich für die Wirklichkeit ausgibt, wenn genügend Menschen an sie glauben.

Ab wann also übernehmen die Maschinen die Macht über uns respektive die Menschen, welche die Maschinen kontrollieren? Dieser

Moment lässt sich wohl erst im Rückblick bestimmen, vielleicht liegt er bereits hinter uns, hat sich unterschwellig in unser Denken und Handeln eingebrannt. Ein gutes Essen muss heute nicht nur schmecken, sondern auch auf Instagram so aussehen. Auf Datingplattformen bietet sich das bessere Simulations-Ich als Partner an. Wir passen unser Verhalten den Algorithmen an, die unsere Simulationswelt bestimmen, und indem wir es tun, machen wir die Simulation selbst zur Realität.

Die neue künstliche Intelligenz Chat GPT nebst zahlreichen KI-Apps hat vor kurzem das Tor zu einer neuen Welt aufgestossen. Nun kann man sich Fotos von Neandertalern erstellen lassen, die in einer Höhle Selfies von sich machen, man kann Gedichte über Corona im Stil von Schiller schreiben, sich einen Businessplan für eine App entwerfen und sogar programmieren oder das Anwaltsexamen bestehen. Universitäten, Programmierer, Kanzleien, Schriftsteller und Fotografen sind zunehmend beunruhigt, während Putzkräfte, Klempner oder Mechaniker gelassen in die Zukunft blicken. Wer nicht ersetzt werden will, konkurriert besser nicht mit einer künstlichen Intelligenz, auch wenn diese bisher nur eines kann: nämlich aus Unmengen von Daten eine Simulation von Sinn zu bewerkstelligen. Doch was kann sie noch, was wir nicht wissen? Wie schnell wird die KI «lernen»? Und was erfährt die KI über den Nutzer und dessen Gewohnheiten? Aus der Erfahrung mit Social Media und Co. muss heute jeder wissen: Wenn im Internet etwas vermeintlich «kostenlos» ist, ist der Nutzer das Produkt.

### Spiegelkabinett des Metaverse

Grosse gesellschaftliche Veränderungen lassen sich am besten durchsetzen, wenn sie als alternativlos und unausweichlich präsentiert werden. Was früher Gottes Wille und später der «historische Materialismus» à la Marx war, sind heute klimabeseelte Weltrettungsfantasien und ein jakobinischer Progressismus. Gibt man dem noch die Rechenfähigkeit von künstlicher Intelligenz dazu, mit der kein menschliches Gehirn konkurrieren kann, wird es nicht lange dauern, bis jemand den Versuch machen wird, die KI-gestützte Planwirtschaft auszurufen, die angeblich jeder spontanen Ordnung überlegen ist. Der Mensch läuft dann wie im Computerspiel durch das Spiegelkabinett Tausender Metaverse-Welten, die andere geschaffen haben, und schnappt nach Belohnungen.

Die Welt von morgen wird die Welt der unzähligen kleinen Scheinwelten, die den einzelnen Menschen vergessen lassen wollen, dass er die grösste und echtste aller Welten selbst in sich trägt.

Milosz Matuschek ist Jurist und Publizist. Er ist Herausgeber von [www.freischwebende-intelligenz.org](http://www.freischwebende-intelligenz.org) und veröffentlichte zuletzt den Spiegel-Bestseller «Wenn's keiner sagt, sag' ich's» (Fifty-Fifty, 2022).

# Ein kleines bisschen Aufmerksamkeit

Influencer sind die Werbestars unserer Zeit. Nun regt sich Widerstand – von Influencern.

Sarah Pines

**T**iktok made me buy it» – nirgendwo floriert das von Influencern betriebene Anpreis- und Kaufgeschäft so wie auf der angeblich beliebtesten Social-Media-App der Welt. Im 16. Jahrhundert wurden Sterneleser beziehungsweise Hobby-Astrologen als «Influencer» bezeichnet und Leute, die Einfluss auf den Glauben anderer nahmen. Heute sind Influencer guruhafte, meist junge und attraktive Menschen der Generation Z, die auf sozialen Medien mit Markenprodukten werben, meist Kosmetik, Kleidung oder Wohnaccessoires – das alles in intimen und persönlichen Settings –, und damit einigermaßen wohlhabend und meist auch halbwegs «berühmt» werden. Laut dem Konsumforschungsinstitut für virtuelle Medien GWI ist die Zahl der Konsumenten, die sich auf sozialen Medien zum Kauf von Produkten inspirieren lassen, seit 2015 um 43 Prozent gestiegen; der Marktwert der Influencer-Industrie lag 2022 bei 16,4 Milliarden US-Dollar.

Unter dem Hashtag #deinfluencing startete Anfang Februar eine vehemente Bewegung gegen Kaufhysterie und übermässigen Konsum, mit bereits über 76 Millionen Views auf Tiktok. «Deinfluencer» versuchen, die von Influencern angepriesenen Produkte zu entmystifizieren, indem sie sie durch bessere und günstigere ersetzen, oder sie als das entlarven, was sie oft sind: unnötiger Schrott. Konsum sei schon lange in sinnlosen Kaufrausch gemündet, sagt die Deinfluencerin Jessica Clifton (#impactforgood), sie glaubt an «weniger ist mehr» und daran, dass wenige, ausgewählte Produkte ausreichen.

Deinfluencer beziehungsweise User, die auf sozialen Medien das moderne Konsumverhalten anprangern und dabei Namen wie «rohe Schönheit» oder «nur das Nötigste» tragen, sind nicht ganz neu. Überraschend ist aber das explosionsartige, rasche Ausufern der Bewegung, als gehe es auf den ersten Blick tatsächlich um so etwas wie einen allgemeinen Überdruß am Kauf, der sich nun endlich Bahn bricht.

Anlass für #deinfluencing war der sogenannte #mascaragate-Skandal: Am 24. Januar hatte die auf Tiktok von über 14 Millionen Followern begleitete Influencerin Mikayla Nogueira, die 2021



Ging es je um Wahrheit? Jessica Clifton.

von der *Vogue* noch als Tiktoks beliebteste Makeup-Künstlerin ausgewiesen wurde, ein Video gepostet. Auf diesem stellte sie die neue L'Oréal-Mascara «Telescopic Lift» mit den Worten vor: «This literally just changed my life. This looks like false lashes» und «These are the lashes of my dreams». Der prompte Verdacht auf Seiten der Viewer: Nogueira soll tatsächlich falsche Wimpern getragen haben, tat aber so, als habe die Mascara Wunder bewirkt. Misstrauische Tiktokker rannten los, kauften «Telescopic Lift» und posteten unter #mascaragate Bilder der Resultate – ein unverhoffter Werbecoup für L'Oréal, denn die Mascara ist tatsächlich gut.

### Es geht nicht ohne Belehrung

Influencing ist Werbung. Nur: Ging es in der Werbung je um Wahrheit? Oder geht es nicht eher um das Glücksgefühl beim Schauen, wohl wissend, dass die Realität es nie wird einlösen können? So entsteht auch beim Schauen der meisten #deinfluencing-Clips der Eindruck, dass frei nach dem Motto «Hab ich's als Influencer nicht geschafft, dann versuche ich es eben als das Gegenteil» unter #deinfluencing weiterhin geworben und gebuhlt wird: um Produkte, Likes und Followers. Im Kampf gegen den «Hype» hypen beide Fronten. Es geht nicht ohne Kauf-Kauf, es geht nicht ohne Belehrung, auf der einen Seite die Mascara-Fraktion, auf der anderen die Naturbelassenen. Am Ende wollen doch alle dasselbe: ein kleines bisschen Aufmerksamkeit.

# Einer wie Cary Grant

Gerhard Pfister, Präsident der Mitte-Partei, ist ein eleganter Mann von Welt, wie sie in der Politik selten sind. Aber was ist das überhaupt, diese Mitte?

Tom Kummer

**B**ern Bundeshaus. Wandelhalle. Mein Blick geht nach oben: Herrgott im Himmel, erlaube mir diese Frage: Können wir einem künftigen Bundesrat trauen, der Nick Cave bewundert, jenen australischen Bühnendämon, bekannt für von Schmerz und Obsessionen getriebene Gothic-Rock-Lyrik, dessen Konzerte heute wie Gottesdienste wirken?

Noch ist es nicht so weit. Gerhard Pfister bestellt Bundeshaus-Kaffee, während ich die goldene Mitte auf dem Tisch vor mir suche. Jener Sehnsuchtsort zwischen den Extremen, wo ich mein Aufnahmegerät auf dem Tisch platziere, damit unsere Stimmen etwa gleich stark aufgenommen werden. In der Mitte wird bekanntlich alles gut, oder? Der sicherste Ort für unser Lebensglück, oder?

Hinter Pfister läuft ein Bundesweibel vorbei, trägt Akten unter dem Arm. Ihm folgt Bundesrätin Karin Keller-Sutter, die für kurze Augenblicke in unsere Richtung schaut. Wir sitzen in der Mitte der 44 Meter langen Wandelhalle des Bundeshauses, die mit ihrer Bogenform einen Eindruck der Tiefe erweckt. Hier bei der Cafeteria treffen sich die Ratsmitglieder während der Sessionen, empfangen Lobbyisten, hasten in Fraktionssitzungen, besuchen Fachkonferenzen, geben Interviews.

Zur Erinnerung: Wer als Politiker wiedergewählt werden will, muss sichtbar sein und mit Journalisten in Interviews schmusen. Darum sitzt Gerhard Pfister mit mir an diesem Tisch.

## Anspruchsvoller Stoff!

Das Gespräch startet harzig. Vielleicht sind es meine Einstiegsfragen. Ich habe nach der Kunst des *campaigning* gefragt, fast so, als ob ich mich bei Herrn Pfister als Kampagnenmanager bewerben möchte. Ob er seine Öffentlichkeitsarbeit kontrolliere, sich selbst nach Fernsehauftritten studiere und optimiere, schliesslich gehöre er ja längst der verlorenen Gattung «alter weisser Mann» an, wenn man jungen Wählerschichten glauben will. Politiker ab sechzig, die ausgemustert gehören, weil sie unsere Welt in die Sackgasse manövrierten.

Bern

«Ja, ich lasse mir Feedbacks geben. Ich selber kann das nicht. Dazu habe ich Assistenten auf dem Generalsekretariat, die können das.»

Das Gespräch stockt. Vielleicht stockt es, weil Herr Pfister ja genau so denkt wie ich: Interviews sind grundsätzlich beschissen. In Interviews bleibt man an der Oberfläche. Die Oberfläche interessiert uns aber nicht. Wir haben doch beide Sehnsucht nach echter Konversation, oder? Nach Tiefe, oder? Vielleicht sogar danach, ins Unterbewusstsein hinabzusteigen? Was machen wir also hier?

Pfister sieht das weniger drastisch. Er ist der Öffentlichkeitsarbeit wohlgesonnen. Alles sei ein Medienspiel mit gegenseitiger Abhängig-

*Wow, ich mag dieses Nachdenken über sich selbst. Das ist doch die wahre Schönheit unserer Existenz.*

keit. Ein Wettbewerb um Bekanntheit. «Ich muss in den Medien vorkommen, sonst fragt man sich in der Partei, was los ist.»

Und dann kommt es: «In Talkshows bin ich aber eher wittgensteinisch unterwegs.»

Wittgensteinisch? Kurz nachprüfen: Ludwig Josef Johann Wittgenstein (\* 26. April 1889 in Wien, † 29. April 1951 in Cambridge) gilt als der Vater der sogenannten sprachkritischen Wende: Alle Philosophie ist Sprachkritik. Also: Worüber man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen. Anspruchsvoller Stoff!

«Für mich sind Talkshows und Interviews Sprachspiele. Dabei lerne ich nachher etwas über mich: Wieso ist es mir jetzt nicht gelungen, einen Punkt zu machen? Wieso habe ich mich in dieser Situation in die Defensive drängen lassen? Sie kennen das sicher auch. Sie waren ja auch in solchen Talks, bei «Schawinski» und so weiter. Ich kann in solchen Shows immer was lernen, und das gefällt mir! Und damit sind wir eigentlich schon beim spannendsten Aspekt in der Politik. Jedenfalls für mich: Alles passiert durch das Wort!»

Das Wort! Gerhard Pfister nimmt jetzt einen Schluck Kaffee, schaut selbstversunken auf

seine Tasse, und ich denke: Wow, ich mag diese selbstreflektierende Art, also das Nachdenken über sich selbst und das eigene Verhalten. Vielleicht muss ich es hier nochmals erwähnen, das ist doch die wahre Schönheit unserer Existenz: Introspektion, jene Aufmerksamkeit auf das, was in uns ist. Und ein Wunder dazu: ein Schweizer Politiker, der das Wort ehrt!

## Politik als literarisches Spiel

Meine Mutter, 84, die ich oft konsultiere, bevor ich Politikerporträts schreibe, hat Folgendes beobachtet: Im Parlament sitze Pfister oft in sich versunken da, den Kopf leicht nach unten geneigt, sein Gesicht in den Händen vergraben. Fast ein bisschen autistisch. Bis er plötzlich voll da sei, hochkonzentriert. «Ein starker Mann», sagt meine Mutter, «ein Mann von Klasse, mit Charisma gesegnet. Einer wie Cary Grant.»

Zur Erinnerung: Cary Grants Terrain waren Komödien und elegante Thriller. Er war der Inbegriff des kultivierten Manns von Welt, dessen Nachfolge dann George Clooney angetreten hat.

Ich muss dazu sagen, dass sich meine Mutter auskennt mit Männern in guten Anzügen, eher schweigsamen Männern, nach innen gekehrt, trotzdem leidenschaftlich, kompetent und redigewandt. Pfister sei einer der besten Redner im Parlament, sagt sie, wenn nicht der beste. Knapp und präzise rede er und immer mit trockenem Humor. Ein eleganter, souveräner Mann, wie es sie in der Schweizer Politik nicht oft gibt.

Vielleicht ist so ein Cary-Grant-Typ genau das Richtige für die Mitte der Gesellschaft, oder? Einer der zwar hart und eindeutig rechts steht, ein Wertkonservativer durch und durch, aber die Politik trotzdem eher als lustvolles Spiel versteht. Vielleicht sogar als literarisches Spiel.

Bei unserem Treffen trägt Pfister einen zeitlos attraktiven grau-schwarz karierten Anzug aus in Italien gewebter Schurwolle, ein Anzug für den modernen Gentleman. Mutter wäre entzückt.

Er setzt jetzt die Tasse Bundeshaus-Kaffee ganz vorsichtig auf den Tisch und erklärt fast staatsmännisch: «Wissen Sie, Herr Kummer, wenn Sie darunter leiden, dass Sie ein alter weisser Mann sind, dann lesen Sie Hugo von





«In Talkshows bin ich eher wittgensteinisch unterwegs»: Philosoph Pfister.

Hofmannsthal. Das hilft! Der gehörte zu jenen Denkern, die auch merkten, dass ihre Welt langsam verschwindet, und er entwickelte daraus eine wunderschöne Gelassenheit. Die wünsche ich uns auch.» Verlustängste habe er nicht. So ein Mann sei er nicht. Er lächelt dazu charmant.

Doch in welcher Rolle lächelt er mich jetzt eigentlich an? Als Nationalrat, als Chef der Mitte-Partei und möglicher Bundesratskandidat? Oder vielleicht doch als Literaturexperte? Und noch wichtiger für diese Geschichte: Was ist das überhaupt, die Mitte?

«Die Mitte sollte nicht emotional definiert werden, wie Sie das tun», sagt Pfister. «Die

Mitte ist die politische Verkörperung des Pragmatischen.»

Das klingt mir zu kühl. Dafür ist die Mitte ein viel zu erstrebenswerter Ort in unserer Bevölkerung, ein emotionaler Ort, auch wenn wir es vielleicht nicht zugeben wollen. Die Mitte ist ein Sehnsuchtsort, an dem sich Arbeiter, Leistungsträgerinnen, das gute Volk tummeln wollen. Laut verschiedenen Meinungsumfragen verorten sich rund 70 Prozent aller Schweizer in der Mitte. Was für ein Potenzial für eine Partei! Doch aufgepasst! Der Mythos um die vermeintliche Mitte der Gesellschaft speist sich aus dem Bedürfnis nach einer kollektiven Identität. Er

gründet auf der Vorstellung, es gäbe einen homogenen Kern in einer Gesellschaft, ein «So sind wir» oder «Das macht man hier in der Schweiz eben so». Doch moderne Gesellschaften sind komplex und zeichnen sich durch Heterogenität aus, durch versteckte Emotionen. Bestes Beispiel: dieser Mann, der gerade vor mir sitzt!

Gerhard Pfister studierte nach der Matura Literatur und Philosophie, doktorierte über den Schriftsteller Peter Handke. Ausgerechnet Handke! Einer, der zeitlebens erklärt hat, dass Kunst (oder Literatur) nicht politisch korrekt sein müsse. In der Literatur gehe es nicht um moralische Gesinnung, sondern einzig um die Kunst der Sprache. Schriftsteller könnten

### *Nichts gegen diesen bürgerlichen Sehnsuchtsort: wo die Genialität des Mittelmasses hausen soll.*

zwar Moralisten sein, aber keine Gesinnungspolizisten, die Menschen – wie es gerade linke Autoren und Autorinnen gerne tun – ihre Ressentiments aus dem Hirn brennen wollen.

Pfister wird später von mir sagen, er kenne meine Geschichte, obwohl er keine meiner Bücher gelesen habe, einzig die bisher erschienenen Politikerporträts in der *Weltwoche*. Aber er halte es in meinem Fall mit dem Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki, der über Peter Handke gesagt haben soll: Wer unbestritten ist, taugt nichts.

### **Kleiner Spiesser in uns**

Erst gestern bin ich auf seine Bücherliste gestossen ([www.gpfister.ch/lektuere](http://www.gpfister.ch/lektuere)). Mit über 150 Titeln! Fantastisch! Aber wie ist so was möglich? Diese anspruchsvolle Werksliste, die einen grandiosen vielseitigen literarischen Kosmos offenbart, soll ein ehemaliger CVP-Politiker gelesen haben? Der Chef der zur Mitte umbenannten Partei der Gottesgläubigen? Aus einem Kanton stammend, bekannt für Steuerflüchtlinge und einen Amokläufer.

Ein Kanton aber auch, der dank kluger Politik – die auch die Familie Pfister verantwortet – reich geworden ist, wovon übrigens die ganze Schweiz profitiert. Ein kleiner Kanton, der statt Anerkennung oft nur Neid und Spott erntet, dessen bekanntester Politiker sich am rechten Rand seiner Partei aufhält – und doch immer so tut, als ob seine Partei zwischen den Polen vermitteln könne. Und wo sich das Resultat dann eben oft doch nur als ein weiterer fauler Kompromiss erweist. Denn die Suche nach der goldenen Mitte ist schwierig, verkommt gerne zum kleinsten gemeinsamen Nenner, wird zum Slogan des Spiessertums. So weit meine Vorurteile.

Obwohl: In uns allen steckt ein kleiner Spiesser, oder? In manchen mehr, in anderen weniger. Also nichts gegen diesen bürgerlichen Sehnsuchtsort: wo die Genialität des Mittelmasses hausen soll, die Kunst des Kompromisses.



*Mutter wäre entzückt:* mit Autor Kummer auf der Grossen Schanze in Bern.

Weil in der Mitte ja die ethische Intuition vorherrscht, dass Extreme irgendwie «schlecht» oder womöglich sogar gefährlich sind. Also doch lieber spiessig und weniger Nick Cave?

Doch ein Spiesser präsentiert keine solche Bücherliste! Knapp und knackig kommentiert von Literatur-Aficionado Dr. Gerhard Pfister. Was für ein Geschenk für die Schweiz! Intim und emotional. Wer eine solche Liste präsentiert, gibt das Pokerface auf, das so angesagt scheint in der Politik. Darin sehe ich die grosse Chance der Mitte-Partei, die Chance von Gerhard Pfister – wäre ich als sein Kampagnenmanager gefordert. Heute sind nämlich emotionale Kompetenz für Führungsaufgaben gefragter denn je. Intellekt als Stärke. So eine Bücherliste beeindruckt viel mehr als eine politische Haltung, der man eh nicht trauen kann, weil sie sich ständig der Wetterlage anpasst. Oder wissen Sie etwa, wofür die Mitte stehen soll?

### Arroganz und Nächstenliebe

Wir verlassen jetzt das Bundeshaus, bevor mir die wunderschöne Decke auf den Kopf fällt. Die Wandelhalle überragt nämlich ein Deckenmedaillon, das in der mittleren Reihe die sechs wichtigsten Staatstugenden darstellt: die Wahrheit, die Weisheit, die Vaterlandsliebe, die Fruchtbarkeit, die Barmherzigkeit und die Gerechtigkeit.

«Ja, die Kummer-Spaziergänge», sagt Pfister, «die sind ja schon bekannt. Sehr erfrischend, was daraus dann in Worten entsteht. Wie schaffen Sie das?»

Ja, erstaunlich, was mit dem Geiste passiert, sobald sich der Körper bewegt. Trotzdem hätte ich mit Nationalrat Pfister viel lieber ein Nick-Cave-Konzert besucht.

Wir nähern uns der Kleinen Schanze, jener Park mit Weltpost-Denkmal, der in meiner

Jugend auch als Drogenumschlagplatz und zum *gay cruising* genutzt wurde. Heute ein attraktiver Erholungsort für alle! Die Mitte der Gesellschaft hat gesiegt. Die Extreme sind hier aber nicht verdrängt worden, sondern vereint, integriert. Darum würde ich jetzt gerne mit Pfister über meine Lieblingsautoren reden, die die gesellschaftliche Mitte mit Aussenseitertemen bekannt machten. Schliesslich war die Mitte noch nie das stabile, diskriminierungsfreie, «vernünftige» und «heile» Normengerüst, als das sie so viele gerne sehen würden. Radikale Ansichten lehnen sie fast immer ab. Egal, ob es um berechnete linke oder rechte Gesellschaftskritik geht.

Wir laufen jetzt in Richtung Grosse Schanze, Uni-Gebiet, freier Blick auf die Alpen, Fotos werden gemacht, das Thema Aussenseitertum muss noch warten.

«Wissen Sie, Herr Kummer, es ist eine Herausforderung, aus der Mitte zu politisieren, weil sie ein breiteres Spektrum hat. Mit der Abnahme des Katholizismus hat natürlich auch die

### *Das ist der Steilpass an die alten weissen Männer: Sie sollten mehr heulen!*

Bindungskraft der Partei stark abgenommen. Wir wissen das, wir müssen uns also mehr über Ideen definieren als über die Herkunft – das ist ein Transformationsprozess, der auch mit der Namensänderung zu tun hat. Aber die Zeit ist auf unserer Seite. Alles läuft in der Schweiz auf eine dreipolige Parteilandschaft hinaus. Und wir wollen der Pol in der Mitte sein!»

Die Mitte! Was für ein ungenutztes Potenzial! Jetzt, da die Welt auf dem Kopf steht, die Erosion der Mittelschicht vielleicht auch bei uns bald be-

ginnt und sich als robuste Stabilitätszone auflöst, brauchen wir Typen wie Pfister. Männer, die über eine sensationelle Bücherliste verfügen!

Als wir das Kulturzentrum Progr in der Mitte der grün-alternativen Wohlfühloase Bern erreichen, vor diesem legendären Gebäude einen kurzen Halt einlegen, wo extremste Positionen aus Kunst und Politik unter einem Dach ein Zuhause gefunden haben, da braut sich bei mir – ganz Kampagnenmanager – eine Idee für die Mitte zusammen, die diese Partei, die oft als richtungslos wahrgenommen wird, vielleicht sogar unschlagbar machen könnte gegenüber den eher unterkühlten Haltungsmonstern im linken und rechten Lager. Und das hat nicht nur damit zu tun, dass ich Gerhard Pfister, dem Literaturkenner und stramm rechten Politiker, zutraue, die Linke in seine Strategien einzubinden, nicht aus Empathie, sondern aus Intelligenz.

Nein, ich traue diesem alten weissen Mann Emotionalität in der Politik zu! Die Mitte-Partei der Emotionen!

Denn der kultivierte Geist des Gerhard Pfister, der manchmal unnahbar wirkt, weil er eben auch effizient und kühl darüber befinden kann, was anderen guttut, diese Mischung aus Arroganz und Nächstenliebe, dieser wohlthätige Drang, der sich über alles kleinkarierte Gezerre der Welt erhaben fühlt, dieser Gerhard Pfister hat viel mehr zu bieten. Da schlägt nämlich ein grosses Herz im alten weissen Mann – mit Blick auf seine Bücherliste, die einem emotionalen *roller coaster* gleicht.

### Mehr Emotionen

Mir erscheint dieser Gedanke jetzt beim Kindlifresserbrunnen, nahe dem Zytglogge, als mir wieder mal deutlich wird, wie Emotionslosigkeit und Politikverdrossenheit den wirklich aufregenden politischen Nachwuchs in der Schweiz auffressen. Mehr sichtbare Emotionen – besonders populär bei jungen Wählern – könnten den entscheidenden Vorsprung gegenüber den politischen Gegnern garantieren. Denn nur eines dürfen die grossen Mädchen und Jungs in der Politik nicht, egal, ob rechts oder links: Emotionen zeigen! Tränen gelten immer noch als unprofessionell und sind unter Garantie ein Karrierekiller. Das sagt jede einschlägige Umfrage, jeder Psycho-Coach, jeder Reisst-euch-zusammen-Frauenzeitschriften-Artikel.

Das ist der Steilpass an die alten weissen Männer: Sie sollten mehr heulen! Nachdenklichkeit nach aussen drehen, in Emotionalität verwandeln. Wie Nick Cave. Der Bühnendämon, bekannt für von Schmerz und Obsessionen getriebene Lyrik, durchtränkt von Blut, Schweiß und Tränen. Gerhard Pfister und seiner Partei könnte dabei ein neues Wunder von Bern gelingen. Ein literarisches Wunder in der Politik, in der Mitte der Schweiz.

Tom Kummer ist Schriftsteller in Bern und literarischer Korrespondent der *Weltwoche*.

Öffentlicher Vortrag von Roger Köppel  
**Krieg und Frieden**  
Mit anschliessender Diskussion



**Samstag, 4. März 2023, 11.00 Uhr**  
**Hotel «Marriott», Raum «Century»,**  
**Neumühlequai 42, 8006 Zürich**

**Eintritt frei. Jedermann ist herzlich eingeladen.**

**Achtung: Platzzahl beschränkt.**

**Keine Vorreservation möglich.**  
**Türöffnung: 10.00 Uhr**

# Lasst die Ermittlungen beginnen

US-Vizepräsidentin Kamala Harris wirft Moskau Verbrechen gegen die Menschlichkeit vor. Wie stehen die Chancen einer Anklage?

Alan Dershowitz

**G**ezielt Zivilisten ins Visier zu nehmen, ist ein Kriegsverbrechen. Es handelt sich ebenfalls um ein Kriegsverbrechen, wenn Zivilisten nicht absichtlich als Ziel ausgewählt werden, aber der Angriff in keinem Verhältnis zum militärischen Wert des Ziels steht. Es gibt eindeutige Beweise dafür, dass Russland in beiden Kategorien kriminell handelt. Die Verbrechen gelten meiner Meinung nach zwar nicht als Völkermord – das schlimmste aller Verbrechen –, aber sie erfüllen die Kriterien für Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Die Verbrechen, deren sich Russland schuldig gemacht hat, rechtfertigen eine Untersuchung und eine strafrechtliche Verfolgung durch entsprechende internationale Gerichte.

## Was Den Haag nun tun sollte

Die Frage ist allerdings, ob es solche Gerichte gibt und wenn ja, ob sie willens und in der Lage sind, die Täter vor Gericht zu stellen. Weder Russland noch die Ukraine oder die USA haben das Römer Statut unterschrieben, das die Grundlage für den Internationalen Strafgerichtshof ist, wobei die Ukraine allerdings dessen Zuständigkeit für Kriegsverbrechen wiederholt akzeptiert hat. Der Internationale Strafgerichtshof beansprucht jedoch die Kompetenz, gegen alle Kriegsverbrecher zu ermitteln und sie strafrechtlich zu verfolgen, ohne Rücksicht darauf, aus welchem Land sie stammen. Er kann allerdings nicht über Nationen, sondern nur über Einzelpersonen richten.

Es gibt derzeit Bemühungen, bestimmte russische Personen zu identifizieren, die für Kriegsverbrechen verantwortlich sind. Wenn sie identifiziert sind, können Haftbefehle ausgestellt werden, und wenn sie verhaftet werden, können sie nach Den Haag gebracht und vor Gericht gestellt werden. Zu den Tätern gehören offensichtlich hochrangige russische Beamte, darunter Wladimir Putin, sowie mehrere Generäle. Es ist jedoch höchstwahrscheinlich, dass diese Verbrecher ihre sichere Existenz in Russ-

land oder in Weissrussland aufgeben werden, welche die Verhaftung nicht zulassen werden. Ausserdem stellt die diplomatische Immunität ein Hindernis für die Verhaftung dar.

Dennoch wäre es wichtig, dass die Staatsanwälte in Den Haag strafrechtliche Ermittlungen durchführen und Haftbefehle gegen jeden erlassen, bei dem die Beweislage ausreicht. Selbst wenn die Haftbefehle nur symbolisch sind, könnten sie bis zu einem gewissen Mass eine abschreckende Wirkung auf russische Soldaten niedrigeren Ranges und auf Zivilisten haben, die möglicherweise eines Tages ihr Heimatland, wo sie keine Anklage zu befürchten haben, verlassen wollen.

Dementsprechend sollte die Anklagebehörde des Internationalen Strafgerichtshofs (sofern noch nicht geschehen) eine Task-Force ins Leben rufen, die alle Beweise für Kriegsverbrechen sammelt und auswerten soll. Der Schwerpunkt müsste auf den russischen Handlungen liegen, aber wenn es Beweise für ukrainische Kriegsverbrecher oder andere Täter gibt, sollte auch gegen



«Sie tun es auch»: Präsident Putin.

sie ermittelt werden und sollten diese strafrechtlich verfolgt werden. Kriegsverbrechen kennen keine Uniformen oder Nationen. Sie sind sowohl individuell als auch kollektiv.

Leider kommt es in praktisch allen lange dauernden militärischen Konflikten zu Kriegsverbrechen. Der Begriff wird von allen Seiten als

*Beweise sind in Form von Videos und Augenzeugenberichten bereits öffentlich zugänglich.*

Waffe eingesetzt und wurde schon so oft verwendet, dass er viel von seiner Bedeutung und seiner moralischen Kraft verloren hat. Zudem wird er von den Organisationen der Vereinten Nationen, von Nichtregierungsorganisationen wie Amnesty International und von einigen Medien selektiv angewendet (und ignoriert). Aber was Russland getan hat und weiterhin tut – Angriffe auf Wohnhäuser, Ermordung von Zivilisten mit auf dem Rücken gefesselten Händen, Vergewaltigung von Frauen –, ist so eindeutig kriminell, dass es strafrechtlich verfolgt werden muss, wenn das Verbot von Kriegsverbrechen glaubwürdig bleiben soll.

## «Kollateralschäden»

Ein Grossteil der Beweise für Kriegsverbrechen ist in Form von Videoaufnahmen und Augenzeugenberichten bereits öffentlich zugänglich. Die Russen haben zu ihrer Verteidigung nichts vorgebracht als das übliche «Sie tun es auch» und die falsche Behauptung, dass es sich bei den zivilen Opfern um «Kollateralschäden» handle. Diese Behauptungen werden weder einem Gericht noch dem Urteil der öffentlichen Meinung genügen. Also lasst die Ermittlungen beginnen. Lasst die Haftbefehle ausstellen. Und lasst den Prozess für Gerechtigkeit beginnen, auch wenn er nie zufriedenstellend abgeschlossen werden wird.

Alan Dershowitz ist emeritierter Professor für Rechtswissenschaft an der Harvard University. Er zählt zu den bekanntesten Strafverteidigern der USA.

# Das passiert, wenn man nicht gendert

Wenn dir die Sternchen einfach untergejubelt werden, hat das fast schon komische Züge.



«Aber es wird ja niemandem aufgezwungen», lautet oft die beschwichtigende Antwort der Gender-Freunde, wenn man sich gegen Genderstern, Doppelpunkt und Co. ausspricht. «Es regt bestenfalls zum Nachdenken an.» Das klingt lehrhaft nobel und mag für die einen sicher so sein. Dann gibt es die anderen. Und die fühlen sich wenig bemüsst, das in zahlreichen Umfragen unmissverständlich ausgedrückte «Nein» zur Gendersprache einer grossen Mehrheit der Gesellschaft zu akzeptieren – und führen es mancherorts, so scheint's jedenfalls, mehr oder weniger durch die Hintertür ein: Schulen, Universitäten, Behörden, Unternehmen. Gewiss handeln sie mit bester Absicht – im Namen der Sichtbarkeit aller. Nur hat jeder seine eigene Vorstellung davon, wie er seinen Mitmenschen fair und inklusiv begegnet.

Ein amüsantes Beispiel für das Ignorieren des Publikumswillens lieferte neulich das ZDF. Kai Wegner, CDU-Politiker in Berlin, sprach in einem Videobeitrag mehrmals von «Berlinerinnen und Berlinern», die ZDF-Redaktion machte aus dem Zitat auf ihrer Website: «Die Berliner\*innen» – so als würde er mit Genderpause sprechen. Wenn dir Sternchen jetzt sogar untergejubelt werden, ist das fast schon lustig. Das passiert, wenn Ideale stärker sind als journalistische Sorgfalt. Dem Twitter-User Argo Nerd fiel der Lapsus auf, er wandte sich an den Sender: «Nein, das sagte Kai Wegner nicht im <Heute Journal>.» Daraufhin hat es die Redaktion korrigiert.

Auch Eltern wehren sich dagegen, wenn ihrem Nachwuchs im Klassenzimmer mit Gendersprache begegnet wird; der Rechtschreib-

rat führt Genderzeichen als nicht normgerecht auf. Ein Vater aus Berlin hat jüngst eine Klage gegen das Land Berlin eingereicht. In der Schule seines Kindes werde mit Sprechpausen gesprochen, monierte er, und Gendersprache auch bei schulischen Aufgabenstellungen verwendet. «Schüler haben ein Recht darauf, eine normgerechte Sprache zu lernen», sagte er gemäss des Vereins Deutsche Sprache.

Auch an der Freien Universität herrscht offenbar die Pflicht zum Gendern. Wie die *Berliner Zeitung* schreibt, sind im Studierendenparla-

*Ein gewisser Druck besteht, auch wenn das Dirigieren hübsch verpackt ist, in eine Empfehlung.*

ment Anträge in einer gendersensiblen Sprache einzureichen. Wer nicht gendert, dessen Anträge werden nicht bearbeitet, ein Student musste seine Anträge sprachlich anpassen. Dies gehe aus einer E-Mail der Sitzungsleitung hervor, so die Zeitung. Einspruch dagegen einzureichen, sei unmöglich. Die Uni wisse von den Bedingungen, habe aber offenbar nicht vor, die Verpflichtung zu kippen.

In der Schweiz hat das Kantonsspital Winterthur seinen Mitarbeitern jüngst eine geschlechtergerechte Sprache verordnet; die *Weltwoche* hat darüber berichtet. Einige Ärzte lehnen die Regelung ab und erklären unter anderem, es sei ein «Versuch, in einem Abhängigkeitsverhältnis stehenden Angestellten einen aktivistischen <Newspeak> zu oktroyieren».

Das Abhängigkeitsverhältnis ist ein guter Punkt. Es gibt ja etliche Unternehmen, die für ihre Mitarbeiter mehrseitige Leitfäden zur Gendersprache ausgearbeitet haben. Man spricht dabei stets von «Empfehlung», nur ist es meines Wissens noch keinem Arbeitnehmer auf der Welt zugutegekommen, wenn er eine Empfehlung seines Arbeitgebers missbilligt oder nicht befolgt – zum «Mitarbeiter des Monats» wird er wohl nicht mehr.

In bestimmten Fragen nicht auf der Linie seiner Firma zu sein, kann ein Arbeitsverhältnis selbstverständlich belasten. Ein gewisser Druck zum Gendern besteht für manche also notgedrungen, auch wenn das Dirigieren der Sprache hübsch verpackt ist, in eine Empfehlung. Und wer als Texter in einer Firma oder Behörde arbeitet, die mit Genderzeichen formuliert, hat sowieso keine Wahl.

«All das ist kein Weltuntergang. Und jeder soll gendern, der gendern möchte, wir leben in einem freien Land. Dass die künstliche Sprache mancherorts aber zum sanften, passiven Zwang geworden ist, erregt unter den Kritikern naturgemäss noch mehr Widerstand. Aktionen erzeugen immer Gegenreaktionen. Wenn auf der einen Seite der freie Wille ignoriert wird, darf man dann nicht überrascht sein, wenn auch auf der anderen Seite illiberale Forderungen erwachen, die Einschränkungen oder Druck erzwingen wollen bei Angelegenheiten, die ihnen missfallen. Es gibt Dinge, die man am besten nicht durchstiert.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

# Der Wind heult, am Himmel sausen die Raketen

Wie erleben russische Soldaten den Krieg? Zu Besuch bei Armeeinghörigen, die mit Waffen aus dem Zweiten Weltkrieg gegen einen topmodern ausgerüsteten Gegner kämpfen.

Luca Steinmann



Kämpfe wie im Zweiten Weltkrieg: Kupiansk, 20. Februar.

**D**ima ist 42 Jahre alt, hat kurzgeschnittene graue Haare, im Gesicht eine grosse Brille, in den Händen hält er ein fast zwei Meter langes Gewehr. Bis vor einem halben Jahr lebte und arbeitete er in einer Kleinstadt auf der Insel Sachalin an der russischen Küste zum Pazifischen Ozean, im äussersten Territorium der Russischen Föderation, nur wenige Kilometer von Japan entfernt. Doch dann, im September 2022, erhielt Dima wie viele seiner Landsleute einen Marschbefehl. Er meldete sich in der Kaserne. Nach einer dreimonatigen Ausbildung wurde er in den Donbass versetzt. Hier ist er seither als Scharfschütze gegen die ukrainische Armee im Einsatz.

## «Sie sind sehr nah»

Er lebt und kämpft in den verschneiten Wäldern zwischen den Städten Swatowe und Kreminna, an der Grenze zwischen den Regionen Luhansk und Charkiw. Dieses Gebiet stand bis 2022 unter ukrainischer Kontrolle, dann wurde es im

vergangenen Frühjahr von den Russen erobert. Jetzt verläuft hier eine der blutigsten Fronten dieses Krieges. Zusammen mit Hunderten anderer Soldaten hat Dima im Schlamm Dutzende von langen und tiefen Gräben ausgehoben, aus denen sie auf das ukrainische Militär schiessen. «Sie sind sehr nah», sagt er, während er in einen dieser Tunnels eindringt, «wir sehen sie

## *In den dichten Wäldern um Donezk und Luhansk stösst man auf Soldaten ganz unterschiedlicher Herkunft.*

manchmal schwach in der Ferne und hören ihre Schreie, die Beleidigungen, die sie uns zurufen.» Und dann fügt er an: «Aber die Ukrainer sind eigentlich nicht meine Feinde. Ich bin hier, um gegen die Vereinigten Staaten zu kämpfen.»

Viele seiner Kollegen, die um ihn herumstehen, nicken zustimmend. Auf den Uniformen sind bei einem grossen Teil rote Abzeichen mit Hammer und Sichel aufgenäht. «Es ist wie zu Zeiten der Sowjetunion», bestätigt einer der Sol-

daten, «die Amerikaner waren und sind unser erster und ärgster Feind.»

Dima ist, wie viele seiner Mitstreiter, die mit ihm in den Schützengräben kämpfen, kein Berufssoldat. Er gehört zu den 300 000 Reservisten der russischen Armee, die Putin im September 2022 im Zuge der Mobilisierung einberufen hat. Als er am 24. Februar 2022 seine Truppen in Richtung Kiew losschickte, herrschte die Erwartung, dass die Offensive nach wenigen Tagen mit einem Sieg enden werde. Es galt als sicher, dass die russischen Soldaten in Kiew einmarschieren, Selenskyj vertreiben oder festnehmen und eine prorussische Regierung einsetzen würden, um der Ukraine die Nato-Träume auszutreiben.

Aber die ukrainische Armee und das ukrainische Volk zeigen, zumindest bis jetzt, einen von Putin nicht erwarteten Kampfgeist und eine eiserne Entschlossenheit. Das zwingt den Russen einen erschöpfenden Stellungskrieg auf, der zurzeit hauptsächlich im Donbass ausgetragen wird. In den dichten Wäldern rund um Donezk und Luhansk stösst man auf Soldaten ganz unterschiedlicher Herkunft: russische Berufssoldaten und lokale Milizkräfte, Söldner und Freiwillige, ethnische Russen und asiatische Russen, Alte und Junge.

Das Thermometer zeigt zehn Grad unter null, und der Wind heult. Am Himmel über uns sausen Hunderte von Raketen unaufhörlich in beide Richtungen, gefolgt von langanhaltenden Pfiffen. Fortschritte sind kaum auszumachen. «In den letzten zwei Monaten sind wir nur anderthalb Kilometer vorangekommen», hört man in der Gruppe. Sie hätten keine Befehle zu militärischen Zielen erhalten. Nur eines sei ihnen klargemacht worden: «Dass wir dem Feind so viel Schaden wie möglich zufügen müssen. Wir sollen die ukrainische Armee schwächen, ihre Waffen zerstören, ihre Soldaten töten», habe man ihnen eingebläut. «Zudem sollen wir die Waffenlieferungen angreifen, welche die Ukrainer aus westlichen Ländern erhalten.»

Erreicht man die Frontline bei Kreminna, wird der Unterschied zwischen den beiden Armeen deutlich: Die Russen können auf eine viel

grössere Zahl von Soldaten zurückgreifen als die Ukrainer. Die Ukrainer verfügen demgegenüber über deutlich modernere Waffen und Technologien.

Diese Analyse der Unterschiede wird schlagartig bestätigt: Aus der Tiefe eines Grabens feuert ein russischer Scharfschütze auf den Feind gegenüber. Er tut dies mit einer DSchK, dem überschweren sowjetischen Maschinengewehr, hergestellt 1938. Auf meine Frage, warum die russische Armee dermassen alte Waffen verwendet, antwortet er: «Wir müssen uns mit dem begnügen, was wir haben. Wir sind nicht die Ukraine, die ständig Nachschub erhält. Jedes Mal, wenn wir ihre Fahrzeuge abschiessen, schaffen sie es, sofort neue an die Front zu bringen.»

Wäre da nicht der Einsatz von Drohnen und modernen Kommunikationssystemen, könnte man meinen, die russischen Soldaten, die heute im Donbass kämpfen, seien dieselben, die im Zweiten Weltkrieg in dieser Region gegen die Deutschen und Italiener gekämpft hatten. Sie setzen praktisch gleiche Waffen ein, tragen ähnliche Uniformen, selbst die kommunistischen Symbole auf Uniformen und Flaggen sind dieselben. Auch Beschimpfungen wie damals werden dem Feind entgegengerufen. «Faschisten, Nazis, Banderisten», rufen die Russen den «Ukrop» zu, so der abschätzigste Begriff für

die Ukrainer. Behauptet ein russischer Soldat: «Dass die Ukrainer zum Sieg entschlossen sind, zeigt, dass sie einer Gehirnwäsche unterzogen wurden.»

### Geisterstadt unter russischer Kontrolle

Viele russische Soldaten haben im Laufe der letzten Monate ihre Meinung zum Konflikt geändert. «Ich war anfänglich gegen den Krieg», meint zum Beispiel einer, der nach Weihnachten an die Front geschickt wurde, «aber wenn wir besiegt werden, fürchte ich, dass Russland von westlichen Geschäftsleuten besetzt wird, wie es in den neunziger Jahren geschah, als unser Volk hungern musste. Es war schrecklich, und es ist jetzt meine Pflicht, dafür zu kämpfen, dass das nicht noch einmal geschieht.»

Trotz der Bomben, der Kälte, der grossen Anstrengungen und der technologischen Schwächen sind die meisten russischen Soldaten entschlossen weiterzukämpfen. Ihre Stärke, sagen manche, sei vor allem ihre Hartnäckigkeit. «Während des Grossen Vaterländischen Krieges standen die Deutschen vor den Toren Moskaus, aber wir haben damals nicht aufgegeben, und wir werden auch heute nicht aufgeben», sagt Dima.

Putins Soldaten müssen in der Region Luhansk auch mit dem Widerstand pro-ukraini-

scher Kollaborateure fertigwerden. Sie seien zwar nur ein kleiner Teil der meist pro-russischen Bevölkerung des Donbass, sagen die Russen. Trotzdem seien die Kollaborateure «ein grosses Problem».

Ein Jahr nach dem Einmarsch der Russen in die Ukraine fordert der Krieg weiterhin Opfer unter der Zivilbevölkerung. Kremlna zum Beispiel, bloss ein paar Kilometer von der Front entfernt, ist jetzt eine Geisterstadt unter russischer Kontrolle. Die Bevölkerung ist vor Monaten geflohen, die Strassen sind leer, die Häuser

*«Faschisten, Nazis, Banderisten», rufen die Russen den «Ukrop» zu, so der abschätzigste Begriff für Ukrainer.*

liegen in Trümmern. Nur ein paar alte Männer sind zu sehen. Die einen befinden sich mit den ukrainischen Soldaten auf dem Rückzug in Richtung Kiew, die anderen nach Donezk, Luhansk – oder nach Russland.

Luca Steinmann ist ein schweizerisch-italienischer Journalist. Seit Beginn verfolgt er den Ukraine-Krieg aus dem Donbass als fast einziger westlicher Reporter auf der Seite der Russen.

 **KYMCO**  
MADE IN TAIWAN

## AK 550 twin cylinder

THE THRILLS OF TOURING

Mit Keyless Schliesssystem. Griffheizung mit 3 wählbaren Stufen. Regenfahrmodus. Reifendrucksensoren Anzeige im Cockpit. Brembo Bremsen und Bosch ABS-System sorgen für Sicherheit. Upside-down Teleskopgabel, Wartungsarmer Riemenantrieb. Noodoe App für Android & iOS Apple: cleveres Cockpit, persönliches Informationssystem und Navi in einem. Meldet verpasste Anrufe, WhatsApp und Emails, individuell gestaltbar, z. Bsp. Tacho, Uhr usw.

Ab CHF 9'990.- (37,5 kW oder 35 kW) Händlernetz: [www.kymco.ch](http://www.kymco.ch)

5 Jahre/ans 100'000 km  
GARANTIE



# Zerstörungswut im Traumschloss

Die EU will Autos mit Verbrennungsmotoren verbieten. Das gefährdet Millionen Arbeitsplätze. Viel Zeit, den wahnwitzigen Plan zu stoppen, bleibt nicht mehr.

David Schnapp

Die rot-grün-linke Mehrheit im EU-Parlament hat beschlossen, dass ab dem Jahr 2035 keine neuen PKW mit Verbrennungsmotoren zugelassen werden dürfen. Es ist, wie der bayerische Wirtschafts- und Energieminister Hubert Aiwanger es formuliert hat, «ein Anschlag auf den Wirtschaftsraum Europa». Laut dem Statistikdienst Statista arbeiteten 2019 in der europäischen Automobil-



Trügerische Umweltbilanz.

industrie direkt 2 556 000 Beschäftigte, indirekt waren es zusätzlich 920 000 Beschäftigte – darunter sind auch viele Arbeitsplätze in der Schweiz. Der Industrieverband Swissmem zählt bei den Schweizer Automobilzulieferern in 574 Firmen 34 000 Mitarbeiter.

## Bornierte Technologieverbote

Ein Verbot für Verbrennungsmotoren gefährdet den Autoproduktionsstandort Europa. In vielen Werken deutscher Hersteller etwa werden heute Benzin-, Diesel- und Elektrofahrzeuge am gleichen Standort produziert. Werden in der EU grosse Teile der Produktpalette verboten, macht es wenig Sinn, weiter hier zu produzieren, um die Autos dann mit einer aufwendigen

Logistik in die Welt hinauszuschaffen. Mercedes-Benz oder BMW stellen ihre SUV heute schon dort her, wo die grössten Absatzmärkte für diese Modelle liegen – in den USA.

Der Lebenszyklus eines neuentwickelten Automodells auf dem Markt beträgt in der Regel zwölf Jahre, dazwischen werden jeweils Änderungen und Verbesserungen vorgenommen, genannt Life Cycle Impulses (LCI). Wenn Fahrzeughersteller in Deutschland, Frankreich oder Spanien also ab 2035 keine Verbrennungsmotoren mehr in der EU verkaufen dürfen, werden sie sich frühzeitig Gedanken machen müssen, welche Modelle sie ab wann wo produzieren. Der Niedergang eines riesigen Industriesektors könnte früher einsetzen, als manche befürchten.

Technologieverbote sind letztlich Ausdruck einer bornierten Politik und mangelnder Vorstellungskraft, weil sie Entwicklungsmöglichkeiten in bestehenden Technologien von vornherein ausschliessen. Heute ist kaum absehbar, wie ein grossflächig elektrifizierter Individualverkehr schon in zwölf Jahren möglich sein soll. Anfang 2023 waren in Deutschland beispielsweise über eine Million reine Elektroautos zugelassen, sie können laut dem Automobilverband Adac an 75 000 öffentlichen Ladepunkten geladen werden. Bis 2030 soll es nach Plänen der Bundesregierung fünfzehn Millionen E-Fahrzeuge und eine Million Ladepunkte geben. Wer Infrastrukturprojekte wie die sogenannte Energiewende, die Deutsche Bahn oder den Ausbau des schnellen mobilen Internets in der Bundesrepublik auch nur am Rande verfolgt, muss zumindest leise an der Realisierbarkeit solcher Monsteraufgaben zweifeln. Möglicherweise sind die EU-Pläne für die Verkehrselektrifizierung deshalb vor allem Traumschlösser, deren Errichtung allerdings anderswo für grosse Zerstörung sorgen könnte.

Der grosse Irrtum liegt ohnehin in der Annahme, Elektromobilität sei an sich schon umweltfreundlich. Laut Fraunhofer-Institut für Solare Energiesysteme (ISE) lag 2022 in Deutschland der Anteil erneuerbarer Energien bei 49,6 Prozent der Nettostromerzeugung, die

andere Hälfte wurde vorwiegend mit Braun- und Steinkohle, Gas sowie Kernenergie hergestellt. Bei diesem Strommix muss ein Elektroauto gemäss ISE 52 000 Kilometer zurücklegen, damit die CO<sub>2</sub>-Umweltbilanz gegenüber einem vergleichbaren Benziner oder Diesel positiv

*Der grosse Irrtum liegt ohnehin in der Annahme, Elektromobilität sei an sich schon umweltfreundlich.*

wird. Denn vor allem die Herstellung der Lithium-Ionen-Akkus – letztlich nichts anderes als gigantische Handy-Batterien – belasten die Umwelt stark, die Rohstoffe werden oft unter zweifelhaften Bedingungen gewonnen.

In der Schweiz oder im Atomkraftland Frankreich sieht der Strommix zwar CO<sub>2</sub>-freundlicher aus, aber woher die Energie für Millionen neuer E-Fahrzeuge kommen soll, ist heute ziemlich offen, wenn Kernkraft als zuverlässige, CO<sub>2</sub>-freie Energiequelle vielerorts ausgeschlossen wird. Das Bundesministerium für Wirtschaft und Energie ging noch im Jahr 2021 allein für Deutschland von einem Stromverbrauch von 658 TWh im Jahr 2030 aus, das wären 11 Prozent mehr als noch 2018, wobei die Haupttreiber dieses Wachstums die Elektrifizierung des Verkehrs sowie die Dekarbonisierung der Heizungen sind.

## Bescheidener Effekt aufs Klima

Aber, und das ist keine Verschwörungstheorie mehr, womöglich ist das Ziel gar nicht, den Schadstoffausstoss des Verkehrs zu reduzieren. Der in diesen Fragen unverdächtige Weltklimarat (IPCC) hat in einem seiner Szenarien ausgerechnet, dass eine Absenkung des CO<sub>2</sub>-Ausstosses durch den europäischen Verkehr auf null (!) den globalen Temperaturanstieg im Jahr auf 3,91 statt 3,96 Grad Celsius bremsen würde. Das ist für eine so zerstörerische Massnahme ein eher bescheidener Effekt. Aber es gehe darum, wie die Mobilitätsexpertin Katja Diehl es kürzlich ausdrückte, den Menschen den Traum vom eigenen Auto (und vom Eigenheim) zu nehmen.



# Kantonsspital Winterthur lässt Gender-Doppelpunkt fallen

Im Kantonsspital Winterthur (KSW) kam es kürzlich zu einem Schlagabtausch zwischen CEO Hansjörg Lehmann und einigen Ärzten, die seit vielen Jahren intensiv mit dem Spital zusammenarbeiten, wie die *Weltwoche* berichtete (*Weltwoche* 6/22). Die sieben Mediziner kritisierten den neuen Leitfaden des Krankenhauses: «Die KSWler:innen gendern». Was hier geschehe, sei der Versuch, in einem Abhängigkeitsverhältnis stehenden Angestellten «einen aktivistischen «Newspeak» zu oktroyieren». Das KSW verteidigte den Ratgeber.

Die Gender-Aktivisten beim Winterthurer *Landboten* stürzten sich auf die Geschichte. Mit grossen Lettern behaupteten sie, die *Weltwoche* «bauscht Kritik am Gendern im KSW auf». Das war falsch. Tatsächlich gab die Geschichte viel zu reden. Die Zürcher FDP intervenierte sogar bei Spitalchef Lehmann und tat ihren Unmut über die Gender-Anordnung kund.

Das Unbehagen kommt nicht von ungefähr. Das zeigte vor einigen Tagen eine Umfrage

von Tamedia, die ironischerweise auch der *Landbote* publizierte. Auf die Frage, mit welchen Personenbezeichnungen die kantonalen Behörden mit der Bevölkerung kommunizieren sollte, gab die Hälfte der Teilnehmer an, sie bevorzuge eine Anrede mit zwei Geschlechtern. Mehr als ein Viertel wünschte das generische Maskulinum, das Frauen miteinbezieht.

## Negative Rückmeldungen

Das KSW hat auf die Kritik reagiert und die Notbremse gezogen. Die Gender-Aktion wurde fallen gelassen, der Leitfaden per sofort aus dem Intranet entfernt, wie Sprecher Thomas Meier bestätigt. Neben positiven Signalen habe man in letzter Zeit vermehrt negative Rückmeldungen erhalten. «Nach einer kritischen Selbstreflexion, wie wir eine diskriminierungsfreie Sprache umsetzen wollen, haben wir uns entschieden, künftig in den offiziellen Verlautbarungen des KSW auf den Doppelpunkt zu verzichten», so Meier. Das KSW will sich jetzt an die Empfehlungen



*Kritische Selbstreflexion.*

des Kantons Zürich und des Bundes orientieren. Beide verzichteten auf die Verwendung des Doppelpunktes.

Das Beispiel illustriert, was Initiativen von Bürgerinnen und Bürgern bewirken können. Hätten sie sich nicht gewehrt, wären die Kommunikationsspezialisten im alt-ehrwürdigen Spital, das allen Menschen offensteht, mit ihrer Gendersprache durchmarschiert, ohne sich erklären zu müssen. Der öffentliche Druck machte sich bezahlt. Nicht einmal die Gender-Fans in den Medien konnten das verhindern.

*Marcel Odermatt*

**TORROT**   
MADE IN SPAIN



## MUVI E-SCOOTER

Essential. Dynamic. Practical.

Muvi Executive 70 km/h  
MuvI City 45 km/h

Beide E-Scooter Modelle sind 2-Plätzer.  
Erhältlich in den Farben grau, schwarz und weiss.  
**Zwei herausnehmbare Batterien, fahrbar auch mit einer.**  
CHF 4'990.- (inkl. Ladegerät)

Optional: Topcase, Topcase Träger, Windschutzscheibe,  
Batterieschnellader 54.6 V 10A (2,5 Std. bis Komplettladung)

Händlernetz: [www.torrot-scooter.ch](http://www.torrot-scooter.ch)



# «Das Leben hier ist gut, es geht weiter»

Der italienische-russische Architekt Lanfranco Cirillo ist der Baumeister der Oligarchen. Von ihm stammt der angebliche Putin-Palast. Hier spricht er über sein Verhältnis zum Kreml, den Alltag in Moskau und das schiefe Russland-Bild des Westens.

Roger Köppel und Roman Zeller

Lanfranco Cirillo hat in seiner bald dreissigjährigen Karriere als Architekt und Unternehmer zahlreiche Schlösser, Villen, ja ganze Resorts gebaut. 44 der hundert reichsten Russen zählen zu seinen Kunden. Der *Spiegel* würdigte ihn vor Ausbruch des Ukraine-Kriegs als «Lifestyle-Lehrer der Neureichen», der den neoklassizistischen Stil Italiens nach Russland trug. Seine Firma, die Masterskaja, 1995 in Moskau gegründet, schaffte es 2016 sogar in die Endrunde des Architekturwettbewerbs für das neue Parlamentszentrum in Moskau, ehe das Projekt sistiert wurde.

Cirillo, italienisch-russischer Doppelbürger, in Venedig geboren, seit 1993 in Russland wohnhaft, hat sich in seiner Wahlheimat einen Namen gemacht. Er wird gefeiert für seine

«Meine Idee war, den Russen die Kultur meiner Heimat, den Lebensstil Italiens zu vermitteln.»

Prunkbauten, für seine Liebe zum modischen Detail, den feudalen Stil. Anders im Westen, wo ihm Argwohn entgegenschlägt, seit er durch den Film «Putin's Palace» bekannt wurde. Der Kreml-kritische Journalist Alexei Nawalny beschrieb Cirillo darin als «Putins Architekt», als eine Art Baumeister des Bösen.

Nicht überraschend wurden inzwischen seine Vermögenswerte in Europa eingefroren, ohne gerichtliches Verfahren, geschweige denn rechtskräftiges Urteil. Es geht um 150 Millionen Euro. Nach dem Einmarsch der Russen in der Ukraine begann Italiens Steuerbehörde, gegen Cirillo zu ermitteln. Er hatte seine 2019 an Krebs verstorbene Tochter oft in der alten Heimat besucht. Italien argumentiert, er sei durch die häufigen Aufenthalte steuerpflichtig geworden. Cirillo sagt im Gespräch mit der *Weltwoche*, dass das Verfahren ein Akt von Russophobie sei. Er lebe in Russland, wo er ordnungsgemäss Steuern zahle.

Tatsächlich ist bemerkenswert, dass Cirillo, weder vorbestraft noch verurteilt, mittler-

weile auf der roten Liste von Interpol steht – derselben Liste, wo einst der islamistische Terrorfürst Osama Bin Laden geführt wurde.

Wir erreichen ihn per Zoom in seinem Büro in Moskau, wo er sich zwei Stunden Zeit für uns nimmt.

**Weltwoche:** Signor Cirillo, Sie sind Italiener, haben auch die russische Staatsbürgerschaft und haben in Russland eine höchst erfolgreiche Baufirma aufgebaut aus dem Nichts, mit in Spitzenzeiten 2000 Mitarbeitern. Sie haben für eine ganze Reihe sogenannter Oligarchen gebaut, auch für Präsident Putin. Deshalb nennt man Sie «Putins Architekten», neuerdings gelten Sie als eine Art Baumeister des Bösen. Wie würden Sie sich selbst beschreiben? Wer sind Sie?

**Lanfranco Cirillo:** Ich bin gebürtiger Venezianer und bin einer italienischen Tradition gefolgt, nämlich, auszuwandern. Wir Venezianer sind speziell, wir werden auf dem Wasser geboren, also müssen wir auf dem Land reisen. So kam ich Anfang der 1990er Jahre nach Moskau. Mit nichts, aus armen Verhältnissen, ein einfacher italienischer Architekt. Hier fand ich ein unbeschriebenes Blatt Papier vor, eine Spielwiese, mit vielen vermögenden Menschen, die nicht wussten, was sie wollten. Meine Idee war, den Russen die Kultur und Geschichte meiner Heimat, den Lebensstil Italiens zu vermitteln. Ich begann, ausserhalb der Städte zu bauen, wo es frische Luft gab und sicherer war als in der Stadt, vor allem für Familien. Die reichen Russen waren begeistert und wollten Häuser, die wir Europäer eher als Schlösser bezeichnen würden. Mit eigenen Gebäuden für Leibwächter und Fahrer, mit mobilen Garagen für Sommer- und Winterautos. Das habe ich, ein Architekt aus Italien, ihnen geliefert.

**Weltwoche:** Sie kamen also wie ein traditioneller italienischer Künstler im Geist der Renaissance, als Kulturbotschafter nach Russland. Um etwas von der Grandezza Italiens in den Osten zu bringen, in eine kulturelle Wüste nach siebzig Jahren Kommunismus.

**Cirillo:** Die Öffnung, Perestroika, brachte eine enorme Entwicklung – sehr attraktiv für einen Künstler, denn man darf die reiche russische Kultur nicht vergessen: Musik, Literatur, Theater... Die Russen sind ausgesprochen kulturbegeistert, das war eine Riesenchance für mich.

**Weltwoche:** Sie sind 1993 nach Moskau gezogen, 1995 eröffneten Sie dort Ihr Architekturbüro. Warum Russland? Was faszinierte Sie derart an diesem Land, um dorthin auszuwandern?

**Cirillo:** Mit Russland war es bei mir wie mit dem Afrika-Fieber. Ich fühlte mich angezogen, gefesselt von einer neuen Welt, die nach siebzig Jahren eines drangsalierenden kommunistischen Regimes begonnen hatte, sich zu entfalten, liberal zu werden. Auch beim Übergang von Präsident Jelzin zu Präsident Putin ging es den Politikern darum, dem russischen Volk zu ermöglichen, ein Geschäft zu eröffnen, reicher, mächtiger, wohlhabender zu werden. Die Russen sind einander sehr nah, sie wirken von aussen manchmal etwas kalt, verschlossen. Aber wenn sie trinken, essen, tauchen sie auf und sind ausgesprochen freundlich. Russland ist eine interessante Welt.

**Weltwoche:** Die Russen, melancholische Italiener? Wie lautet Ihre wichtigste Erkenntnis über Russland nach fast dreissig Jahren in Moskau?

**Cirillo:** (*Lacht*) Wissen Sie, in meinen Augen wirken Europa und der Westen derzeit eher etwas melancholisch. Letztes Wochenende besuchten mich meine Brüder in Moskau. Wir gingen Abendessen, und sie sahen sich verwundert um und fragten: «Was ist hier los? Warum ist alles erleuchtet? Warum sind so viele Menschen auf der Strasse? Warum laufen die Geschäfte?» Ich sagte ihnen, dass das hier normal ist, dass wir hier in Russland ausländische Gäste haben, Licht, Wärme und Energie. Hier wird nicht gesparrt wie in Italien, wo man offenbar die Strassenbeleuchtung ausschaltet. Das Leben hier geht weiter. Die Melancholie beschränkt sich eher auf die russische Literatur.

**Weltwoche:** Beeinflusst dieser Krieg in der Ukraine das tägliche Leben überhaupt nicht?



«Die Melancholie beschränkt sich eher auf die russische Literatur»: Unternehmer Cirillo, 63, im 51. Stock des Imperia Tower in Moskau.

**Cirillo:** Natürlich beschäftigt die Situation die russische Bevölkerung seit Beginn der Militäroperation vor einem Jahr. Die Mittelschicht, auch die Oberschicht, hatte anfänglich Angst. Die erste Handlung bestand folglich darin, so gut es geht, die Familie in Sicherheit zu bringen. Viele Russen haben ein Haus in Frankreich, Italien, Deutschland. Einige haben Russland dann auch verlassen. Aber nach drei, vier Monaten haben sie verstanden, auf welche Hindernisse sie im Ausland stossen. Zum Beispiel wird ihnen in Europa ihr

*«Es kommen weiterhin Güter aus aller Welt. Jeden Tag trinke ich Nespresso, Schweizer Kaffee.»*

Bankkonto gesperrt. Wie sollen sie dann ihr Leben dort bezahlen? Es herrscht eine regelrechte Russo-phobie. Aus meiner Sicht gibt es drei Faktoren, um Menschen zu einen: Kultur, Religion, Sport. Wenn ich dann aber sehe, wie einem russischen Sänger der Auftritt verwehrt oder eine russische Ballerina aus dem Ballett-Ensemble ausgeschlossen wird, wie russische Pianisten aus- anstatt eingeladen werden, dann richtet sich der Druck offenbar

gegen ein gesamtes Volk. Gegen zivile Menschen, die weder etwas von Politik verstehen noch etwas damit zu tun haben. In Europa und Amerika wurden 365 Milliarden Dollar von Russen eingefroren. Und weshalb? Weil sie Russen sind.

**Weltwoche:** Wie wirken sich die Sanktionen in Russland aus?

**Cirillo:** Die letzten veröffentlichten Zahlen besagen, dass die russische Wirtschaft 2022 um 0,3 Prozent gewachsen ist. Das ist nicht viel, aber auch keine Katastrophe, angesichts der Umstände. 92 Prozent der europäischen Unternehmen, die vor Februar 2022 in Russland tätig waren, sind immer noch hier. Es kommen weiterhin Güter aus aller Welt, übrigens auch aus Amerika. Jeden Tag trinke ich Nespresso, Schweizer Kaffee. Jeden Morgen esse ich, wie seit frühester Kindheit, mein italienisches Biskuit. Sie dürfen auch nicht vergessen: Länder wie China, Indien, aber auch Afrika, Südamerika arbeiten weiterhin mit Russland zusammen. Ihre Vertreter kommen hierher, um Geschäfte zu machen. Und diese Geschäfte florieren, dem Vernehmen nach.

**Weltwoche:** Das Leben ist mehr oder weniger normal?

**Cirillo:** Ja. Sofern man keine Zeitungen liest und kein Fernsehen schaut.

**Weltwoche:** Was sagen die Russen, was sagen Ihre Freunde zum Krieg in der Ukraine? Wie erklären sie ihn? Halten sie ihn für gut, schlecht? Glauben die Leute ihrem Präsidenten, der politischen Führung?

**Cirillo:** Die meisten Russen wurden von der Militäroperation vor einem Jahr überrascht. Dann nahmen sie die Reaktion des Westens wahr, wie die westlichen Länder in der Ukraine die Armee trainierten, Waffen sendeten und die Truppen unterstützten – was tatsächlich ja bereits seit längerem geschieht. Nach anfänglicher Skepsis sind nun viele überzeugt, dass Putin richtig handelte. Interessant aber ist: Es gibt hier keine Phobie gegen Westler. Man wird als Ausländer nicht in einer Bar dumm angequatscht, wenn man Italienisch spricht. Im Westen geht man gegen zivile Russen vor, aber in Russland nicht gegen zivile Westler. Mein Eindruck ist: Die Russen interessieren sich gar nicht mehr so sehr für diese Konflikte. Die Zeitungen im Westen sind voll davon, aber die Leute hier konzentrieren sich auf ihr Leben. Viele mussten sich ja neu orientieren.

**Weltwoche:** Als Putin die Teilmobilisierung ausrief, meldeten unsere Zeitungen, den

Russen würden die Leute davonlaufen, ein Massensexodus, Putins Rückhalt implodiere. Wie haben Sie das erlebt?

**Cirillo:** Wenn wir über Desinformation sprechen, sind Fake News vielleicht in der Sowjetunion entstanden, aber westliche Medien sind damit heute womöglich besser vertraut. (*Lacht*) Die russische Führung ist stabil, die Menschen unterstützen den Präsidenten und vertrauen ihm mehrheitlich.

**Weltwoche:** Wurde die Unterstützung für Präsident Putin seit Beginn des Krieges grösser?

**Cirillo:** Die russische Bevölkerung sieht sich als russisch, die Menschen lieben ihr Mutterland. Bisher hat niemand Russland einnehmen können. Das russische Volk hat im 20. Jahrhundert sehr gelitten; die grosse Novemberrevolution, der Kommunismus. Als die Berliner Mauer fiel, dachte man, die Welt sei frei, die Länder seien nun freundlich zueinander. Natürlich haben die USA in gewisser Weise im Kalten Krieg gewonnen. Dem Westen scheint aber nun unglücklicherweise viel daran zu liegen, die Berliner Mauer von einst in Kiew neu zu errichten. So empfinden es zumindest viele Russen. Sie halten das für einen Rückschritt, der auch Europa schadet. Denn Russland ist ein christliches Land, war, ist und wird ein Teil Europas bleiben. Europa und Russland gemeinsam sind stark.

**Weltwoche:** In den Medien wird Präsident Putin als «Wladimir der Schreckliche» be-

zeichnet. Er ist der bösartigste Diktator, den es je auf diesem Planeten gegeben haben soll. Der grosse Unhold, ein Ungeheuer und Imperialist. Sie kennen den Präsidenten. Was halten Sie von diesen Beschreibungen?

**Cirillo:** Putin ist in den Augen der meisten Russen ein Präsident, der sein Land liebt. Was

*«Als ich vor dreissig Jahren hierherkam, hatte ich nicht genügend Geld, um mir ein Taxi zu leisten.»*

man im Westen nicht versteht, ist, dass Russland ein – ich weiss nicht, wie ich es auf Englisch sagen soll – ein *Stato di diritto* ist.

**Weltwoche:** Ein Rechtsstaat.

**Cirillo:** Ja. Die Gesetze sind streng, und sie werden angewendet. Alles ist stark reguliert. Die Vorstellung, dass Putin ein Zar, ein Willkürherrscher ist, ist weit von der Realität entfernt. Putin steht der Welt nicht grundsätzlich feindlich gegenüber. Ich denke aber, Amerika sieht China, Russland und Europa als wirtschaftliche Konkurrenten, in diesem Sinne als Gegenspieler.

**Weltwoche:** Vergessen Sie nicht den vierten Gegenspieler: Amerika ist sich, leider, sein grösster Feind.

**Cirillo:** In den Augen der Russen ist Amerika kein Feind, auch nicht die Ukraine. Seit Jahren arbeite ich hier mit zwei Anwälten. Vor

ein paar Monaten habe ich zufällig erfahren, dass sie Ukrainer sind. Und dann? Es änderte sich nichts. Die Verbindung zwischen beiden Ländern ist tief, Ukrainer und Russen haben stets zusammengelebt.

**Weltwoche:** Wie hat sich Russland in den letzten dreissig Jahren verändert? Namhafte Medien, etwa der *Economist*, schreiben, Russland sei heute eine Diktatur.

**Cirillo:** Als ich vor dreissig Jahren mit einer Tasche hierherkam, hatte ich nicht genügend Geld, um mir ein Taxi zu leisten. Ich fuhr mit der U-Bahn durch Moskau. Dann machte ich Karriere, beschäftigte schliesslich rund 2000 Angestellte, bei einem Umsatz von Hunderten Millionen Euro. Ich begann bei null. Und ich wurde zum Architekten der wichtigsten Persönlichkeiten in diesem Land, weil ich meinen Job gut gemacht habe. Das ist Liberalismus, wenn Sie so wollen, der amerikanische Traum auf Russisch.

**Weltwoche:** Rechtsstaat Russland: Sie sprechen von «Liberalismus», Kritiker würden Sie aus ihren Schiessscharten sofort mit Gegenargumenten löchern. Etwa mit Journalist Alexei Nawalny, der wegen seiner Regimekritik eingekerkert wurde. Mit NGOs, die verboten werden, wenn sie nicht auf Linie sind. Mit Putin, der sich zum lebenslangen Herrscher erklärt. Was sagen Sie zu diesen Einwänden?

**Cirillo:** Ich sage nicht, dass Putin ein Gott ist. Und natürlich gibt es Probleme in Russland, wie in jedem Land der Welt, auch Versäumnisse. Aber grundsätzlich scheint es mir schon so, dass man sich darum bemüht, dass das Land funktioniert.

**Weltwoche:** Sie haben es nie bereut, nach Russland ausgewandert zu sein?

**Cirillo:** Nein. Russland ist ein Land, in dem man gut leben kann, wenn man die Gesetze befolgt. Negativ ist das Wetter. Im Winter ist es ziemlich kalt, ich wäre auch gerade lieber auf einer warmen Insel. Aber ich kann hier nicht weg.

**Weltwoche:** Wir kommen noch auf Ihren Fall zu sprechen. Erzählen Sie uns erst etwas über Präsident Putin, den Sie persönlich kennen. Was ist Ihr Eindruck von Russlands Führer, der im Westen Staatsfeind Nummer eins ist?

**Cirillo:** Mein Eindruck deckt sich wohl mit dem der meisten russischen Bürger. Der Präsident scheint hart zu arbeiten, er liebt Sport, trinkt nicht, raucht nicht. Wladimir Putin ist ein Mensch, der sich offenbar vor allem um sein Amt kümmert. Er versteht, dass sich die Welt verändert, in Richtung einer eher multipolaren Weltordnung. Das indische Volk will indisch sein und nach seinen Traditionen leben. Genauso die Chinesen.



**«Putin's Palace»:** Der angebliche «Putin-Palast», um den sich der Film des Kremlkritikers Alexei Nawalny dreht, sei in Wirklichkeit ein Resort am Schwarzen Meer, sagt Lanfranco Cirillo. Der 63-jährige gebürtige Venezianer hat die Anlage für die Baufirma Stroygazconsulting entworfen. Sie umfasst ein Konferenzzentrum mit vierzig Zimmern, eine Kongresshalle für 400 Personen und einen Hubschrauberlandeplatz. Das Areal erstreckt sich über 18 000 Quadrat-

meter, die Ausstattung hat Fünf-Sterne-Niveau. Laut Cirillo gibt es keine besonderen Extras, keine Geheimgänge oder andere Sicherheitsvorkehrungen, um Russlands Präsidenten Wladimir Putin zu schützen. Der Film «Putin's Palace» von Alexei Nawalny ist nach Aussage von Cirillo eine fehlerhafte Video-Rekonstruktion und voller falscher Angaben – weder gebe es eine goldene Toilette noch eine Poledance-Stange. Putin habe auch nie im Resort gewohnt. (zr)



«Der amerikanische Traum auf Russisch»: Interieur in der Residenz am Kap Idokopas an der russischen Schwarzmeerküste.

sen. Und die Russen wollen Russen bleiben. Es gibt kulturelle Unterschiede, und das ist wunderbar.

**Weltwoche:** Sie plädieren für Vielfalt.

**Cirillo:** In Zeiten des Kalten Krieges war es einfach, den westlichen Vorsprung im Rest der Welt durchzusetzen. Mittlerweile hat China einen technologischen Quantensprung hingelegt. Russland hat technologisch aufgerüstet. Indien auch, etwa im Bankensektor:

*«Dem Westen scheint viel daran zu liegen, die Berliner Mauer von einst in Kiew neu zu errichten.»*

Indische Finanzberater sind nicht selten mathematische Genies, Ferraris der Finanzmathematik.

**Weltwoche:** Im Westen gibt es Stimmen, die sagen: Putin habe sich mit seinem Regime massivst bereichert. Er sei sogar der reichste Mann der Welt. Wissen Sie etwas dazu?

**Cirillo:** Nein, dazu kann ich nichts sagen.

**Weltwoche:** Sie haben Präsident Putin auf einer persönlichen Ebene kennengelernt. Was hat Sie überrascht, beeindruckt, erstaunt, als Sie ihn getroffen haben?

**Cirillo:** Wir sind ja nicht miteinander befreundet, ich habe ihn im offiziellen Rahmen getroffen. Die Menschen in Russland haben Respekt vor ihm. Die Menschen im Westen denken, dass es hier keine Redefreiheit gibt, dass man nichts sagen darf. Fakt ist, jeder äussert seine Meinung. Auch über aktuelle Entwicklungen, den Krieg, über das, was gerade passiert.

**Weltwoche:** Wird Russland diesen Konflikt gewinnen? Wird Putin seine Ziele erreichen? Und was sind Ihrer Meinung nach seine Ziele?

**Cirillo:** Das kann ich Ihnen nicht sagen. Die russische Verfassung sieht vor, dass Russland keine Atombombe einsetzen kann, solange es nicht mit einer Atombombe angegriffen wird. Wenn man diesen letzten Schritt geht, würde dies für die Welt ...

**Weltwoche:** ... das Ende bedeuten.

**Cirillo:** Nicht unbedingt das Ende. Nach russischem Recht dürfen selbst dann keine strategischen Atombomben eingesetzt werden, wenn technisch der Krieg erklärt ist.

**Weltwoche:** Haben Sie Angst, dass das Ganze in einen Weltkrieg, in einen Atomkrieg ausarten könnte?

**Cirillo:** Das scheint mir eher unrealistisch. Derzeit versucht Russland offenbar, die militärische Macht des Westens zu bremsen.

**Weltwoche:** Dieser Krieg hat auch Sie getroffen. Am 23. Februar werden Sie in Italien angeklagt. In Brescia gibt es ein Gerichtsverfahren gegen Sie. Könnten Sie uns erklären, worum es in Ihrem Fall geht? Was wird Ihnen vorgeworfen?

**Cirillo:** Die Geschichte ist einfach. Alexei Nawalny, dieser Blogger, veröffentlichte ein Video, das mich über Nacht berühmt machte. Es hiess, ich sei eine der einflussreichsten Persönlichkeiten der Russischen Föderation, was allerdings nicht stimmt. Tatsächlich bin ich ein Künstler, ein Architekt, der zwischen die politischen Fronten geraten ist. Nawalny erzählt in seinem Beitrag von einem Resort am Schwarzen Meer, das Präsident Putin gehören und ich gebaut haben soll. Nur dass es nicht Präsident Putin gehört, wie ich mehrfach gesagt habe. Dann sah ein italienisches Gericht, dass hier ein wohlhabender Russe mit italienischer Staatsbürgerschaft involviert ist. Und wie könnte ein Italiener auf saubere Art sein Geld in Russland verdienen? Also begann man zu ermitteln. Man fand nicht, was man finden wollte. Trotzdem klagt mich der Staat jetzt an.

**Weltwoche:** Wofür?

**Cirillo:** Mein Fall ist letztlich einer von sechs Millionen italienischen Emigranten und rund



«Es geht um Freiheit»: futuristischer Entwurf am Wasser.

vierzig Millionen europäischen Expats, die im Ausland arbeiten und Geld nach Hause schicken. Wenn ich für schuldig erklärt werde, sind wohl 99 Prozent aller Expats ebenfalls schuldig. Es geht um Freiheit, um die Rechte eines Menschen, der in dem Land, in dem er arbeitet, sein Geld ehrlich verdient, dort ordentlich Steuern zahlt und das Geld in seine alte Heimat schickt. Man wirft mir vor, ich hätte von 2013 bis 2019 meinen Wohnsitz in Italien gehabt, ohne Steuern zu zah-

*«Ich habe jedes Jahr viele Millionen für Möbel, Marmor und sonstige Materialien nach Italien geschickt.»*

len. Die italienischen Behörden instrumentalisieren dazu das Schicksal meiner Tochter, die 2013 an Krebs erkrankte und 2019 starb. Meine Tochter hat aber auch in dieser Zeit als Autorin und Bloggerin ein kosmopolitisches Leben geführt, in Neuseeland, Südafrika, London, New York und Russland. Noch 2018 hat sie auf den Malediven geheiratet. Ich habe sie zu medizinischen Behandlungen in die ganze Welt begleitet, auch in die USA, nach Deutschland und Israel. Dennoch beschlagnahmte man in Italien ohne Gerichtsurteil 150 Millionen Euro, vor allem aus dem Besitz meiner Frau, weil ich Russe bin und den vermeintlichen «Putin-Palast» gebaut habe. Italien hat nicht einmal meine Auslieferung beantragt, aber Interpol schrieb mich zur Fahndung aus. Auf dieser Liste stehen Namen wie der von Mafia-Boss Matteo Messina Denaro oder des früheren Terroristen Osama bin Laden – und nun Lanfranco Cirillo.

**Weltwoche:** Sie sind auf der höchsten Verbrecherstufe angekommen.

**Cirillo:** Genau. Ich kann das nicht verstehen. Im europäischen Italien sagt die Verfassung, jemand geht nur ins Gefängnis, wenn er für die Allgemeinheit eine Gefahr darstellt oder er gefährdet ist, ein Verbrechen zu wiederholen. Welches Verbrechen könnte ich wiederholen? In Italien keine Steuern zahlen? Ich lebe seit dreissig Jahren nicht in Italien! Manchmal, wenn ich am Morgen in den Spiegel schaue, stelle ich mir die Frage: «Wenn ich für Präsident Biden oder Selenskyj ein Haus oder eine Villa gebaut hätte, wäre ich dann auch da, wo ich jetzt bin?» Vermutlich nicht. Die Wahrheit ist, ich repräsentiere offenbar die schlimme Lage zwischen West und Ost. Aber das hier ist keine Politik, es betrifft Menschen in ihrer Existenz. Ich bin Architekt, ich kann zeichnen, damit verdiene ich Geld. Ich habe jedes Jahr viele Millionen Euro für Möbel, Marmor und sonstige Materialien nach Italien geschickt – ein Land, das mir nun mein Leben schwermacht.

**Weltwoche:** Werden Sie nach Brescia reisen, um am Prozess teilzunehmen? Oder lassen Sie sich von Ihren Anwälten vertreten? Wie werden Sie diesen Prozess führen?

**Cirillo:** Ich würde mich gerne selbst dort vertreten, aber wie sollte ich dort hinreisen? Interpol hat mich zur Fahndung ausgeschrieben. Mein Pass wurde mir in Russland abgenommen, ich kann das Land nicht verlassen. Überall, wo ich hinkomme, würde ich sofort verhaftet und wahrscheinlich für den Rest meiner Tage hinter Gitter gesperrt. Der russische Staat hat von Italien bis dato keinen Auslieferungsantrag erhalten. Die internationale Regel besagt, dass

alle Dokumente von Italien nach Russland geschickt werden müssen, damit ein Verfahren in Moskau eingeleitet werden kann, um mich gegebenenfalls auszuliefern.

**Weltwoche:** Aber nichts wurde nach Russland geschickt?

**Cirillo:** Es wurde eine Anfrage zur Zusammenarbeit gesendet. Die russische Antwort: «Ja, das ist unser Bürger, er lebt seit mehr als zwanzig Jahren hier, hat immer Steuern gezahlt, nie Probleme bereitet, geschweige denn ein Verbrechen oder eine Straftat begangen. Wenn Sie weitere Informationen benötigen, schicken Sie uns alle Unterlagen, dann eröffnen wir hier ein Verfahren.»

**Weltwoche:** Hat Italien das gemacht?

**Cirillo:** Nein. Der russische Verantwortliche hat dreimal nachgefragt, und auch ich habe nachgehakt. Nichts.

**Weltwoche:** Sie haben den Eindruck, dass Sie angegriffen wurden, weil Sie für Russen arbeiten, für reiche Russen, auch für Herrn Putin. Dieses Schloss, Putins Palast, ist eine grosse Geschichte im Westen. Erzählen Sie, was ist das für ein Haus?

**Cirillo:** Das ist kein Haus, sondern eine Residenz. Ein Resort, wie es grosse Unternehmen für Tagungen nutzen. Oder würden Sie, als Privatperson, ein Haus mit einem Konferenzraum für 400 Personen bauen?

**Weltwoche:** Kaum.

**Cirillo:** Ich denke, Sie verstehen, was ich meine. Herrn Putin habe ich nie an diesem Ort getroffen und auch nie mit ihm darüber gesprochen. Es hat schlicht nichts mit ihm zu tun.

**Weltwoche:** Wer lebt eigentlich in diesem Palast? Wofür wird das Resort genutzt?

**Cirillo:** Ehrlich gesagt, ich bin seit mehr als zehn Jahren nicht mehr dort gewesen, ich weiss es einfach nicht.

**Weltwoche:** Um Ihren Fall abzuschliessen, glauben Sie, dass Sie eine Chance haben, den Fall zu gewinnen?

**Cirillo:** Zumindest hat der Oberste Gerichtshof in Rom Ende letzter Woche kurzfristig die Beschlagnahmung meines italienischen Vermögens, von dem das meiste im Besitz meiner italienischen Ehefrau ist, aufgehoben. Ich glaube fest daran, dass sich die Wahrheit am Ende durchsetzen wird, und werde weiter dafür kämpfen. Denn was hier geschieht, ist gegen die Menschenrechte und tritt das Recht aller Menschen, die im Ausland arbeiten, mit Füssen. Ich habe ehrlich und professionell gearbeitet und damit Geld verdient, und das will ich zurück. Ich will meine Freiheit zurück. De facto lebe ich wie ein Gefangener. Ich kann nicht einmal den Friedhof besuchen, auf dem meine Tochter beerdigt ist. Das zerreisst mir das Herz.

**Weltwoche:** Zerstört Europa in diesem Krieg gegen Russland seine eigenen Werte?

Wie Rechtsstaatlichkeit, das Recht auf Eigentum, das Recht auf ein faires Verfahren?

**Cirillo:** Nun, ich weiss es nicht... Menschen wie ich sind lediglich ein Kollateralschaden.

**Weltwoche:** Wie wird sich diese Situation entwickeln? Glauben Sie, dass dieser Konflikt in etwas enden wird, das noch schlimmer ist als der Kalte Krieg? Wie blicken Sie in die Zukunft?

**Cirillo:** Die Welt wird eine andere sein. Nach dem Fall der Berliner Mauer könnte nun die «Kiewer Mauer» Ost und West trennen. Nur dass der Osten in vielerlei Hinsicht nicht mehr schwächer ist als der Westen. Im Osten leben sieben Milliarden Menschen, im Westen eine Milliarde. Der technologische Fortschritt ist

*«Ich kann nicht einmal den Friedhof besuchen, auf dem meine Tochter beerdigt ist.»*

vorhanden, und der Osten verfügt über die nötigen Ressourcen. Die EU hat ja kürzlich ein Gesetz verabschiedet, dass ab 2035 keine Verbrenner mehr produziert werden dürfen. Anscheinend haben die Regulatoren vergessen, dass 60 bis 70 Prozent der Batterien für Elektroautos in China produziert werden. Auch in Russland entstehen grosse Unternehmen, die Batterien herstellen.

**Weltwoche:** Dank Russland erhielt die Schweiz im Jahr 1815 auf dem Wiener Kongress während des Krieges mit Napoleon die Neutralität. Nun übernahm die Schweiz die EU-Sanktionen gegen Russland. Wie kommt das an?

**Cirillo:** Die Schweiz war und ist ein fantastisches Land, eine Insel in Europa. Viele vermögende Menschen betrachten die aktuellen Entwicklungen dort sehr genau. Mancher bedauert, dass die Schweiz ihre Neutralität für diesen Konflikt aufgeben möchte. Tatsächlich könnte die Schweiz ja sogar eines der Länder sein, das aus einer neutralen Position her-

aus einen diplomatischen Ausweg aus dieser Situation aufzeigen könnte.

**Weltwoche:** Wenn Sie ein Treffen mit allen Führern arrangieren könnten, mit Präsident Joe Biden, Rishi Sunak, Giorgia Meloni, Olaf Scholz: Wie lautete Ihre Empfehlung an den Westen, um aus dieser schrecklichen Situation herauszukommen?

**Cirillo:** Ich bin Architekt, kein Politiker, und es steht mir daher auch nicht zu, Politikern gute Ratschläge zu erteilen. Allgemein gesprochen, tut man in einer kritischen Situation sicher gut daran, zunächst ruhig und objektiv, möglichst von einer Aussenperspektive, seine Lage zu betrachten und nüchtern zu analysieren. Aufgabe der Politik ist es doch, für das Gemeinwohl zu arbeiten und eine gute Grundlage für die nächste Generation zu schaffen, für die Zukunft der Söhne und Töchter einer Nation. Die Politik aber scheint oft eher kurzfristig zu agieren.

**Weltwoche:** Ist auf westlicher Seite ein Politiker in Sicht, der bereit wäre, mit Putin einen Kompromiss einzugehen? Wer ist Ihr Hoffnungsträger für eine friedliche Koexistenz?

**Cirillo:** Das frage ich umgekehrt Sie, der Sie den Politikbetrieb von innen kennen und die Lage sicher noch etwas besser einschätzen können: Welcher Politiker ist in Ihren Augen ein ernsthafter Politiker, mit einer Vision für die Zukunft? Persönlichkeiten wie Margaret Thatcher, Ronald Reagan oder Giulio Andreotti scheinen eher rar gesät, die Politik erinnert heute oft eher ans Showbusiness. Westliche Politiker wechseln aus russischer Sicht schnell, teils in kürzester Zeit kommen und gehen sie aus dem Amt. Seit Kriegsbeginn hatten wir Boris Johnson, Mario Draghi – wenig Stabilität. Mittlerweile wird sogar spekuliert, ob Trump zurückkehren soll oder nicht.

**Weltwoche:** Könnte Donald Trump das Problem lösen? Ist der «dealmaker» die letzte Hoffnung des Westens?

**Cirillo:** Als Trump im November 2016 zum Präsidenten gewählt wurde, nahm ich in New York an einem Dinner mit einem bedeutenden Vertreter der Finanzindustrie teil. Er fragte in diesem Zusammenhang, was man in Russland über die USA denke. Ich sagte: «Die Wahlen in den USA sind letztlich Sache der 330 Millionen US-amerikanischen Bürger. Viele Russen meinen, wenn man den Präsidenten wählt, muss man die Crème de la Crème finden. Das Spitzenpersonal, moralisch, intellektuell. Die absolute Elite. Und die beste Amerikanerin ist Hillary Clinton? Der beste Amerikaner Donald Trump?» Er lachte, aber er stimmte mir zu. Ich denke, Trump würde nicht viel verändern. Vielleicht ist eher zu hoffen, dass er keinen Bürgerkrieg in den USA auslöst.

Vielen Dank  
für  
Ihre Treue!



DIE WELTWOCH

Steigen Sie  
ein,  
fliegen Sie  
mit!

weltwoche.ch



„In diesem Aktenschrank mit doppeltem Boden können Sie sich vor dem Steuerprüfer verstecken...!“

## Jetzt innehalten!

Nr. 5 – «Panzer für die Ukraine»  
Urs Gehrigler zum Krieg in der Ukraine

Die schweizerische Neutralität darf nicht zerstört werden. Sie ist nach wie vor ein Modell für die Zukunft in unserer kriegsgeschüttelten Welt. Sie besitzt (immer noch) grösste Hochachtung überall in der Welt – ausser bei den Kriegstreibern und Kriegsgewinnlern. Warum soll es nicht wenigstens einen Ort auf der Welt geben, an dem es ehrlich und auf Augenhöhe um Dialog und Frieden geht? Die Schweiz ist Sinnbild für Verhandlungen und aufrichtige Diplomatie und so ein Hoffnungsträger für viele Menschen. Mit der Ermöglichung von auch nur indirekten Waffenlieferungen schwächen wir weiterhin unsere Möglichkeiten, als Vermittler unsere Guten Dienste anzubieten und humanitäre Hilfe zu leisten. In atemberaubender Geschwindigkeit werden grundlegende Werte der Schweiz über Bord geworfen. Ein Zurechtbiegen der Begriffe und des historischen Verständnisses der Neutralität darf keine Basis für politische Entscheidungen sein. Jetzt innehalten! Keine Waffenlieferungen, keine rechtswidrigen Massnahmen, aber eine grundlegende, ruhige Diskussion darüber, wie die Schweiz sich in Zukunft im schwierigen globalen Kampf der Grossmächte positionieren kann. *Raimund Klesse, Fanas*

Unser Land gerät immer mehr ins Spannungsfeld der Grossmächte. Bundesrat Cassis hat die Neutralität der Schweiz faktisch aufgehoben. Die ehemals neutrale Schweiz macht bei Russland-Sanktionen mit. Der Chef der Armee empfängt Nato-Generäle und will die Schweiz noch enger an dieses Bündnis heranzuführen.

Im Parlament wird über Waffenlieferungen in ein Kriegsgebiet, die Ukraine, nachgedacht. Diese Verhaltensweisen führen die Schweiz in einen vollkommenen Abgrund. Gewisse Leute scheinen den Verstand vollkommen verloren zu haben. Stoppen wir den Wahnsinn und kehren wir zu unseren ursprünglichen Werten und zur Neutralität zurück.

*Armin Weber, Grünenmatt*

## Unverschämte Kühe

Nr. 6 – «Milch ohne Kuh»  
Kolumne von Peter Bodenmann

Es ist doch schön, dass wir Milch ohne Kühe herstellen können. Aber Milch nature ist ein kompliziertes Produkt mit vielen lebensnotwendigen Bestandteilen. Ja, die blöde Kuh frisst uns die Natur weg. Dadurch wird auch CO<sub>2</sub> und sogar Methan freigesetzt. Welche Unverschämtheit vom ehemaligen Hornvieh! Die Kuh frisst Gras und macht daraus Fleisch, Fett, Knochen und sogar Milch. Ja, die Kuh verbraucht unsere Bioenergie, und Sonnenlicht wird nur indirekt zu unserem Nutzen – ohne Solarpanel oder Windrad! Welche Frechheit! Zu allem hin ist unser Stoffwechsel eine unglaublich komplizierte Angelegenheit. Wir Naturalphabeten kennen ja kaum alle chemisch reinen Produkte, deren wir bedürfen. Trotz meines bescheidenen Wissens muss ich mich mit Sachen vollstopfen, von denen ich keine Ahnung habe. Vieles habe ich von meinen Eltern und Grosseltern übernommen. Wissen diese grün-links-liberalen Klugscheisser überhaupt noch, was eine Familie ist? Meine Lebenserfahrung: Nicht alles, was technisch möglich ist, ist sinnvoll.

*Ajtony Ormos, Winterthur*

## Frau ohne Allüren

Nr. 7 – «Italiens letzte Königin»  
Nicholas Farrell über Königin Maria José

Der Artikel über Maria José war interessant für mich, da ich sie 1971 kennenlernen durfte. Es war in Mexiko, sie lebte bei ihrer Tochter, und wir waren durch meinen Ex-Mann dort eingeladen. Sie war sehr elegant, mit weissem grossem Hut und vor allem nahbar, freundlich und interessiert an allem. Wir sind spontan mit einem kleinen Flugzeug in die Berge geflogen, um die berühmten Champignons zu probieren, sie kam einfach mit, war für jedes Abenteuer zu haben. Wegen Wetterproblemen mussten wir in einer Hütte im Nirgendwo übernachten. Überall Flöhe – oder waren es Wanzen? Am nächsten Morgen wateten wir durch den Schlamm zum Flugzeug zurück. Ihr weisser Hosenanzug war dahin, sie beklagte sich nicht und lächelte nur. Eine bewundernswerte und tolle Frau ohne Allüren. PS: Sie hat die Champignons aber nicht probiert ...

*Christine Ausoni Schwank, 1025 Saint-Sulpice*

Unsere Leser haben uns darauf aufmerksam gemacht, dass Elisabeth von Österreich-Ungarn nicht erschossen, sondern mit einer spitz zugechliffenen Feile erstochen wurde. Wir bitten für diesen Fehler um Entschuldigung.

*Redaktion Weltwoche*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).





Raquel Welch (1940–2023)  
 Tony Marshall (1938–2023)



*Verführerisch schiefes Lächeln:* Ikone Welch.

Die Tochter eines bolivianischen Ingenieurs und einer Amerikanerin hatte alle Voraussetzungen, in der Nach-Monroe-Ära mit ihrem «Latino-Flair» zur Ikone eines neuen Sex-Appeals zu werden, der sich vom WASP-Erotik-Image der 1950er Jahre durch mehr Natürlichkeit und Temperament unterscheidet.

Nach ersten wenig auffallenden Rollen (unter anderen an der Seite von Elvis Presley in «Roustabout», 1964) wurde sie es durch den Fantasy-Film «One Million Years B. C.» (1966). Sie spielte eine aufregend attraktive Steinzeit-Lady im Fellbikini.

Raquel Welch mit ihrem verführerisch schiefen Lächeln wurde zum Sexsymbol einer Zeitenwende, die sich zwar von den «falschen Fuffzigern» löste, aber mit gebremstem Elan. Symptomatisch war die Satire «Myra Breckinridge» (1970), in der Raquel Welch, lange vor der Queer-Bewegung, eine Transfrau verkörperte.

Mag der Geschlechtsangleichungs-Jux noch sehr konventionell sein, Welch zumindest hatte keine Hemmungen, ihren Sex-Appeal zu parodieren. Eigentlich habe sie immer, wie sie in ihrer Autobiografie «Beyond the Cleavage» aus dem Jahre 2010 schrieb, auf ernste, engagierte Rollen gehofft, die aber blieben rar.

Hollywood war ihr Ausschnitt wichtiger. In einem der besten Science-Fiction-Filme, «Fantastic Voyage» (1966), spielte sie an der Seite eines Wissenschaftler-Teams, das sich so verkleinern lässt, um in die Blutbahnen eines Agenten zu gelangen (auch das lange vor «Ant-Man»). In Western wie «Bandolero» (1968) und «100 Rifles» (1969) nahm sie mit ihrem «Latino-Temperament», im Verbund mit ihrer «Poster-Erotik», ein wenig den «Spaghetti-Western» vorweg.

In über dreissig Filmen und zahlreichen TV-Serien war sie präsent und durfte 1973 in Richard Lesters «The Three Musketeers» als Geliebte von D'Artagnan ihr komisches Talent zeigen. Sie sollte, gab ihr Richard Lester den Rat, ein wenig an Buster Keaton denken. Welch widersprach und orientierte sich lieber bei ihrer Tollpatsch-Rolle an Stan Laurel.

An der Seite von Faye Dunaway und Geraldine Chaplin war sie sich darüber im Klaren, für ausgiebige Erotik zu sorgen, und nicht mehr. Und trotzdem erhielt sie für ihre komische Rolle den Golden Globe. Es blieb ihre einzige Auszeichnung.

In den späten Filmen, unter denen viele Komödien waren, rutschte sie an den Rand, in Nebenrollen, in denen sie sich, wie sie sagte, wie «eine aufgepumpte Barbie» vorkam. Verdient hatte sie das nicht. *Wolfram Knorr*

Ursprünglich wollte er singen wie Enrico Caruso und absolvierte erfolgreich eine Ausbildung zum Opernsänger. Dann wollte er Chansons hauchen wie Charles Aznavour. Doch der Erfolg kam erst mit knalligen Schlagern, zu denen das Publikum ausgelassen rhythmisch klatschen konnte: Er wurde der Fröhlichmacher der Nation.

Schon früh war ihm klar, dass er unter seinem Geburtsnamen keine Karriere machen konnte, und so wurde aus Herbert Anton Bloeth der Quasi-Amerikaner Tony Marshall. Sein erster Schlager war auch gleich sein erfolgreichster und der einzige, den Millionen Menschen noch heute im Ohr haben: «Schöne Maid».

Eigentlich war ihm das von Jack White komponierte Lied mit seinem Refrain «Hoja, hoja, ho» peinlich. Deshalb trank er sich vor der Aufnahme einen Schwips an, in der Hoffnung, aus dem Studio geworfen zu werden. Aber der Song schlug ein, und Marshall bekannte sich fortan mit Herz und Seele zum Schlager-Genre.

In den siebziger und achtziger Jahren folgte ein Hit auf den anderen. Ausserdem trat er im Fernsehen und in Kinofilmen auf. Skandale machte der mit seiner Jugendliebe verheiratete Sänger nicht. Nur nach der Wende verspekulierte er sich mit Immobilien in der Ex-DDR und verlor ein Vermögen.

Im Alter gingen dann doch seine beiden Jugendwünsche in Erfüllung. In Frankfurt stand er auf der Opernbühne – als Milchmann Tewje in «Anatevka» und als Papageno in der «Zauberflöte». Schon gezeichnet von seiner schweren Krankheit, spielte er 2021 sein letztes Lied ein. «Der letzte Traum» ist ein melancholisches Chanson, wie es auch Charles Aznavour hätte singen können. *Wolfgang Koydl*



*Herz und Seele:* Fröhlichmacher Marshall.

# Zum Glück gibt es den Mietmarkt

Wird Wohnraum teurer, wird irgendwann Zuwanderung zum Thema.



Ist Wohnen in der Schweiz unanständig teuer geworden? Der Mieterinnen- und Mieterverband klagt über den steigenden Druck auf die Mieter, spricht von einer sozialen Zeitbombe und klagt die Immobilienunternehmen an, weil diese auf zu hohe Renditen kämen. Jeder Miethaushalt in der Schweiz habe 2021 jeden Monat 370 Franken zu viel Miete bezahlt.

Sollte dieser Vorwurf zutreffen, wäre das ein Diebstahl enormen Ausmasses.

Aber so ist es nicht. Der Mieterverband kommt nur deshalb zu diesen Anschuldigungen, weil er den Mietwohnungsmarkt mit seinen 2,3 Millionen Einheiten nicht als Markt betrachtet.

Er schreibt es so: Wohnraum aus einer marktwirtschaftlichen Sicht zu betrachten, sei schlicht falsch. Boden sei ein begrenztes Gut, er könne nicht reproduziert werden, wenn die Nachfrage steige. Wohnraum dürfe nicht als Ware betrachtet werden.

Folgerung und Forderung daraus: die Preise fesseln, Mieten strikt kontrollieren. Hätte man das seit 2006 gemacht, dann würden die Miethaushalte, so der Verband, jetzt nicht jeden Monat viel zu viel bezahlen.

Die Rechnung geht, wie das Beratungsbüro Bass darlegt, so: Die Mieten 2006 waren etwa richtig. Von da an hätten sie sich aus Verbands-sicht gemäss mietrechtlicher Nettorendite bewegen sollen; diese bemisst sich vor allem an den Kosten, die ab 2010 gesunken sind.

Es kam aber anders. Es gab eine lange Steigerung der Mietzinsen und Immobilienrenditen. Warum?

Vor allem wegen einer starken Zunahme der Nachfrage nach Wohnraum. Wenn das Angebot

nur schwach erweiterbar ist, die Nachfrage aber enorm zulegt, steigen eben die Preise. In einem Markt.

Genau den Markt will der Mieterverband weg haben. Was wären dann aber die Folgen?

– Die Mieten blieben so niedrig, dass die Nachfrage noch grösser wäre, so dass man den Wohnraum irgendwie rationieren und bürokratisch zuteilen müsste. Der Kampf um Quadratmeter könnte Formen annehmen, die man sich heute nicht vorstellen kann oder mag.

– Grundeigentümer würden weniger bauen, da die Rendite niedriger wäre. Die Raumknappheit würde sich verschärfen.

– Das Umziehen und Mieten würde viel schwieriger. Viele Mieter würden sich quasi in günstigen Wohnungen verbarrikadieren, wie man es vom Ausland kennt.

Besonders brisant: Die Bewegungen der Mietzinsen hängen wesentlich mit der Nachfragesteigerung durch die Zuwanderung zusammen.

Auch wenn dies auf linker Seite wie dem Mieterverband nicht thematisiert wird: Wenn das Wohnen teurer wird, spürt man daran auch direkt die Folgen des Bevölkerungswachstums und damit der Einwanderung.

Mietzinsen können als Preissignale sogar eine besondere Bedeutung erlangen, quasi als vorauseilende Indikatoren: Überfüllungswirkungen in Form abnehmender Qualität der Schulen, der öffentlichen Infrastruktur oder Verkehrsnetze zeigen sich erst verzögert. Die Mieten reagieren viel direkter und rascher, der Wohnungsmarkt kann so als erstklassiger Indikator funktionieren, wenn man ihn lässt.

## Prediger Chatbot

Das textbasierte Dialogsystem Chat GPT kann auf Fragestellungen mit enormer Fertigkeit Informationen aus dem Internet zusammensuchen. Es gibt nun Bedenken, die Antworten seien nicht frei von Voreingenommenheit.

Hier ein kleiner Test. Frage: «Ist es nötig, bis 2050 klimaneutral zu werden?»

Antwort: «Ja, es ist notwendig, dass die Menschheit bis spätestens 2050 klimaneutral wird. Das bedeutet, dass die Treibhausgasemissionen auf null reduziert werden müssen, um den Anstieg der globalen Durchschnittstemperatur auf maximal 2 Grad Celsius im Vergleich zum vorindustriellen Niveau zu begrenzen und somit die schlimmsten Auswirkungen des Klimawandels zu verhindern. Dieses Ziel wurde im Pariser Klimaabkommen von 2015 von fast allen Staaten der Welt anerkannt, und es ist notwendig, dass wir alle gemeinsam daran arbeiten, es zu erreichen. Es erfordert weitreichende Veränderungen in allen Bereichen, wie zum Beispiel den Übergang zu erneuerbaren Energien, die Verbesserung der Energieeffizienz, die Verringerung des Verbrauchs und der Verschwendung von Ressourcen sowie die Umstellung auf nachhaltige Landnutzung und Transporte. Es gibt bereits viele Länder, Unternehmen und Organisationen, die sich verpflichtet haben, bis 2050 klimaneutral zu werden, und es ist wichtig, dass immer mehr Akteure diesem Beispiel folgen und gemeinsam daran arbeiten, eine nachhaltige Zukunft für alle zu schaffen.»

Das ist jetzt noch stromlinienförmiger herausgekommen, als man es erwartet hatte.

# LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Benutzte Vermeer  
für die Perspektive  
in seinen Bildern  
eine Camera obscura?  
*Karl Schütz, Seite 66*

**Leonardo Alenza, Satire of Romantic Suicide, 1839** – Die Schwierigkeit des Individuums mit der Romantik ist, dass es ohne sie nicht leben und mit ihr nicht glücklich werden kann. Der romantische Mensch ist ein Typus, der die Zuflucht vor den Dornen des Seins ausgerechnet in einem Rosengarten zu hoffen findet.

Romantiker waren immer schon Menschen, die in weltschmerzlicher Melancholie die Erfüllung des Seelenlebens vermuteten, die litten an der Unerbittlichkeit der Welt, die nur ganz selten so ist, wie sie sie haben möchten; als einen zarten, wogenden Wind, der sie durch die Lüfte trägt den eigenen Träumen entgegen.

Sie waren alle unheilbare und haltlose Narzissten, so sehr selbstverliebt, dass sie gar den Suizid romantisch verklärten und ihn stilisierten zur letzten poetischen Antwort auf die prosaischen Lebenszwänge mit ihrem bleiernen Stumpfsinn und all den enttäuschten Lieben. Es gab Zeiten, da war es für die kompromisslosesten Romantiker beinahe eine Pflicht, sich selbst auszulöschen, wie einst der junge Werther, um wirklich ernst genommen zu werden; jede Strömung hat ihre Irrläufe, Missverständnisse, Tragiken und auch Lächerlichkeiten, das zeigt Leonardo Alenzas (1807–1845) Gemälde.

Alenza selbst hatte nach einer kurzen, romantischen Phase keine Zeit mehr für die von der Welt ungestörten Gefühlswelten und -wellen. Er litt an Tuberkulose, lebte in einem Kuhstall, weil er dachte, die Dämpfe dort wirkten heilend.

Und als ob die Welt die Schöpfung der sich selbst so tödlich ernst nehmenden und selbstironielosen Romantiker für einen Irrtum hielte, schuf sie unmittelbar nach dem Aussterben der verzweifelten Glückssucher die Lebensform des Biedermeiers, eine der unromantischsten Lebensformen überhaupt, die das Glück in einer Anständigkeit der kleinen Gedanken und kümmerlichen Gefühle ortete. Und man fragt sich leise, ob nicht gelegentlich die Falschen freiwillig aus dem Leben scheiden.

*Michael Bahnerth*



*Aussterben der verzweifelten Glückssucher.*

# Das Rote und das Braune

Wassili Grossman war Jude, in der Ukraine geborener Russe und Kommunist. Im Zweiten Weltkrieg wurde er zum unsterblichen Dichter.

Jürg Altwegg

Wassili Grossman: Stalingrad.  
Claassen. 1280 S., Fr. 49.90

Wassili Grossman: Leben und Schicksal.  
Ullstein TB. 1088 S., Fr. 33.90

Die Zeitung *Le Monde* schwärmte, als Wassili Grossmans Roman «Leben und Schicksal» erschien: «Der russische Roman des 20. Jahrhunderts, «eine historische Freske, ein gewaltiges Werk». Die literarische Offenbarung kam aus Lausanne: Grossmans Epos erschien 1983 auf Russisch und Französisch bei L'Age d'Homme. Vladimir Dimitrijevic, Sohn eines nationalistischen Serben, hatte den Verlag 1966 gegründet. Er publizierte Westschweizer Avantgardisten und Klassiker aus dem slawischen Kulturraum. Grossman (1905–1964) war längst gestorben, als das Manuskript von Dissidenten um Andrei Sacharow auf Mikrofilm kopiert und ausser Landes geschmuggelt wurde. Deutschsprachige Leser mussten bis 2007 auf das Jahrhundertwerk warten.

## Unterwegs als Kriegsreporter

Wassili Grossman wurde in Berditschew geboren. Seine Eltern waren assimilierte Juden, die kaum noch Jiddisch sprachen. Schon während seines Studiums der Chemie in Moskau veröffentlichte Grossman Erzählungen. Er arbeitete als Ingenieur im Donbass – Donezk hiess damals Stalino. Ende der dreissiger Jahre wurde er in den sowjetischen Schriftstellerverband aufgenommen.

Dem sozialistischen Realismus hat er nie gehuldigt, aber dem Regime war er keineswegs feindlich gesinnt, obwohl der Terror seine Familie und Freunde nicht verschonte. Grossmans Frau wurde verhaftet, weil deren erster Mann verhaftet worden war – seine guten Beziehungen ermöglichten ihre Freilassung. Sie weigerte sich, die in Berditschew lebende Mutter des Schriftstellers in der kleinen Moskauer Wohnung aufzunehmen.

Nach dem Überfall Hitlers auf die Sowjetunion meldete sich Grossman als Freiwilliger

zur Armee. Er begleitete sie als Kriegsreporter der Zeitung *Roter Stern* von Moskau bis nach Berlin. Aus Stalingrad berichtete er vom Heroismus der sowjetischen Soldaten. Die Schilderungen von der Front lassen sein einzigartiges erzählerisches Talent erkennen. Sie erschliessen das Leben und Sterben im Krieg, der Soldaten wie der Bevölkerung. Stets hat er ein Auge für die Natur und die Tiere. Nach dem Kugelhagel beobachtet er zwischen den Unterständen des Generalstabs ein verstörtes Huhn, dessen Flügel mit Tinte beschmiert sind. Er betritt Dörfer, in denen kein Mensch mehr lebt.

Der zeitgenössische Leser kommt an Orte, von deren Existenz er keine Ahnung hatte und denen er jetzt in den Medien täglich begegnet. Der Historiker Antony Beevor verweist in den von ihm herausgegebenen Aufzeichnungen darauf, wie fremd die bäurische Bevölkerung Grossman blieb («Ein Schriftsteller im Krieg», Bertelsmann 2007). Über Stalins taktische Fehler, die ihm bewusst sind, und den schlechten Zustand der Roten Armee schreibt er nicht. Doch vom Misstrauen, das den Soldaten entgegenschlägt, berichtet er sehr wohl. Grossman zitiert Inschriften auf Bauernhäusern: «Ostern ist gekommen.» Sie wurden, so Beevor, zur Begrüssung der Nazi-Truppe angebracht.

Auch Brot und Salz reichte die katholische Bevölkerung den Deutschen als traditionelles Zeichen des Willkommens. Sie wurden als Befreier von den atheistischen Kommunisten empfangen. Beevor erinnert an die Affären zahlreicher Ukrainerinnen mit deutschen Soldaten. Die Umsetzung des Vorschlags, eine Armee aus einer Million Ukrainern zu bilden, scheiterte nicht am Widerstand der Ukrainer, sondern an Hitler, für den «in Uniformen der Wehrmacht kämpfende Slawen [...] eine Horrorvorstellung» waren.

Mit den russischen Truppen erreichte Wassili Grossman Treblinka. Was in Polen geschah, ist noch unsagbarer als die Massaker von Odessa, Babyn Jar, Berditschew. Nach der Revolte der Häftlinge hatten die Deutschen das Vernichtungslager aufgelöst und versucht, die Spuren zu verwischen. Als «Bluterde» bezeichnete



Schilderungen von der Front:

Timothy Snyder (im Buch «Bloodlands») 2010 diese Gebiete, in denen die Mehrheit der europäischen Juden lebte. Grossman begeht diese Bluterde: «Knochen, Zähne, verschiedenste Gegenstände, Dokumente scheidet sie aus. Sie will keine Komplizin sein.»

In den Wäldern stösst die Rote Armee auf Überlebende. Grossman kann mit ihnen sprechen. Er beschreibt das Funktionieren des Lagers. Die Gräueltaten der Henker, das Eintreffen der Züge aus den vier Himmelsrichtungen – Treblinka war ein Eisenbahnknotenpunkt. Bei jeder Ankunft wurden 150 starke Männer ausgesucht und zum Verscharren der Leichen abkommandiert. Dann mussten auch sie ins Gas. Eine Seite widmet

*Dem sozialistischen Realismus hat er nie gehuldigt, aber dem Regime war er keineswegs feindlich gesinnt.*

Grossman dem Kahlscheren der Frauen. Die Haare werden desinfiziert und in Säcken nach Deutschland geschickt. Auch über ihre Verwendung – Matratzen, Seile – hat man ihn aufgeklärt. «Diese Zeugnisse müssen überprüft werden», merkt der Reporter an. Es ist das erste bedeutende Dokument über die Lager. Auf den Text «Die Hölle von Treblinka» beruft sich die Anklage bei den Nürnberger Prozessen.



Schlacht um Stalingrad.

Auch in «Das Schwarzbuch» über den Genozid an den Juden ist Material von Grossman eingeflossen. Die Initiative dazu ging vom Jüdischen Antifaschistischen Komitee (JAK) aus. Anlässlich seiner Gründung am 24. August 1941 in Moskau hielt der Poet David Bergelson eine Rede, in der er alle Juden zum Kampf gegen Hitler aufrief: Ihnen drohe die «totale Vernichtung». 500 000 Juden kämpften in der Roten Armee. Aus der ganzen Welt wurde sie mit Millionenbeiträgen unterstützt.

Mit der Herausgabe des «Schwarzbuchs» beauftragte Stalin die beiden bekanntesten jüdischen Schriftsteller der Sowjetunion: Ilja Ehrenburg und Wassili Grossman, der das Kapitel über Berditschew beisteuerte. Die Hälfte der Bevölkerung bestand aus Juden, mehr als 30 000 fielen den Massakern der Einsatzgruppen zum Opfer. An ihnen waren auch Einheimische beteiligt – «Pogrom» ist ein russischer Begriff. Zu den Opfern gehörte die Mutter von Grossman, die der Schriftsteller ihrem Schicksal überlassen hatte.

### Zweiter Verrat

Doch jetzt brauchte Stalin, der auf der «Blut-erde» im Jahrzehnt zuvor den «Holodomor» – den Hungertod von drei Millionen Klassenfeinden – organisiert hatte, die Juden nicht mehr. Die Publikation des «Schwarzbuchs» wurde behindert und schliesslich verboten. Die erste vollständige Version erschien 1992 in deut-

schler Sprache – nach der Öffnung der russischen Archive. Ihr Herausgeber Arno Lustiger dokumentiert auch, was Stalin verschweigen wollte: die Beteiligung der Bevölkerungen an der Shoah, das Martyrium der Juden und ihr Beitrag zum Sieg über den Faschismus. Nach einem Schauprozess wurden die meisten Mitglieder des JAK erschossen. Arno Lustiger erwähnt eine der Begründungen für ihre Verfolgung: Sie würden die Abtrennung der Krim von der Sowjetunion betreiben, um auf der Halbinsel eine jüdische Republik zu installieren.

Grossman unterschrieb einen Aufruf von Redaktoren der *Prawda*, in dem sie die Bestrafung der «Schuldigen» forderten, um die «guten Juden» zu schützen. Es war der zweite Verrat, den er sich nie verzieh. In Russland hatte die Revolution die Diskriminierung der Juden beendet. Die Rote Armee rettete sie vor der Vernichtung durch die Nazis. Doch Hitler rief ihnen ihre Identität und Herkunft ins Bewusstsein zurück. Und Grossman musste erkennen, dass Stalin ebenfalls Antisemit und ein genauso übler Verbrecher war.

Stalins Tod 1953 war für Grossman, der sich der Zensur und dem Regime unterworfen hatte, eine Befreiung. Er wird zum einzigartigen Dichter des Totalitarismus, den er verinnerlicht hatte. Die Aufzeichnungen aus dem Krieg sind das Rohmaterial des Romans «Leben und Schicksal». Nie hatte Strum, Grossmans Alter Ego, «vor dem Krieg daran gedacht, dass

er Jude war, dass seine Mutter Jüdin war». Sie schickt ihm ein paar Stunden vor dem Tod einen Brief aus dem Getto: «In diesen schrecklichen Tagen erfüllt mütterliche Liebe zum jüdischen Volk mein Herz.»

Grossman beendete das Manuskript 1960 und schickte es zwei Literaturzeitschriften. Die Reaktion war ein Besuch des KGB, der alle Entwürfe und Kopien beschlagnahmte. Zusammen mit Solschenizyns «Archipel Gulag»

*Grossman musste erkennen, dass Stalin ebenfalls Antisemit und ein genauso übler Verbrecher war.*

ist «Leben und Schicksal» das einzige Werk, das zerstört wurde und nicht als Samisdat im Untergrund zirkulieren konnte. 1962 schrieb der Autor einen Brief an Chruschtschow und bat ihn, dem Buch «seine Freiheit zu gewähren». Er wurde von Michail Suslow vorgeladen: «Unsere Auffassung von Freiheit ist nicht die gleiche wie jene der Kapitalisten», beschied der Chefideologe dem Schriftsteller und warf ihm die Gleichsetzung von Stalinismus und Nationalsozialismus vor.

### Mutige Introspektion

Die 1980 in Lausanne erschienene Ausgabe beruhte auf einer Kopie, die Grossman einem Freund anvertraut hatte. «Leben und Schicksal» beginnt in einem deutschen Konzentrationslager. «Ich habe am 15. September vorigen Jahres die Ermordung von 20 000 Juden, Frauen, Kindern und Greisen erlebt», erklärt ein russischer Häftling namens Ikonnikow im Verhör mit einem SS-Offizier, «und an diesem Tag den Glauben an eine Existenz Gottes verloren.» Es war der Todestag von Grossmans Mutter.

Der Nazi und der inhaftierte russische Kommunist verkörpern die beiden Totalitarismen des 20. Jahrhunderts. Mit Ikonnikow stellt Grossman dem stalinistischen Versprechen vom klassenlosen Paradies seine Erfahrung und Wahrheit entgegen. Das absolute Böse wird im Namen des Guten begangen: «Wenn im Morgengrauen das Gute dämmert, sterben Kinder und Greise, fliesst das Blut.»

Das Gute im Menschen aber lebt in allen Werken Grossmans. Seine heroischen und tragischen Figuren zeichnen sich durch eine «Güte ohne Denken» im Alltag aus. Im letzten grossen Werk, «Alles fliesst», kehrt Iwan Grigorjewitsch nach dreissig Jahren Gefangenschaft aus dem Gulag zurück. Grossman beschreibt die Entfremdung der Gesellschaft und die Zerstörung des menschlichen Gewissens durch die Diktatur. Ein Buch wie «Alles fliesst» über die langfristigen Schäden des Nationalsozialismus als mutige Introspektion eines Dichters, der sich hatte verführen lassen, ist mir in der deutschen Literatur nicht bekannt.



*Doppelspiel:* Berater Surkow und Präsident Putin.

## Putins Lenker

*Andreas-Renatus Hartmann*

Giuliano da Empoli: Der Magier im Kreml.  
C. H. Beck. 265 S., Fr. 33.90

Für die einen war er Putins Rasputin. Für die anderen war er schlimmer als Goebbels. Für Giuliano da Empoli, der als Berater des italienischen Premierministers Matteo Renzi die Politik aus nächster Nähe kennenlernte und seine Erfahrungen in diesem Erstlingsroman brillant verarbeitet hat, war er schlichtweg «Der Magier im Kreml».

Die Rede ist hier von Wladislaw Surkow, einem der engsten Vertrauten Putins, der den russischen Präsidenten seit seinem Amtsantritt wie ein Schatten begleitete, als Spindoktor sowohl seinen Wahlkampf organisierte als auch den Umbau der russischen Gesellschaft in eine «gelenkte Demokratie» inspirierte, um dann im Jahr 2020 den Kreml wieder diskret zu verlassen. In da Empolis Roman trägt Surkow den Namen Baranow und führt in seinem Haus ein nächtliches Gespräch mit dem Erzähler.

### Dekadenz des Westens

Dabei erfährt der Leser zunächst, dass Baranow, im Gegensatz zur Mehrheit der Russen, das Chaos der Jelzin-Zeit als Befreiung empfunden hat. Nach verrückten Jahren in Gesellschaft von Künstlern, Theaterleuten und politischen Exzentrikern begann Baranow eine Karriere beim russischen Staatssender ORT, dem gerade privatisierten Ersten Kanal. Dort wollte er, wie in amerikanischen Serien, mit Lebensentwürfen experimentieren, an denen die Russen sich ausrichten sollten. Als Boris Beresowski, der Eigentümer des ORT, auf das Jungtalent aufmerksam

wurde und ihm vorschlug, als politischer Chefstrategie für den ebenfalls von ihm geförderten Wladimir Putin zu arbeiten, konnte Baranow der Versuchung, in die Welt der Politik zu wechseln, nicht widerstehen. Statt weiter Träume zu produzieren, wollte er nun die Wirklichkeit gestalten. Die Methoden, die Baranow dabei anwandte, sind dieselben, die sein Alter Ego Wladislaw Surkow praktizierte, als er in Russland sowohl die Ultrationalisten als auch deren linke Widersacher förderte, um sie anschliessend gegeneinander auszuspielen. Nach demselben Muster arbeitete Surkow auch im Westen, wo er sowohl die europäischen Ultrarechten als auch die LGBTQ-Community unterstützte und mit Fake News fütterte.

Ziel dieser Manipulationen, so bekennt Baranow offenherzig, war nie die Gewinnung der einen oder anderen Seite für die Politik des Kreml, sondern die Verwirrung der Geister. Der

### *Der «Tsar» empfängt im Bademantel Minister, Generäle und Unternehmer.*

letzte Akt dieses Theaterstücks wird darin bestehen, dass der Strippenzieher sein Doppelspiel selbst aufdeckt, mit der Folge, dass alle verrückt werden und an nichts mehr glauben, ausser dass der Kreml hinter allem steckt und die Russen die heimlichen Herren der neuen Welt sind.

Ähnlich verdeckt agiert Baranow in der Ukraine. Es geht um die Wiedereroberung von «Kleinrussland». Wobei er die Mittel und Wege zu diesem Ziel klar beim Namen nennt: In Antwort auf den «in Langley, Virginia, geborenen Maidan» müsse Russland nicht auf Gewalt setzen, sondern sich von den Methoden der CIA inspirieren lassen und in Kiew «einen russischen Maidan organisieren». Danach beginnt der Kampf gegen den wirklichen Gegner:

«die Dekadenz des Westens und seine falschen Werte». In diesem an Einblicken in das heutige Russland reichen Roman bleibt Wladimir Putin, hier der «Tsar» genannt, eigenartig blass und entrückt. Wir erfahren lediglich, dass er morgens früh aufsteht, Eier frühstückt, die ihm der Patriarch Kyrill von seinem benachbarten Hof schicken lässt, dann Gymnastik treibt und einen Kilometer in seinem Schwimmbad zurücklegt, wo er anschliessend im Bademantel Minister, Generäle und Unternehmer empfängt. Am frühen Nachmittag lässt er sich in den Kreml fahren, von wo er manchmal erst am Morgen zurückkehrt. Selbst gegenüber Baranow, seinem engsten Berater, bleibt er innerlich immer distanziert. Als dieser seinen Rücktritt erklärt, ist keine Gefühlsregung auf dem Gesicht des Tsar zu erkennen.

Niemand hat Baranow seitdem ersetzt. Der einzige Vertraute, mit dem sich der Tsar noch umgibt, ist sein Labrador, den er gelegentlich mit ins Büro nimmt. Sein Gesicht, so schreibt Giuliano da Empoli in seinem von der Académie française preisgekrönten Roman, «hat bereits die marmorne Blässe der Unsterblichkeit».

Die einzige Schwachstelle des Romans befindet sich am Ende, wo der Erzähler den «Magier» ein glücklich-süssliches Ende im Kreis seiner Familie finden lässt. In der Realität enden Menschen dieses Schlags anders. Wie genau, weiss man allerdings auch im Falle von Wladislaw Surkow nicht. Manche wollen ihn nach seinem Abgang aus dem Kreml in einem Arbeitslager in Sibirien gesehen haben. Andere wiederum behaupten, ihm im russisch-orthodoxen Kloster des Hl. Pantaleon auf dem Berg Athos über den Weg gelaufen zu sein. In Wirklichkeit war der von Surkow geworfene Schatten jedoch bereits in seiner Kreml-Zeit äusserst kurz und dürfte sich inzwischen irgendwo zwischen Dublin und Wladiwostok vollständig verloren haben.

# Unterhaltsame Ernsthaftigkeit

Gerhild Heyder

Juli Zeh, Simon Urban: Zwischen Welten.  
Luchterhand. 448 S., Fr. 33.90

Wer ist Juli Zeh? Die 1974 in Bonn geborene Bestsellerautorin und promovierte Juristin schreibt Essays, Theaterstücke und Romane, die inspiriert sind von der Aktualität und den Zeitgeist aufgreifen («Unterleuten», «Über Menschen», zuletzt gemeinsam mit Simon Urban «Zwischen Welten»). Die literarischen Motive der vielseitig engagierten Schriftstellerin sind: der Weg zum Überwachungsstaat, die zunehmend fehlende Empathie im Miteinander und die Ohnmacht und Verlorenheit des Einzelnen; die Frage nach Sinn und Moral in einer Welt, deren tradierte Werte im Verschwinden begriffen sind.

Akute Geschehnisse saugt sie auf, um sie literarisch zu transformieren. Juli Zeh beobachtet scharf und findet den Zustand der Welt gespiegelt im Mikrokosmos ihrer dörflichen Umgebung. Die doppeldeutigen Titel ihrer Romane verweisen auf die Vielschichtigkeit der Personen, die ihre Geschichten bevölkern und nie den ersten Eindruck bestätigen, der sich zunächst aufdrängt – bis man mit den eigenen Vorurteilen konfrontiert wird.

## Letzter Kitt eines Wir-Gefühls

Juli Zeh lebt mit Mann und zwei Kindern seit fast zwanzig Jahren im ländlichen Brandenburg – «es war eine Flucht aus der Grossstadt mit all den täglichen Anforderungen» – und wurde 2019 zur ehrenamtlichen Richterin am Verfassungsgericht des Landes berufen. Da, wo sie Unrecht wittert und Persönlichkeitsrechte eingeschränkt sieht, mischt sie sich ein; das betraf etwa die Eingriffe in die Grundrechte während der Coronapandemie 2020.

Zuletzt geriet sie in Misskredit als eine von 28 Erstunterzeichnern des am 29. April 2022 auf der Website der Zeitschrift *Emma* veröffentlichten offenen Briefs an Bundeskanzler Olaf Scholz mit dem Appell, der Ukraine nicht noch mehr schwere Waffen zur Verteidigung zu liefern.

Zu ihrer Haltung steht sie, trotz heftiger Medienkritik. Beim Polit-Talk des Magazins *Spiegel* vom September 2022 erlebt man im Video eine selbstbewusste, kaum geschminkte Frau, die mit lässig übereinandergeschlagenen Beinen entspannt konzentriert und mit souveräner Zurückhaltung die Fragen ihres Gegenübers, des Journalisten Markus Feldenkirchen, kontert und klug ihre Position vertritt: «Ich glaube nicht, dass Russland sich militärisch besiegen lässt.»

Ähnlich dezidiert reagiert sie auf die jüngsten Vorwürfe gegen ihren soeben erschienenen Whatsapp- und E-Mail-Roman «Zwischen Wel-

ten», den sie gemeinsam mit Simon Urban geschrieben hat. Er thematisiert alle gegenwärtigen Strömungen, vom Gendern über Rassismus, Feminismus, Klimakatastrophe bis zu toxischem Machtgebaren (das nicht ausschliesslich Männern vorbehalten ist). Hier kristallisiert sich eines ihrer Hauptthemen heraus: die weitgehend abhandengekommene Fähigkeit der Menschen, andere Meinungen gelten zu lassen und miteinander zu diskutieren.

Seit der Flüchtlingskrise 2015, auf die Corona und der Krieg in der Ukraine folgten, tun sich tiefe Gräben auf innerhalb von Familien und Freundeskreisen. Wer nicht der (von wem?) vorgegebenen Mehrheitsmeinung zustimmt, wird in Schubladen gesteckt und nicht mehr zum Dialog zugelassen.

Im Berliner *Tagesspiegel* vom Januar 2023 weist Juli Zeh auf die nicht mehr vorhandenen Gruppen, die früher identitätsstiftend wirkten, wie die 68er, Hippies, New Wavers oder Punks: «Vielleicht haben die aggressiver werdenden Lagerkämpfe auch gerade damit zu tun, dass es

## Mit dem Respekt vor der Meinung Andersdenkender ist die Autorin aufgewachsen.

solche Gruppen nicht mehr gibt. Wir beharren deswegen umso mehr auf Übereinstimmung – darauf, dass wir alle einer Meinung sein müssen. Nach dem Motto: Das ist der letzte Kitt, der noch ein Wir-Gefühl herstellen kann. Religionen sind weitgehend beiseitegeschoben, familiäre Zusammenhalte weniger stark, und weder links noch rechts taugen als Unterscheidungen.»

Mit dem Respekt vor der Meinung Andersdenkender ist die Autorin in ihrer diskussions-



freudigen Familie aufgewachsen, ihr Vater ist der ehemalige Direktor beim Deutschen Bundestag, Wolfgang Zeh. Juli Zeh studierte Rechtswissenschaften mit dem Schwerpunkt Völkerrecht in Passau, Krakau, New York und Leipzig, arbeitete bei der Uno in New York, ist Mitglied der SPD und gehört zu den Initiatoren der Charta der digitalen Grundrechte der Europäischen Union von 2016.

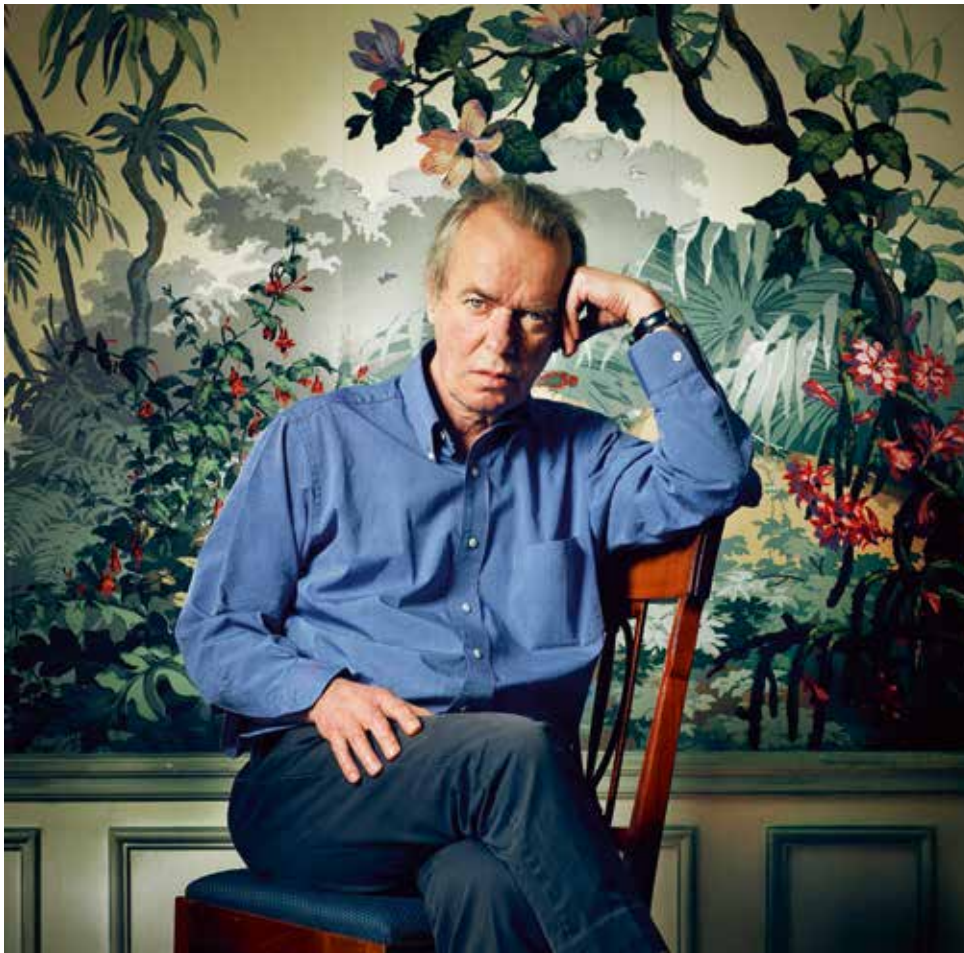
## «Stille ist ein Geräusch»

2001 reiste sie alleine, nur mit ihrem Hund als Begleiter, nach Bosnien und Herzegowina und erfuhr die tiefe Verstörung der Menschen angesichts der Tatsache, dass sich die europäische Gemeinschaft nicht für deren Leid in dem zerstörten Land interessierte. In dem 2002 veröffentlichten Reisetagebuch «Die Stille ist ein Geräusch» verarbeitet sie das Erlebte.

Juli Zeh ist eine komplexe, meinungsstarke und Widerspruch provozierende Persönlichkeit, deren vielgestaltige Interessen sich in ihren Werken niederschlagen. Und sie ist bei aller Ernsthaftigkeit eine sehr unterhaltsame Schriftstellerin.



Souveräne Zurückhaltung: Autorin Zeh.



Leben als undurchsichtiges Labyrinth ohne Ausgang: Autor Amis.

## Das pralle Leben, Sex und Tod

Rolf Hürzeler

**Martin Amis:** Inside Story.  
Aus dem Englischen von Eike Schönfeld.  
Kein & Aber. 656 S., Fr. 48.90

Der Erzähler Martin gibt sich gerne seinen Männerfantasien hin: «Ihre moschusige, lächelnde, florige, poigige, nippelige Präsenz verdichtete sich um ihn.» Der Betörte war zufrieden, dass die Angebetete ihm und nicht einem anderen zuneigte: «Klar, kein grosser Triumph...» Aber immerhin besser als nichts. Das ist die Erotik des englischen Schriftstellers Martin Amis, wenn er über seine weibliche Kunstfigur Phoebe Phelps schreibt, die hauptberuflich einen Escortservice betreibt.

Erotische Episoden wie diese durchziehen den autobiografischen Roman «Inside Story» des 73-jährigen. Pikanterweise gehört zur Fortpflanzung indes der Tod, und darum erhält auch dieser gebührend viel Platz in dem umfangreichen Werk. Zwischen Anfang und Ende spielt das pralle Leben, das sich wiederum über weite Strecken um Sex und Tod dreht. So kompliziert ist unser Dasein.

«Inside Story» fordert die Geduld der Leserschaft heraus, denn Amis erzählt keine faden-gerade Geschichte. Er wechselt laufend den Erzähler, die Perspektiven, die Zeiten ebenso wie die Protagonisten – tatsächliche und erfundene. Um es seiner Kundschaft ja nicht zu einfach zu machen, reichert er den Roman mit schier unzähligen Fussnoten an, die das soeben Gelesene ergänzen, oftmals in einem neuen Licht erscheinen lassen oder gar ins Gegenteil verkehren. Amis und seine Familie selbst leuchten dazwischen immer wieder auf, viel Neues gibt er allerdings nicht von sich preis. Er ist zum zweiten Mal verheiratet, mit der jüdischen Amerikanerin Elena; die beiden haben zwei Töchter; dazu kommen drei Kinder aus früheren Verbindungen.

### Werden und Vergehen

Bei der Lektüre von «Inside Story» drängt sich der Vergleich mit «Lektionen» seines Freundes Ian McEwan auf. Dieser sieht seine Lebensstationen im Rückblick als eine geradlinige Abfolge einzelner Lebensabschnitte. Ganz anders Martin Amis, der sein Leben als ein undurchsichtiges Labyrinth ohne einen Ausgang zu verstehen scheint.

Anhand von vier Biografien erzählt Amis die Geschichte vom Werden und Vergehen. Der amerikanische Literatur-Nobelpreisträger Saul

Bellow und die anglo-irische Schriftstellerin Iris Murdoch verstarben an Demenz, der Publizist Christopher Hitchens an Krebs, ebenso wie der Lyriker Philip Larkin, der den Tod ein Leben lang als Begleiter mochte: «Mit Anfang dreissig versuchte Larkin – meiner Ansicht nach mit beträchtlichem Erfolg – sich den Moment des Todes vorzustellen.» Unter anderem darüber schrieb er Gedichte, so überzeugend, dass er den Vorschlag zum königlichen Hofdichter erhielt, die Ehre allerdings ablehnte.

Martin Amis verbindet die vier Schicksale mit der Zeitgeschichte: Dazu gehören der Nahostkonflikt und Amis' gespaltenes Verhältnis zu Israel. Der Terroranschlag von 9/11 hält ihn

*Der Terroranschlag von 9/11 hält ihn so intensiv gefangen wie in früheren Texten.*

so intensiv gefangen wie in früheren Texten. Ebenso wie die amerikanische Politik; Ex-Präsident Donald Trump hat Margaret Thatcher als sein grösstes Feindbild abgelöst: «Ist er ein gedankenloser Barbar oder ein ungewöhnlich mieser Opportunist? Sicher beides.» Amis umschreibt seine Gesinnung als «Mitte-links», sein Vater Kingsley Amis, ebenfalls ein gefeierter Schriftsteller, war in frühen Jahren Kommunist, später zum Entsetzen seines Sohnes ein Tory.

«Inside Story» ist dann am besten, wenn Amis seiner Erzähllust freien Lauf lässt. So flicht er eine Kurzgeschichte in die «romanhafte Autobiografie» ein und schildert das friedliche Zusammentreffen von Oktoberfestbesuchern in Lederhosen und Dirndl mit den Flüchtlingen in München, als die Balkanroute 2015 offen war: «Die Deutschen, als Staatswesen wie als Volk, gaben hier alle (vorerst) dem Kontinent und der Welt ein progressives, gar futuristisches Beispiel.» Recht so, dachte sich Amis, ahnte aber offenkundig, wie brüchig die «Willkommenskultur» war. Zumal er gegenüber Deutschland ein tiefsitzendes Misstrauen verspürt. So nimmt er auf den amerikanischen Chronisten Thomas Wolfe Bezug, der auf seinen Deutschlandreisen in den dreissiger Jahren glasklar vorausgesehen hatte, was kommen würde.

Nämlich der Tod in all seinen Facetten. Ebenso wie das Ende Amis' Lieblinge ereilt, freilich unter friedlichen Umständen. Der Autor beschreibt das Hinscheiden im Detail etwa bei Christopher Hitchens und seinen letzten Worten. Dieser war in jungen Jahren ein Trotzkind gewesen, wandelte sich später zu einem kämpferischen Neokonservativen: «Gestern lag er lebend da, jedoch ohne sich zu regen, und artikulierte leise etwas.» Die Angehörigen drängten ihn, es zu wiederholen: «Kapitalismus.» Dann fügte er schwach an: «Niedergang.» Erst der Tod brachte ans Licht, dass aus dem Trotzkind doch kein richtiger Konservativer geworden war.



# Tessiner Terrorist enthüllt

Alex Baur

Adrian Hänni: Terrorist und CIA-Agent – Die unglaubliche Geschichte des Schweizer Bruno Breguet. NZZ Libro. 296 S., Fr. 38.90

Bruno Breguet, 1950 geboren im Tessin, wohlbehütet aufgewachsen im malerischen Minusio oberhalb des Lago Maggiore, blieb 1970 am israelischen Zoll in Haifa hängen. Beim Touristen aus der Schweiz wurden zwei Kilo Sprengstoff, ein Zeitzünder und Notizen sichergestellt, die keine Zweifel offenliessen: Der Gymnasiast plante ein Blutbad in einem Kaufhaus im Herzen von Tel Aviv.

Fünfzehn Jahre wollte ihn der israelische Staatsanwalt hinter Gitter schicken, die Gerichte beliessen es bei zehn Jahren, was eher milde erscheint. Zumal Breguet nie ein Anzeichen von Reue zeigte. Als Kämpfer für die Sache der Palästinenser fühlte er sich im Recht. Nach einer Intervention von literarischen Grössen jener Zeit (Grass, Böll, Dürrenmatt, Frisch, Sartre, Chomsky, um die bekanntesten zu nennen) kam Breguet nach sieben Jahren wieder frei.

## Motive bleiben im Dunkeln

Der lockere Umgang mit Terroristen erscheint im Rückblick fast unbegreiflich. Sogar die offizielle Schweiz hatte sich intensiv für Breguets Freilassung eingesetzt. Dem EDA ging es allerdings weniger um das Schicksal eines Landsmannes. Nach mehreren blutigen Terroranschlägen, von denen auch die Swissair betroffen war, suchte man ein Stillhalteabkommen mit dem palästinensischen Untergrund.

Breguet schienen die sieben Jahre im israelischen Gefängnis nicht zu beeindrucken. Kaum draussen, schloss er sich der Gruppe um den berühmt-berüchtigten Venezolaner Ilich Ramírez Sánchez alias «Carlos» an. Beim Bombenanschlag auf Radio Free Europe in München betätigte er 1981 den Fernzünder, ein Jahr später wurde er in Frankreich erneut

## Der lockere Umgang mit Terroristen erscheint im Rückblick fast unbegreiflich.

mit Sprengstoff gefasst. 1985 war Breguet wieder auf freiem Fuss und wirkte munter weiter im Terrornetzwerk von «Carlos».

Hinter Adrian Hännis Breguet-Biografie steckt viel Recherchearbeit. Dem Autor ist es gelungen, das Vertrauen von zahlreichen Personen aus dem Umfeld des wohl bekanntesten Schweizer Terroristen zu gewinnen. Die Beweggründe des Tessiners, seiner Erscheinung

nach der ideale Schwiegersohn, bleiben nebulös. Doch die von Hänni akribisch zusammengetragenen Fakten und Anekdoten vermitteln ein plastisches Bild seines Werdegangs.

Religion war in den 1970er und 1980er Jahren im Kampf gegen Israel noch kaum ein Thema. Es ging um Klassenkampf und Antiimperialismus. Die Kommunisten hatten kein Problem, eng mit alten Nazis zu kooperieren, welche wiederum beste Kontakte zur arabischen Welt pflegten. Der Frontist und Holocaust-Leugner François Genoud begleitete Breguet mit Anwälten, Rat und Geld während seiner ganzen kriminellen Karriere. Und natürlich konnten «Carlos» und Konsorten auch stets auf Unterstützung aus dem Ostblock bauen.

## Welcher Emotions - Typus sind Sie?



Eine echte Enthüllung in Hännis Buch ist die Kooperation Breguets mit der CIA nach dem Ende des Kalten Krieges. Auch hier bleiben die Motive im Dunkeln. Aber die Akten, die der Autor zitiert, muten solide an. Gut möglich, dass es vor allem das Geld war – 3000 Dollar im Monat –, das Breguet zur Kooperation mit dem US-Geheimdienst motivierte. Der Berufsterrorist hatte inzwischen eine Familie zu ernähren. Die Implosion des real existierenden Sozialismus hatte seine Karriere abrupt beendet. Eine Altersvorsorge ist in dieser Branche nicht vorgesehen.

Das letzte Rätsel konnte allerdings auch Hänni nicht lösen. Bei der Überfahrt von Italien nach Griechenland verschwand Bruno Breguet 1995 spurlos. Wurde er ermordet? Von einem Geheimdienst oder vielleicht von seinen ehemaligen Kampfgefährten? Gab ihm die CIA eine neue Identität? Wir werden es wohl nie erfahren.



## Die Bibel

### Weiterbildung durch Bedrängnisse

*Wir sind auch stolz auf jegliche Bedrängnis, da wir wissen: Bedrängnis schafft Ausdauer, Ausdauer aber Bewährung, Bewährung aber Hoffnung. Die Hoffnung aber stellt uns nicht bloss (Römer 5, 3ff.). – Stolz ist ein Mensch in der Regel auf gute Leistungen und gelückte Vorhaben. Paulus überrascht seine Leser mit der Behauptung, die christliche Gemeinde sei stolz auf die Bedrängnisse, denen sie ausgesetzt ist. Man denkt an die Leidenserfahrungen Jesu. Aber auch die Gemeinde, die sich zu ihm bekannte, durchlief raue Zeiten, und vielfach noch heute. Erst später, mit der Vereinnahmung der Kirche durch den Staat, drehte sich die Bühne, und kirchliche Eliten bedrängten ihrerseits Abweichler. Schon im Alten Testament schlugen sich die Israeliten mit Bedrängnissen herum. Gott selber hat sie herbeigeführt und damit einiges ausgelöst: Selbstreflexion, Erkenntnisgewinn, Liebe, auch Rebellion. Das Bekenntnis zu Gott passt nie völlig zur Werteskala der Welt.*

Dass Bedrängnisse und Widrigkeiten zu Durchbrüchen verhelfen, beginnt mit der Geburt und ist eine menschliche Grunderfahrung. Die Kulturgeschichte kennt dafür unzählige Beispiele. *Non est ad astra mollis e terris via* – Es ist kein bequemer Weg von der Erde zu den Sternen, dichtete schon Seneca. Paulus geht ins Detail: Bedrängnisse ertragen heisst Ausdauer einüben. Das schärft den Blick auf die Realität und weckt die Hoffnung auf die wahren «Sterne»: die Erlösung durch Gott.

Der trendige Weg unserer Zeit verläuft anders: Bedrängnisse werden betäubt, indem man Grenzen schleift, Geld drückt, Widersacher hätschelt, Lehrpläne verdünnt und den Alltag zum Notfall hochstemmt, um Unterstützungen herauszulocken. So werden Ausdauer, Bewährung und Hoffnung erstickt. Der künftige Nachholkurs dürfte umso härtere Bedrängnisse für uns alle bereithalten.

Peter Ruch

# Maler der Stille

Johannes Vermeer geriet nach seinem Tod 1675 in Vergessenheit.

Heute locken seine Bilder Hunderttausende ins Museum. Was ist ihr Geheimnis?

Karl Schütz

---

**Vermeer:** Die grösste Werkschau aller Zeiten. Rijksmuseum, Amsterdam. Bis 4. Juni 2023 (Die Tickets sind ausverkauft.)

---

Die Bilder des Johannes Vermeer verkörpern in beispielhafter Weise unsere Vorstellung vom Goldenen Zeitalter der Niederlande, der unvergleichlichen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und vor allem künstlerischen Blüte im 17. Jahrhundert. Werke wie «Das Milchmädchen», das «Mädchen mit dem Perlenohrring», «Die kleine Strasse» oder die «Ansicht von Delft» sind nicht nur berühmte Bildschöpfungen, die wie die «Mona Lisa» das visuelle Gedächtnis unserer Kultur ausmachen. Vermeer (1632–1675) schuf mit ihnen den Inbegriff niederländischen Wesens. Die überwältigende Illusion der Realität, die der Künstler mit seiner Malerei erzeugen konnte, sichert die Wahrhaftigkeit der Darstellungen und schützt sie davor, zum Klischee zu werden.

## Idealbild einer bürgerlichen Oberschicht

Vermeers Bekanntheit ging zu seinen Lebzeiten über seine Heimatstadt Delft und einen kleinen Kreis von Auftraggebern kaum hinaus. Nicht zuletzt weil er bereits mit 43 Jahren starb, blieb sein Œuvre überschaubar, es umfasste wohl nicht mehr als 60 Bilder, erhalten sind 36 oder 37 überwiegend als eigenhändig anerkannte Werke. Die meisten davon sind Interieurs. In immer wieder variierten, aber ähnlichen Räumen stellte Vermeer seine stillen Szenen mit meist einer oder zwei Figuren dar, am häufigsten junge Frauen, die musizieren, Briefe empfangen und lesen oder schreiben, sowie Paare, die entweder gemeinsam musizieren oder sich bei einem Glas Wein unterhalten.

Vermeer entwirft damit das Idealbild einer wohlhabenden bürgerlichen Oberschicht, der er selbst nicht angehörte, die ihm aber von der Familie seiner Ehefrau wie auch von seinen Auftraggebern her vertraut war. Der elegante Salon der «Malkunst», in dem der Maler uns den Rücken zukehrt und ein Modell stehendes Mädchen auf der Leinwand entwirft, stellt nicht, wie

oft missverstanden wurde, das Atelier des Malers dar; das vornehme Ambiente ist vielmehr Teil der Allegorie und soll den Rang der Kunstgattung Malerei betonen.

Vermeer geriet nach seinem frühzeitigen Tod bald in Vergessenheit, seine Bilder befanden sich im Besitz weniger Sammler und gelangten nur sporadisch in den Kunsthandel. Nur zwei, die die Niederlande nie verliessen, das «Milchmädchen» und die «Ansicht von Delft», galten immer als Werke Vermeers. Der französische Kunstkritiker Etienne-Joseph-Théophile Thoré fand weitere. Ausgehend von sieben Gemälden, erkannte er um 1860 Vermeer als selbständigen Künstler von hoher Eigenart und stilisierte ihn zur «Sphinx von Delft», zum grossen Unbekannten, zum Genie, über dessen Leben wir nichts wissen.

Das geistert sogar noch durch die jüngsten Berichte über die vor kurzem im Rijksmuseum in Amsterdam eröffnete Ausstellung – zu Unrecht. Tatsächlich sind von Vermeer ausser seinen Bildern keine Selbstzeugnisse überliefert. Aber vor allem niederländische Forscher durchsuchten die Archive und fanden zahlreiche Dokumente, aus denen sich nach und nach ein Bild des Künstlers und seines Lebens ergab. Die grössten Fortschritte in der Erforschung von Leben und Umfeld Vermeers erzielte zwischen 1975 und 1989

## *Der Illusionismus beruht auf einer besonderen Technik: der in winzigen Tupfen aufgetragenen Farbe.*

der amerikanische Wirtschaftshistoriker John Michael Montias. Bei seinen Forschungen zur Delfter Lukasgilde fand er neue Quellen zu Vermeers Leben, seiner Familie und seinem Umfeld.

Johannes Vermeer entstammte einer calvinistischen Handwerkerfamilie. Sein Vater übte als Seidenweber ein künstlerisches Metier aus, er erzeugte Damaststoffe. Später pachtete er ein Wirtshaus, 1641 kaufte er ein am Hauptplatz Delfts gelegenes grösseres. Der sehr hohe Kaufpreis wurde mit einem Darlehen bezahlt. Dreissig Jahre später wurde Johannes Vermeer

nach dem Tod seiner Mutter und seiner älteren Schwester alleiniger Eigentümer des Wirtshauses, das er 1672 vermietete. 1675, beim Tod des Künstlers, war der Kredit noch immer offen.

## Erstaunliche Unabhängigkeit

Über Vermeers Ausbildung zum Maler, die zwischen etwa 1645 und 1653 erfolgt sein muss, haben sich keinerlei Nachrichten erhalten. Auf jeden Fall muss sie hervorragend gewesen sein, bereits die frühen Werke zeigen eine erstaunliche Unabhängigkeit des jungen Künstlers, eine eindrucksvolle Kenntnis der zeitgenössischen Malerei, einen souveränen Umgang mit verschiedenen Vorbildern.

Er beherrschte die handwerklichen Methoden und die Materialien der Malerei, er verfügte über Techniken des Farbauftrags, des Einsatzes von dünnen Lasuren, die sich von den allgemein gebräuchlichen unterschieden und die andere Maler offenbar nicht kannten. Der alles überragende Illusionismus der Oberflächenwirkung beruht auf einer besonderen Technik: der in winzigen Tupfen aufgetragenen Farbe, die schon Thoré als *pointillé* bezeichnete und als charakteristisches Erkennungszeichen des Künstlers hervorhob.

Im April 1653 heiratete Johannes Vermeer Catharina Bolnes, die aus einer begüterten Familie der katholischen Minderheit stammte. Dass Vermeer dabei zum Katholizismus konvertierte, ist nicht belegt, aber durch Indizien zu vermuten; so wurden etwa zwei seiner Söhne (von insgesamt mehr als zehn Kindern) nach den Hauptheiligen des Jesuitenordens benannt: Ignatius und Franciscus.

Im Dezember 1653 wurde Vermeer als selbständiger Meister Mitglied der Lukasgilde in Delft, er musste dafür eine Lehrzeit von mindestens sechs Jahren nachweisen und eine Aufnahmegebühr von sechs Gulden entrichten. Er konnte nur eineinhalb Gulden sofort bezahlen, den Rest beglich er erst drei Jahre später. Am Anfang seiner künstlerischen Tätigkeit stehen drei kurz hintereinander gemalte Jugendwerke, die erst um 1900 als seine Arbeiten erkannt wurden: eine mythologische Darstellung mit «Diana und



*Überwältigende Illusionskraft:* «Brieflesendes Mädchen am offenen Fenster» (1657–59).

ihren Nymphen», ein grosses religiöses Bild, «Christus im Haus von Maria und Martha», und eine moralisierende Genreszene in der Nachfolge Caravaggios, «Bei der Kupplerin». Diese Bilder weisen in ganz unterschiedliche künstlerische Strömungen der niederländischen Malerei und lassen vielleicht eine gewisse Unschlüssigkeit des jungen Künstlers erkennen.

Erst mit dem nächsten Bild, «Brieflesendes Mädchen am offenen Fenster», hat Vermeer sein Thema gefunden, für das er berühmt werden sollte: eine stille Interieurszene, in der nichts von der in ihre Lektüre versunkenen jungen Frau ablenkt. Ursprünglich hatte Vermeer ein grosses Bild mit einem Amorknaben an der Wand gemalt, das unter der weissen Wand im Lauf der Jahrhunderte schattenhaft in Umrissen

sichtbar wurde. Man war übereinstimmend der Meinung, Vermeer selbst habe das Bild wieder übermalt und damit die Komposition beruhigt. Anlässlich der Restaurierung vor wenigen Jahren wurde bei einer maltechnischen Untersuchung festgestellt, dass die Übermalung sehr viel später erfolgt war; das Bild wurde freigelegt.

In einer Ausstellung in Dresden wurde es 2021 in seiner neuen Form zum ersten Mal gezeigt, in Amsterdam ist es jetzt wieder zu sehen. Der Eindruck ist zwiespältig, die leere Wand schien zur Art Vermeers eher zu passen als der riesige, räumlich einengende Putto; ausserdem macht er die, wie bei Vermeer immer üblich, leise Andeutung, die junge Frau könnte einen Liebesbrief erhalten haben, überdeutlich.

Das verhaltene Wesen, die sparsamen Gesten und Bewegungen der Figuren lassen die Bedeutung der Bildhandlung offen, wir können sie in verschiedene Richtungen lesen – die Bilder bleiben damit rätselhaft. Zusammen mit der überwältigenden Illusionskraft des Dargestellten macht diese Unbestimmtheit den besonderen Reiz und das Geheimnis der Bilder Vermeers aus. Immer wieder wurde vermutet,

### *Die Unbestimmtheit macht den besonderen Reiz der Bilder aus.*

Vermeer habe optische Hilfsmittel, vor allem eine Camera obscura, beim Malen benutzt und damit die überzeugende Naturtreue seiner Räume mit ihren perspektivischen Verkürzungen erreicht.

Die meisten Vermeer-Forscher lehnen diese Theorie ab, zumal Einstichlöcher eines Zirkels in den Leinwänden entdeckt wurden, die darauf hindeuten, dass Vermeer die Perspektive in seinen Bildern konstruierte und nicht ein optisch erzeugtes Bild übertrug. Der Kurator der Amsterdamer Ausstellung, Gregor J.M. Weber, hat die Camera-obscura-Theorie nun wieder belebt, neuentdeckte Dokumente deuten darauf hin, dass die Delfter Jesuiten mit optischen Geräten experimentierten; Vermeer könnte davon profitiert haben.

### **Rasch ziehende Wolken**

Die Ausstellung im Amsterdamer Rijksmuseum wurde vor einigen Tagen eröffnet, laut Presseberichten sind die 450 000 aufgelegten Tickets bereits alle verkauft. Wem es gelingt, die Ausstellung zu besuchen, kann dort die «Ansicht von Delft» aufsuchen, jenes Bild einer niederländischen Stadt schlechthin, von Kanälen durchzogen, mit einem Himmel voller tiefhängender und rasch ziehender Wolken, die ein Muster aus dunklen Schatten und hellem Licht auf die Dächer werfen – ein Bild, das den Eindruck von Dauer vermittelt und zugleich in impressionistischer Weise einen Moment im ununterbrochenen Wandel der Erscheinungen zeigt.

Er kann dann mit Marcel Proust, der das Werk als «schönstes Bild der Welt» bezeichnete, sagen: «Endlich stand er vor dem Vermeer, den er strahlender in Erinnerung hatte, noch verschiedener von allem, was er sonst kannte.»

Dr. Karl Schütz war ab 1972 Kurator an der Gemäldegalerie des Kunsthistorischen Museums Wien, von 1990 bis 2010 Direktor. Im Taschen-Verlag ist von ihm der Band «Vermeer» (2015) erschienen.

## Fernsehen

# Kritik ist ein Tabu

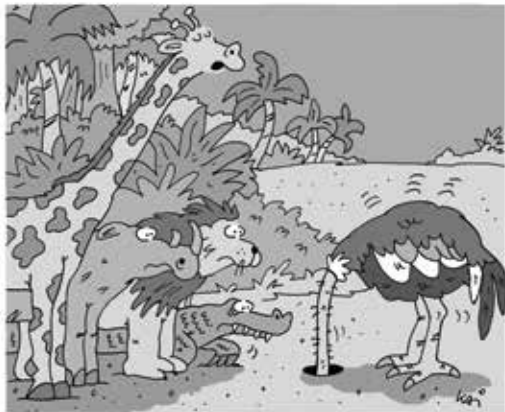
Hubert Mooser

Berichterstattung zur Ski-WM auf SRF

Die Ski-Weltmeisterschaften in den französischen Ferienorten Courchevel und Méribel endeten aus Schweizer Sicht mit einer zweifachen Panne: Der griechische Skirennfahrer A.J. Ginnis blamierte die Skination Schweiz, indem er im Slalom Silber gewann, während unsere Stangenkünstler scheiterten. Nach der Zieleinfahrt von Ginnis fiel auch noch der Ton aus, so dass man den Jubel von Kommentator Stefan Hofmänner und Ski-Experte Marc Berthod über den Medaillengewinn des Griechen nicht mehr hörte.

Hofmänner und Berthod sind ein bewährtes Duo, die auch mitfiebern. Man hört ihnen gerne zu – wenn sie uns bloss nicht immer wieder die gleichen Storys zu den Fahrern auftischen würden. Bei den Frauenrennen war die Bemerkung von Kommentator Marco Felder während der Fahrt von Aline Danioth, Ski-Expertin Tina Weirather zertrümmere neben ihm gleich den Tisch, fast schon das Höchste der Gefühle.

Die täglich einstündige Spezi­alsendung aus dem WM-Studio war eine langweilige Plauder­runde. Stimmungsvoller wurde es nur nach dem Abfahrtsieg von Marco Odermatt – als dieser «überalkoholisiert» seine Glücksgefühle ins Mikrofon lallte. Kritik ist fast ein Tabu bei SRF – selbst wenn die Schweizer wie im WM-Slalom im Zeitlupentempo durch die Tore schleichen. Und wenn die Eidgenossen einmal siegen, entschuldigen sich die SRF-Leute bei den Gegnern. «Ärgert es Sie, wenn man Ihnen als Schweizer zur Bronzemedaille gratuliert?», wollte Paddy Kälin vom Österreicher Marco Schwarz wissen, der hinter Odermatt und Meillard Dritter wurde. Typisch SRF. Ein Trost bleibt: Die Darbietung des österreichischen Fernsehens ORE, also von der anderen Skination, war auch nicht besser.



„Eigentlich wollten wir ihm einen Fernseher zum Geburtstag schenken...“



Konkurrenzlos: Cate Blanchett als Lydia Tár.

## Film

# Auf (un)heiligem Stuhl

Wolfram Knorr

Tár (USA 2022): Von Todd Field.  
Mit Cate Blanchett, Nina Hoss, Mark Strong,  
Sophie Kauer, Noémie Merlant

Eigentlich lebt sie im Wohlklang, wird aber unablässig daraus vertrieben. Es klingelt, klopft, tickt oder summt. Handy, Tür, Kühlschrank, selbst das Metronom geht ihr zuweilen auf die Nerven. Beim Joggen vernimmt sie das Schreien eines Kindes. Der Alltag – ein einziger Misston. Dafür gibt ihr der Hochsitz der Berliner Philharmoniker, der heilige Stuhl, auf dem sie selbstbewusst thront, herrliche Macht. Nicht nur über den Schönklang. Auch über Menschen, insbesondere Frauen, die sie für private Zwecke missbraucht.

Lydia Tár ist im Gewerbe der E-Musik ein Superstar: Komponistin, Dirigentin, Preisträgerin. Sie führte die renommiertesten Orchester, jetzt ist sie in Berlin und spielt mit autoritärer Strenge Gustav Mahlers 5. Sinfonie ein. Nur reicht ihr eben nicht nur das Leben in Dur und Moll, auch Soll und Haben fordern sie, besonders Haben, für ihre Affären.

Cate Blanchett ist Lydia Tár, die mit allen Wasern gewaschene genialische wie diabolische

Heldin in Todd Fields Film. Field, Schauspieler, Autor, Produzent, Komponist und Regisseur, gehört zu jenen skrupulösen Filmmachern, die sich Zeit lassen, lieber lange an einem Projekt bosseln, ehe es in Produktion geht. Fünfzehn Jahre liegen zwischen seinem letzten Film, «Little Children» (2006), und «Tár», dem imposanten Porträt einer querulantisches Persönlichkeit. Mit den Mechanismen der Macht geht diese so virtuos um wie mit dem Taktstock.

## Wilder Wurf

Die Dirigentin Marin Alsop hat das entsetzt. In der *Sunday Times* schrieb sie empört: «Ich war als Frau beleidigt, ich war als Dirigentin beleidigt, ich war als Lesbe beleidigt! Die Gelegenheit zu haben, eine Frau in dieser Rolle darzustellen und

*Ein Mann in dieser Rolle wäre nur das Erwartbare. Eine Frau dagegen provoziert.*

sie zu einer Täterin zu machen – das war für mich herzerreissend!» Martin Scorsese («Taxi Driver»), der Field in New York den Kritikerpreis überreichte, schwärmte dagegen von einem «echten Hochseilakt»; da werde das Publikum nicht an die Hand genommen «wie leider in den meisten Filmen in jüngster Zeit»; da werde es ins kalte Wasser geworfen.

Wie auch immer, Todd Field gelang ein wilder Wurf, der quer liegt zu aller marktconformer



Schnittigkeit. Die gewagte Frauenfigur ist eine Provokation in Zeiten von Wokeness, Cancel-Culture, #MeToo, Work-Life-Balance und was es sonst noch an Diskriminierungsvermeidungs-Ideen geben mag.

Lydia Tár und ihre Frau Sharon (Nina Hoss), Konzertmeisterin des Orchesters, leben mit ihrer Tochter Petra in Berlin. Während einer Gastveranstaltung an der New Yorker Juilliard School gerät Lydia an einen Jung-Dirigenten, der sich als nichtbinäre Person of Color identifiziert und niemals Bach spielen würde – ein Frauenfeind! Lydias Augen werden hart, ihre Lippen scharf wie Blechschneider. Max reagiert auf ihren Spott und beissenden Sarkasmus mit aggressiver Flucht und einem gezischten «Bitch». Eine waghalsige Szene.

Wieder in Berlin, zwischen Proben, Meetings, dem ständigen Stress, erfährt Lydia vom Selbstmord eines ehemaligen Schützlings und versucht, ihre Spuren in dieser Affäre zu verwischen; zum anderen ist sie hinter der begabten Cellistin Olga (Sophie Kauer) her. Mit der Absicht, sie zu fördern, sorgt Lydia nicht nur für Unruhe im Orchester, auch in der Ehe beginnt es zu kriseln, und ins Fadenkreuz des Managements gerät sie auch noch. Ihr Machtgefüge bekommt Risse. Ein böses manipuliertes Video mit ihr und dem Jung-Dirigenten geht auch noch viral.

«Tár» beginnt mit einem Interview, das der US-Autor Adam Gopnik mit dem Maestro (sie besteht darauf) auf grosser Bühne führt und nicht nur die Stationen ihrer brillanten Karrie-

re aufzählt, auch die Potentaten ihrer Zunft setzt sie mit imperialer Gönnerhaftigkeit herab, während im Auditorium ihre Assistentin Francesca (Noémie Merlant) dem Auftritt sauertöpfisch lauscht. Man ahnt, mit der Hohepriesterin des Zauberstabs kann es nicht so wunderbar bestellt sein, wie es den Anschein hat. Langsam, mit kalter Präzision, langen kadrierten Einstellungen, die gewissermassen die «Architektur» von Lydias Seele sind, dringt Todd Field immer tiefer ins Innere seiner Heldin. Ähnlich wie Michael Haneke («Happy End»), dessen Filme er besonders schätzt, sucht er stilistisch immer Distanz, die auf vertrackte Weise das Objekt der Begierde, seine emotionale Kälte, näher rückt als so manche Grossaufnahmen.

«Tár» ist natürlich ein Cate-Blanchett-Film. Ohne sie hätte Field ihn nicht gemacht, und Co-Produzentin ist sie auch. Ein Mann in der Rolle um Macht und ihren Missbrauch wäre nur das Erwartbare. Eine Frau dagegen provoziert auf der ganzen Linie. Neu ist die Figur nicht – von Antigone über Madame Bovary bis zur «Chinatown»-Sphinx Evelyn Mulwray ist sie präsent, jüngst wieder durch Vicky Krieps als Sisi («Corsage»). Blanchett, zwischen pharaonenhafter Marmorkälte und Femme fatale, bleibt konkurrenzlos. Ein Oscar-reifes Ereignis.

## Podcast

### So unterhaltsam kann Geschichte sein

Rolf Hürzeler

Tom Holland und Dominic Sandbrook: The Rest is History. Online abrufbar unter: [shows.acast.com/the-rest-is-history-podcast](https://shows.acast.com/the-rest-is-history-podcast)

Der Adlige Lord Grantham will in der sechsten Staffel von «Downton Abbey» Bedienstete nach und nach entlassen – zu kostspielig sind sie ihm in der Zwischenkriegszeit geworden. Tatsächlich hat sich das Verhältnis zwischen britischen Gutsbesitzern und ihren Hausangestellten mit dem Ersten Weltkrieg verändert. Die Bande haben sich gelockert, noch im 19. Jahrhundert war die Beziehung zwischen Lord und Butler symbiotisch. Der Herr vermochte den praktischen Alltag ohne seinen Diener nicht zu bewältigen. Dieser wiederum profitierte von einem sicheren Auskommen.

Zu diesem Befund kommen die renommierten Historiker Tom Holland und Dominic Sandbrook in ihrem Podcast im Gespräch mit Lucy Lethbridge, die über die Angehörigen unterschiedlicher Klassen in britischen Herrschaftshäusern ein Buch geschrieben hat. «The Rest is History» arbeitet geschichtliche Themen in fünfzig Minuten historiografisch auf. Die Beiträge sind im Netz kostenlos abrufbar.

Sandbrook ist meist der Fragesteller, Holland gibt Auskunft und schlägt die grossen Bogen von historischen Ereignissen zur Gegenwart: Im Fall der Bediensteten etwa kommt die Rede auf heutige, fast durchwegs ausländische Hausangestellte in Grossbritannien. Den Podcastern ist es ein Anliegen, die akademische Disziplin möglichst verständlich zu machen. Die beiden sprechen locker wie Kumpels miteinander; man kann das Schulterklopfen fast hören.

Die Bandbreite der Themen ist gross, wobei oft ein populärer Ansatz als Aufhänger dient. Etwa Dan Browns «Da Vinci Code» für einen Dreiteiler über die vorreformatorische Be-

*Die beiden sprechen locker wie Kumpels miteinander; man kann das Schulterklopfen fast hören.*

wegung der Katharer. Beiträge wie diese sind am wertvollsten: Sie stellen ein historisches Phänomen in einen zeitgeschichtlichen Zusammenhang. Man erfährt, dass die Katharer im südwestlichen Frankreich Teil einer weitverzweigten religiösen Erneuerungsbewegung waren, die sich über grosse Gebiete Frankreichs und Norditaliens hinzog. Ihr Protest nahm eine für die Kirche gefährliche Dynamik an, weil er sich zu einer sozialen Rebellion entwickelte und in den politischen Strudel zwischen England, Frankreich und dem Vatikan geriet. Entsprechend unerbittlich griff die päpstliche Autorität gegen die Häretiker im Languedoc durch. Die Produktion ist spannend und unterhaltend, obgleich sie keine akustischen Illustrationen wie Musikeinspielungen enthält.

### Glich Nixon Kaiser Caligula?

Natürlich tauchen in den Podcasts die üblichen Figuren auf, die das Publikum immer wieder packen. So diskutieren Sandbrook und Holland über die kurze Periode nach dem 30. Januar 1933, als Adolf Hitler Reichskanzler wurde und bald über nahezu absolute Befugnisse verfügte – ohne je ein Wählermandat erhalten zu haben.

Die beiden Historiker setzen mitunter auch auf kühnes Namedropping, um ihr Publikum zu fesseln: «Glich Präsident Nixon mehr dem Kaiser Caligula oder dessen Nachfolger Claudius?» Mit anderen Worten: War Nixon ein Despot oder eher ein überforderter Amtsinhaber? Der Vergleich zwischen dem US-Politiker und dem römischen Potentaten ist offenkundig weit hergeholt, und doch ziehen die beiden Podcaster Parallelen: So arbeiten sie den Widerspruch zwischen Nixons Machtstreben und seiner politischen Naivität heraus, Charakterzüge, die sich bei vielen Politikern manifestieren – auch bei antiken. Fazit: Wer Geschichte als gehobene Unterhaltung versteht, kommt mit diesem Podcast auf die Rechnung.

## Architektur

# Buch zum Museums-Boom

Dagmar Just

Owen Hopkins: Das Museum – Geschichte, Gegenwart und Zukunft. Von den Ursprüngen bis ins 21. Jahrhundert. Midas. 320 S., Fr. 59.–

Es war nur eine Frage der Zeit, bis das Buch zum gegenwärtigen Museumsboom erscheinen würde. Zwar erreichen die Besucherzahlen noch nicht die alten Rekordmarken von vor der Pandemie. Doch die Zahl der Museen wächst rasant. Zu den 55 000, die es laut Statistik im Jahr 2019 gab, kommt täglich ein neueröffnetes Ausstellungshaus allein in China. Auch der Trend zum spektakulären Neu- und Umbau der Museen in den Metropolen hält an: Wahre Kunsttempel wurden 2022 in Oslo, Reykjavík, Paris, Lausanne, Nigeria, Dubai, Giseh, Potsdam errichtet.

Rund um den Globus laufen TV-Serien und Dokumentarfilme über die «Faszination Museum». Prominente von Brad Pitt bis Peter Handke twittern oder meditieren in Hochglanzmagazinen begeistert über eine mit ihren Lieblingsbildern verbrachte «Nacht im Mu-

seum», während die französische Bestsellerautorin Leïla Slimani ihre Heimsuchung bei Nacht in Venedigs Museum für Moderne Kunst schildert. Der gleichnamige Hollywoodfilm von 2009 war ein solcher Kassenschlager, dass manche Museen mit diesem Slogan für eine Nacht in ihren eignen Räumen werben.

Nicht zu vergessen die Sachbücher, Zeitschriften und Führer durch die diversen Museen in den Buchhandlungen. Dazu all die Websites und virtuellen Museumsrundgänge – wie leicht kann man da den Überblick verlieren. Dagegen verspricht das im Zürcher Midas-Verlag veröffentlichte opulente *coffee-table book* schon im Titel, Orientierung in puncto Geschichte, Gegenwart und Zukunft des Museums zu lie-

*Hopkins hat eine Foto-Safari durch die hundert berühmtesten Museen der Welt zusammengestellt.*

fern. Der britische Architekturhistoriker Owen Hopkins hat dafür als Autor und Herausgeber eine Foto-Safari durch die hundert berühmtesten Museen der Welt zusammengestellt und sie durch Kommentare ergänzt, die er mit allerhand politischem Zeitgeist würzt.

Doch am Anfang steht auch bei ihm eine Frau, Ennigaldi, Prinzessin und Priesterin, Tochter

des letzten neobabylonischen Königs, die erstmals in der Geschichte über tausend Jahre alte Objekte sammelte und in einem eigens dafür erbauten Raum ausstellte. Das Wort *mouseion* kommt erst 200 Jahre später auf, als Ptolemaios I. es für die von ihm gegründete Forschungsstätte im antiken Alexandria benutzte.

### Macht und Pflicht

Danach streift Hopkins auch die Studioli der Renaissance und die Wunderkammern des Barock. Was ihn aber vor allem interessiert, sind die Museumsbauten der letzten 300 Jahre, die «Museen als Essenz der Architektur». Dafür reiht er die bis heute touristisch attraktivsten Häuser strikt chronologisch aneinander. So rangieren dann der Louvre unter Napoleon, die Eremitage unter Katharina der Grossen und das Belvedere Maria Theresias unter dem Label «Museum der Aufklärung», während das Londoner V & A und das Washingtoner Smithsonian Paradebeispiele für das «öffentliche Museum» bilden.

Die Ära des «postmodernen Museums» läutet im Buch die Fabrik-Architektur des Centre Pompidou in Paris ein, aber auch Frank Lloyd Wrights exzentrisches New Yorker Guggenheim-Museum von 1959 wird unter diesem Stichwort erwähnt und die seitdem virulente Frage, ob «ein solches Gebäude nicht die Kunst, die es aufnehmen soll, überstrahle». Das Kapitel



Wunderwerk in der Wüste: Nationalmuseum von Katar in Doha.

«Das globale Museum» zeigt die Antwort, die zeitgenössische Stararchitekten darauf geben: von Frank O. Gehry's Guggenheim Bilbao bis zu Jean Nouvel's Louvre von Abu Dhabi und seinem Wunderwerk in der Wüste, dem Nationalmuseum von Katar in Doha. Hopkins bezieht auch die Debatte zum Umgang des Emirats mit den Menschenrechten ein. Ob das die Leser «in unserer schnelllebigen, technologischen und hypervernetzten globalen Welt des 21. Jahrhunderts» auch künftig noch bewegt?

Im letzten Kapitel fragt Hopkins, ob «die Zeit der Museen, wie wir sie kennen, abgelaufen» sei – und bejaht es. «Heute», schreibt er, «reicht es nicht mehr, dass Museen die Welt zeigen, wie sie ist. Indem sie Diversität, Repräsentation und die Gleichheit der Rassen zu ihrer wichtigsten Mission machen, haben sie die Macht und die Pflicht, auf eine Zukunft mit mehr Gleichheit und Integration hinzuarbeiten.»

Sprechen der gegenwärtige Museumsboom und der Aufschrei der Politiker angesichts der Farb- und Klebe-Aktionen der «Letzten Generation» in den Kunstmuseen von Paris und Amsterdam, London, Mailand, Wien, Florenz, Potsdam nicht eher für das Gegenteil? Die Zeit dieser Museen ist noch lange nicht abgelaufen.

## Klassik

### Böse Politoper Manuel Brug

Paul Dessau: Lancelot. Dominik Beykirch mit der Staatskapelle Weimar. Audite

Seit Urzeiten wird ein kleines Land von einem Drachen bedroht, dem jedes Jahr eine Jungfrau geopfert werden muss. Als dann freilich Ritter Lancelot als Retter auftaucht, will – ausser der als Nächsten auserkorenen Elsa – kaum einer so richtig was von ihm wissen. Die Gesellschaft, die Nomenklatura ganz besonders, hat sich eigentlich ganz gut mit dem Übel eingerichtet.

1969 hatte an der Deutschen Staatsoper in Berlin «Lancelot» Premiere. Von den fünf Opern Paul Dessaus, alle in Ostberlin uraufgeführt, hat der VEB Deutsche Schallplatten vier im Studio eingespielt, nämlich die Brecht-Stücke «Die Verurteilung des Lukullus» und «Puntila» sowie «Einstein» und die Büchner-Adaption «Leonce und Lena». Die kannte man also. Nur die von Heiner Müller getextete Politsatire, eine Moritat in fünfzehn Bildern, schien vergessen.

#### Frecher Stilpluralismus

Dabei war das schräge Stück in der Regie von Dessaus Ehefrau Ruth Berghaus anfangs beklatscht worden: Die offizielle DDR dachte zunächst, mit dem Drachen sei der Westen ge-

meint, und jubelte über diese «sozialistische Revolutionsoper von der Selbstbefreiung der Menschheit». Dann aber sah man doch klarer. Nach nur zweimaligem Nachspielen (in Dresden und 1971, erstaunlich, in München) verschwand das farcenhafte Märchenspiel sehr nachhaltig in der Versenkung.

Womöglich auch, weil die Noten- und Materiallage inzwischen höchst bescheiden war. Nur der gestrenge, aber eben auch kluge Regisseur Peter Konwitschny wollte die Oper immer mal inszenieren. 2019 war es so weit. In einer glücklichen Anstrengung des Deutschen Nationaltheaters Weimar und des Theaters Er-

### Die offizielle DDR dachte zunächst, mit dem Drachen sei der Westen gemeint.

furt wurde das personenintensive, vor allem chor- und instrumentalistenreiche Werk auf die Bühne gebracht. Es wurde ein rauschender, dauerausverkaufter Überraschungserfolg. Der Mitteldeutsche Rundfunk (MDR) hat damals mitgeschnitten, und jetzt wurde «Lancelot» bei Audite veröffentlicht.

Sehr bildhaft klingend, kippt da gleich zu Beginn – nach Vogelgezwitzschern und Naturmelodien – ein Land ins steinzeitliche Chaos aus Dissonanzen und Geschrei: Der versierte Opernkomponist Dessau wusste, wie ein Anfang zu gestalten ist. Buntscheckig krakeelt es weiter, das Orchester knallt, die Chöre parodieren staatstragende Hymnen. Das alles höchst effektiv, dann wieder fein konzentriert, wenn etwa der desillusionierte, halbtote Sieger Lancelot eine melancholisch-intime Szene lang nur mit einem Cello dialogisiert. Und im Finale sehr müde mit Kind und Frau zum verlogenen Happy End dasteht. Dessau pflegt hier, im raren Beispiel einer gelungenen, überzeitlich gültigen Polit-Oper, einen frechen Stilpluralismus, immer dramatisch, stets nah am Bühnengeschehen.

Der junge Kapellmeister Dominik Beykirch hält die Massen souverän zusammen, koordiniert die Bühnenmusik aus allein acht Perkussionisten als personifizierte Drachen-Krachmacher und bleibt bei den vielen Zuspelungen wie Soundeffekten dran. Der alle in Schrecken versetzende Drachen-Popanz wird vom satten Bassbariton Oleksandr Pushniak gesungen. Die Elsa der koloratursprühenden Emily Hindrichs gibt viele exaltierte Noten von sich. Máté Solyom-Nagys Lancelot, einst als die Arbeiterklasse befreiender «Genosse der Thälmann-Kolonnen» missgedeutet, ist ein echter Heldenbariton. Ein grosses, wichtiges, historisches, doch auch zeitgemäßes Gesamtkunstwerk ist dieser «Lancelot» noch immer. Schlagkräftig, witzig, unterhaltend, auch nachdenklich machend und aufrüttelnd. Brillant und überzeugend wiedergegeben. Eine eminente Ausgrabung!

## Jazz

### So fern, so nah Peter Rüedi

Gianluigi Trovesi, Stefano Montanari:  
Stravaganza consonanti. ECM 2390 4828600

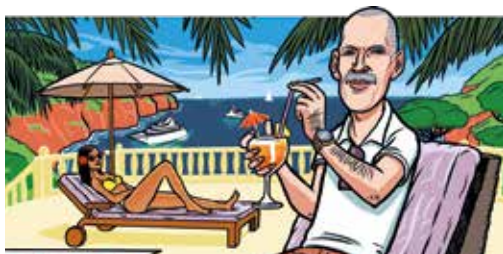
Wie verhält sich sogenannte zeitgenössische Kunst zu ihrer Geschichte? Die Frage ist alt, sie bewegt nicht nur Theatermacher (und nicht nur die gegenwärtige Diskussion um den Kurs des Zürcher Schauspielhauses), sofern die ihre Arbeit nicht grundsätzlich für voraussetzungslos halten und alles, was älter ist als sie selbst, zum blossen Anlass nehmen für eigene Tänze auf dem Vulkan. Dabei, meine ich, wäre es im Zeichen von «Diversität» doch nicht ganz abwegig, auch «Klassikern» ihre Fremdheit zu belassen, in alte Stücke hineinzugehen wie in ein fremdes Land, und einem mündigen Publikum die Entdeckung von deren «Aktualität» getrost zu überlassen. Sich sozusagen die ersten Sätze von L. P. Hartleys Roman «The Go-Between» zum Motto zu nehmen: «The past is a foreign country. They do things differently there.»

Fliegt mich so an, wie ich die jüngste CD des ebenso vitalen wie luziden italienischen Klarinettenisten, Saxophonisten, Komponisten Gianluigi Trovesi höre. 1944 bei Bergamo geboren, ist Trovesi eine Art mediterrane Grenzenlosigkeit in Person. Aufgewachsen mit allen Arten von Volks- und Kunstmusik (von Verdi bis San Remo, sozusagen), dann mit grosser Erfahrung in vielen Dialekten des Jazz, ein virtuoser Improvisator sowohl *free* als auch, als bekennder Melomane, mit beiden Füßen in der Tradition stehend und sie allemal überfliegend.

Eine seiner Leidenschaften gilt seit je der Musik der Renaissance. Schon auf einem Album mit dem schönen Titel «Vaghissimo Ritratto» (ECM 2006) befasste er sich mit Stücken von unter anderen Giovanni Pierluigi da Palestrina, Orlando di Lasso, Claudio Monteverdi. Jetzt durchschreitet er mit einem zwölköpfigen Ensemble unter Leitung des Barockgeigers (und renommierten Dirigenten) Stefano Montanari erneut fremdes altes Land, die Musik von Henry Purcell, Giovanni Maria Trabaci, Guillaume Dufay, Giovanni Battista Buonamente oder Andrea Falconieri.

Respektvoll, *con amore e passione*. Keinerlei dekonstruktivistischer Furor. Er reisst die alte Kunst nicht gewaltsam in aktuelle Bezüge, verdringlicht sie aber in intensiven Klarinetten- und Saxofonkantilenen. Und er spiegelt sie in ein paar eigenen Stücken. Das letzte davon ist eine Art Heimkehr in die Jazz-Gegenwart. Wobei: Gegenwart wird ja alles, was einer wie Trovesi mit seiner entzündeten Neugier im fernem alten Land entdeckt.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Mein Nachtleben

Mark van Huissing

In der kleinen Ausstellung «Schattenreise» in der Photobastei fiel mir unter H. R. Gigers Frühwerken ein Reklameplakat auf für einen Klub mit Namen «Platte 27», der sich am Limmatquai 28 befand. Interessant waren die Öffnungszeiten: Dienstag bis Donnerstag 21 bis 02 Uhr, Freitag und Samstag 21 bis 04 Uhr. Das Jahr war 1969.

Worauf ich hinauswill: Ich habe keine Kenntnis von einem Klub in Zürich, in den man zurzeit dienstags, mittwochs und donnerstags ausgehen kann. Wir haben es hier nicht von Cabarets, Stripschuppen, von denen es noch ein paar gibt und die ihr Geschäft auch werktags beziehungsweise werknachts machen. Sondern von Lokalen, die Männer, Frauen und andere aufsuchen, um zu trinken, tanzen, wegen der Musik et cetera. Solche haben heute an Wochenenden geöffnet (vielleicht ausnahmsweise mal an einem Donnerstag).

Das war nicht immer so. Und man braucht zur Beweisführung nicht bis ins Jahr 1969 zurückzugehen. In der zweiten Hälfte der 1980er Jahre war der Sonntagabend im «Roxy» *the place to be*, das heisst die Nacht von Sonntag auf Montag – bis Mitternacht war der Laden leer. Für die, die danach noch nicht genug beziehungsweise keinen Job/kein Leben am Montag hatten, gab's das «Flamingo».

Zehn Jahre später dann fand die Nacht, die sich die, die dazugehörten, um die Ohren schlugen, im «Kaufleuten» statt, und zwar donnerstags. Doch schon bald beschloss die coole *crowd*, um unter sich bleiben zu können, müsse die Party mittwochs abgehen. Ich erinnere mich an die erste Klubnacht zur Wochenmitte – kurz nach 22 Uhr war ich dort, als Erster überhaupt.

«Du bist zu früh», sagte der Veranstalter. «Ja, und zwar zirka einen Tag», erwiderte ich. Doch ich lag falsch, später füllte sich der Saal. Als Nächstes, Sie ahnen es, wurde der Dienstag hip. Und eine Zeitlang war selbst montags was los im «Kaufleuten», «Ladies Night» nämlich (tatsächlich gingen auch Frauen hin).

Doch das war noch gar nichts. In den nuller Jahren dieses Jahrhunderts war unsere kleine Stadt gross genug für mehrere Ausgehadressen unter der Woche. Ich nenne nur zwei davon: «Zoo» und «Spidergalaxy». Ersterer, gelegen am Stadthausquai, war ein Absturzladen, schon klar, aber manchmal lustig sowie gelegentlich sogar von Gästen besucht, die nicht nur hingingen, um Sex und Drogen zu kaufen oder zu verkaufen (was ihn von der aktuell 24 Stunden täglich geöffneten «Lambada-Bar» im Kreis 4 unterscheidet). Das «Spider» war irgendwie *classy* oder wenigstens legendär, seit der brave Markus «MTV» Kavka in der Zeit, glaube ich, erzählte, so etwas habe er noch nie erlebt («dort kannst du alles sehen und bekommen, durchgehend von Donnerstag bis Montag»).

Im Hier und Jetzt reichen Partys am Wochenende, so sieht's aus. Bestimmt gibt's gelegentlich irgendwo in Zürich *à la Fez* (oder zwei), von dem ich keine Kenntnis habe. Doch darum geht es nicht. Sondern um die Frage, weshalb institutionalisiertes Feiern unter der Woche plötzlich nicht mehr im Angebot ist respektive nachgefragt wird. Liegt es an der härteren Wirtschaftswelt, in der Menschen ausgepresst werden wie Zitronen und deshalb, entschuldigen

*«Dort kannst du alles sehen und bekommen, durchgehend von Donnerstag bis Montag.»*

Sie das schiefe Sprachbild, am Abend nur noch allein ins Bett fallen können, am Neoliberalismus also? Ich bitte Sie, das ist die Schweiz mit ihrer Vierzig-Stunden-Woche (davon abgesehen sind viele, die ausgehen, Studentinnen oder RAV-Klienten sowieso). Oder an der Gentrifizierung und den damit verbundenen hohen Lokalmieten? Vielleicht, aber war's vor fünfzehn Jahren so anders? Am Fachkräftemangel? Denkbar, doch wie viele «Fachleute» braucht es hinter einer Bar/an der Türe? An den sozialen Medien und der damit einhergehenden Dysfunktionalität betreffend Kontakte IRL (*in real life*)? Hm,

dann sollte eigentlich auch am Wochenende keiner mehr ausgehen. Am *wokeism* – wie bleibt man straffrei oder politisch korrekt im Klub, wenn es eine schriftliche Zustimmung braucht, bevor man jemandem mitteilen darf, man finde sie/ihn anziehend? Vielleicht. Mit anderen Worten: Ich weiss es auch nicht. Gebe aber George Bernard Shaw, den Nobelpreisträger, wieder, der schrieb (mit zirka 75), die Jugend werde an die Jungen verschwendet.

Die erwähnte H.-R.-Giger-Ausstellung, übrigens, läuft noch bis 12. März, ich finde sie sehenswert.



## UNTEN DURCH Rauchmandeln und Nebenwirkungen

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno lebte mal eine Zeitlang in Phoenix, Arizona. Da war er noch jung. Das heisst, es muss irgendwann um 1870 herum gewesen sein. «Quatsch», sagte Bruno, «es war 1975!» «In letzter Zeit siehst du ehrlich gesagt hundert Jahre älter aus, als du bist», sagte ich. «Ja, weil ich diese Pillen nehmen muss!», sagte Bruno. Es sind Pillen gegen eine Herzerkrankung, und von denen nimmt er zu, weil sie den Stoffwechsel verlangsamen. Nun müsste man denken, dass ein praktisch zum Stillstand gekommener Stoffwechsel dazu führt, dass ein Mensch nicht mehr altert. Aber in diesen Pillen ist irgendeine widersprüchliche Chemie drin, die den Stoffwechsel stoppt und gleichzeitig die Alterung beschleunigt. Und als Nebenwirkung von all dem wird man fett. Es gibt bei diesen Pillen, die Bruno immer morgens und abends zusammen mit einem Magnesiumpräparat nimmt, praktisch keine erkennbaren positiven Nebenwirkungen – ausser, dass er noch nicht tot ist. Ohne die Pillen würde Bruno



vielleicht schon mit den Füßen voran vor dem Fernseher liegen. Andererseits liegt er ja eigentlich schon die ganze Zeit so da. Seit er die Pillen nimmt, bewegt er sich nicht mehr so gern, und deswegen hat er sich einen Miller-Chair mit Fussteil gekauft. Es ist praktisch ein Bett. Und in diesem *chair* liegt er jetzt schon mittags mit den Füßen zum Fernseher und isst Rauchmandeln. Der einzige Unterschied zwischen einem toten Bruno und einem, der dank den Pillen noch lebt, ist, dass Bruno im Liegen noch Rauchmandeln isst. Aber diese Mandeln sind natürlich auch ein zweischneidiges Schwert. Sie tragen nicht gerade zur Reduktion seines Körpergewichts bei. Andererseits entziehen die Pillen Brunos Körper halt eben gewisse Salze und Mineralien: Das verschweigt die Pharmaindustrie natürlich, um die Liste der Nebenwirkungen nicht ins Endlose anwachsen zu lassen. Wie auch immer: Ohne die salzigen Rauchmandeln würde Brunos Blutdruck zu stark sinken. «Ja, lach nur», sagte Bruno, «aber das ist so!» «Ich lache doch gar nicht», sagte ich, «ich beurteile doch keinen Menschen nach den Nebenwirkungen seiner Medikamente!»

Obwohl das eigentlich richtig wäre. Denn ich stelle fest, dass die Leute in meinem Bekanntenkreis sich charakterlich verändern, und zwar je nach Nebenwirkung ihrer Medikamente. Der eine war früher abenteuerlustig und sexuell aktiv, aber weil seine Medikamente die Osteoporose verstärken und die Libido mindern, hat er die Fallschirm- und Seitensprünge aufgegeben und sich eine Märklin-Eisenbahn gekauft. Er ist jetzt ein Langweiler. Ein anderer wiederum war früher ein ausgesprochener Langweiler und Langschläfer. Aber da seine Medikamente Schlafstörungen verursachen, fährt er stundenlang rastlos durch die nächtlichen Strassen der Stadt, schliesst Freundschaften mit Prostituierten und Obdachlosen und will neuerdings in die Ukraine, um dort zu kämpfen.

Wie auch immer. Ich wollte eigentlich nur sagen, dass Bruno jetzt dauernd von seinem Jahr in Phoenix, Arizona erzählt, als die einzigen Medikamente, die er zu sich nahm, Meskalin, LSD und Haschischkekse waren. Die hatten natürlich auch Nebenwirkungen, aber die Wirkung war so toll, dass man die Nebenwirkungen gern in Kauf nahm. «Ich wünschte, ich könnte das von meinen Herzpillen sagen», sagte Bruno in seinem Miller-Chair, mit den Füßen zum ... Ja, lacht nur! Ihr alle, die ihr jün-

ger als sechzig seid! Das Lachen wird euch noch vergehen, sobald ihr die Schwelle zum Medikamentenalter überschritten habt und erkennt, dass der Mensch ab diesem Punkt nur noch lebt, um seine Pillen zu schlucken. Ab da ist er nur noch ohnmächtiger Kunde der Nebenwirkungskonzerne und der Apothekerinnen, die sagen: «Sie dürfen aber mit diesem Medikament keinen Alkohol trinken! Und Bier ist auch Alkohol!»



## FRAUEN Jennifer Coolidge, Mutmacherin Julie Burchill

Madonna sieht sich als Opfer von *ageism*, weil man sich darüber mokiere, dass sie mithilfe von Liftings jung zu bleiben versuche. Dem möchte ich mit zwei Wörtern entgegen: «Jennifer» und «Coolidge». Die Schauspielerinnen sieht wie ein wandelndes Werbeplakat für kosmetische Chirurgie aus, doch macht man sich nicht über sie lustig, sondern bewundert sie: einerseits wegen ihres Talents, dank dem sie für ihre Rolle in der Serie «The White Lotus» mit einem Emmy, einem Golden Globe und dem Critics Choice Award ausgezeichnet wurde, andererseits deshalb, weil sie so richtig abgehoben hat in einem Alter, da die meisten Schauspielerinnen sich in ihre Memoiren und in Teleshoppingkanäle flüchten. Bei der letzten Preisverleihung sagte sie: «Ich möchte allen Leuten da draussen, die vielleicht die Hoffnung aufgegeben haben, sagen: Ich hoffe, das macht euch Mut. Es ist erst vorbei, wenn es vorbei ist. Es ist erst vorbei, wenn man stirbt.»

Dass die Wörter «Schauspielerin» und «Prostituierte» gleichbedeutend waren, ist lange her. Doch dass weibliche Filmstars für sexuelle Fantasien erhalten müssen, steht ausser Zweifel,

und wie in der Pornografie wirkt sich auch hier der Reiz des Neuen als besonders stimulierend auf das zahlende Publikum aus. Selbst die schönste Schauspielerin wird vom sexuellen Fliessband dahintransportiert und vorzeitig älter gemacht. Und es wird immer schlimmer: War 1967 in «The Graduate» Anne Bancroft als Mrs. Robinson nur sechs Jahre älter als Dustin Hoffmann, der einen College-Absolventen spielte, wurde im Jahr 2004 die 28-jährige Angelina Jolie als Mutter des 27-jährigen Colin Farrell besetzt.

Berühmt wurde Coolidge 1999 in «American Pie» als Frau, die achtzehnjährigen Whisky und Männer gleichen Alters mochte – und da sie damals 37 war, hielt man das für den Höhepunkt ihrer Karriere. Doch gelang es ihr, in einem Geschäft, in dem jugendliche Schönheit Trumpf ist, nicht nur zu überleben, sondern aufzublühen. Zu Beginn ihrer Karriere arbeitete sie als Kellnerin, wo sie so mies behandelt wurde, dass sie bei ihren ersten Auftritten als Stand-up-Komikerin einfach nur all das schreckliche Zeug zitierte, das man ihr gesagt hatte: «Ich brauchte nichts hinzuzufügen.» Damals hätte sie sich nie träumen lassen, dass sie in fortgeschrittenem Alter ihren grössten Erfolg haben würde. Dass sie dies so geniesst, trägt viel zu ihrer Ausstrahlung bei. Sie ist zu selbstsicher, um eitel zu sein, und sagte: «Mein Erfolg beruht darauf, dass ich Rollen annahm, die andere Schauspielerinnen nicht wollten.» Heute spielt sie Rollen, die alle anderen gern hätten. Sie hat es faustdick hinter den Ohren – Madonna könnte einiges von ihr lernen.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



«Den Rest müssen Sie selbst bezahlen...»



THIEL

## Rom

**Baerbock:** Als Senatorin steht mir von Amts wegen eine Sklavin zu. Mir wurde gesagt, Sie hätten glückliche Sklaven.

**Schwab:** Alle unsere Sklaven kommen aus gendergerechter Sklavenhaltung. Was suchen Sie denn?

**Baerbock:** Ich hätte gerne eine zierliche Style-Sklavin, die mich überall hinbegleitet, mich schminkt, frisiert, mir beim Ein- und Auskleiden hilft und zudem eine gute Gesprächspartnerin ist.

**Schwab:** Dann ist diese erfahrene Sklavin hier genau die Richtige für Sie.

**Baerbock:** Das ist ja ein Sklave!

**Schwab:** Bei uns dürfen alle Sklaven ihr Geschlecht selber wählen.

**Baerbock:** Tut mir leid, aber das ist nicht, was ich mir vorstelle.

**Schwab:** Laut dem Bundesgesetz für antirassistische Sklav\*inn\*enhaltung dürfen Sie eine\*n Sklav\*in nicht wegen ihres/seines Geschlechts ablehnen.

**Habeck:** Da hat er recht, Annalena, das Gesetz für antirassistische Sklav\*inn\*enhaltung haben wir erst letzte Woche im Senat verabschiedet.

**Scholz:** Arbeiten Ihre Sklaven denn auch klimaneutral?

**Schwab:** Alle Sklaven sind gemäss der Verordnung für biologische Sklav\*inn\*enhaltung geimpft, geboostert und CO<sub>2</sub>-kompensiert.

**Habeck:** Das begeistert mich jetzt! Wie können Sie Ihre Sklav\*inn\*en CO<sub>2</sub>-kompensieren?

**Schwab:** In unserer antirassistischen, gender-, klima- und Corona-zertifizierten Sklav\*inn\*enzucht müssen Sklav\*inn\*en, bevor sie versklavt werden dürfen, als Kinder an Aufforstungsprogrammen in ihren Herkunftsländern teilnehmen.

**Scholz:** Das sind wirklich tolle Sklaven!

**Schwab:** Ja, sie besitzen nichts, aber sind glücklich.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

# Après-Ski der anderen Art

In den Karpaten steht eine Touristenattraktion von wahrnehmungsverändernder Architektur.



Wie im Handstand: «Dom do góry nogami» im polnischen Zakopane.

Zakopane? Dem eingefleischten Wintersportler dürfte der Ort im Süden Polens, nahe der slowakischen Grenze, ein Begriff sein. Hier in den Karpaten, im polnischen Teil der Tatra, macht der Weltcup-Zirkus einmal im Jahr halt und richtet einen Skisprungwettbewerb aus. Auch der Schweizer Doppel-Doppel-Olympiasieger und das Beinahe-Harry-Potter-Double Simon Ammann sprang hier im schnittigen Dress schon zum Schanzenrekord – und zwar 140,5 Meter weit im Jahr 2010.

### Bloss zwei Euro

Neben der Wielka Krokiew, so heisst die berühmte Sprungschanze, den verschiedenen alpinen Skipisten, malerischen Wanderwegen, Gleitschirm-Flugrouten und dem Tatra-Nationalpark hat die höchstgelegene Stadt Polens noch mindestens eine weitere Attraktion zu bieten. Nämlich das «Dom do góry nogami», das «Haus auf dem Kopf», wie es frei übersetzt heisst.

Die Besonderheit an diesem schmucken Häuschen ist, dass es nicht nur von der äusseren Anmutung her verkehrt dasteht, die Be-

sucherinnen und Besucher fühlen sich auch im Innern so, als ob sie sich im Handstand durch die Welt bewegten. Tische, Stühle, Bett und Toilette stehen beziehungsweise hängen, am Boden befestigt, in der Luft. Es heisst, beim Betreten des Hauses fühle sich der eine oder andere Tourist – Zakopane zieht pro Jahr immerhin rund drei Millionen Gäste an – auch ohne *Schümli-Pflümli* schon beschwipst. Er geht ja sozusagen auf der Decke. Après-Ski der anderen Art. Und der Eintritt kostet bloss zwei Euro. Wem das noch zu wenig berauschend ist, der kann sich danach auf der autofreien Flaniermeile Krupówki im Stadtzentrum, wo sich sogar ein Riesenrad befindet, weitervergnügen.

### Er sprang noch weiter

Aus Zakopane, Winterhauptstadt Polens genannt, stammt übrigens auch der Olympiaheld Kamil Stoch. Seine sportlichen Höchstleistungen erbringt natürlich auch er im Skispringen. Im Jahr 2018 setzte Stoch sogar noch zu einem grösseren Satz an als Simon Ammann und verbesserte den Wielka-Krokiew-Schanzenrekord um einen Meter.

# Iouri Podladtchikov

Der Snowboard-Olympiasieger von 2014 beschäftigt sich vor allem mit Kunst – und er wird dieses Jahr voraussichtlich die Nachwuchsförderung des Schweizer Skiverbands unterstützen.

**Weltwoche:** Herr Podladtchikov, wie geht es Ihnen?

**Podladtchikov:** Mir geht es gut, danke.

**Weltwoche:** Sind Sie liiert?

**Podladtchikov:** Natürlich, immer.

**Weltwoche:** Möchten Sie einmal Kinder?

**Podladtchikov:** Möchte ich, ja.

**Weltwoche:** Was wollten Sie als Kind einmal werden?

**Podladtchikov:** Astronaut oder Anwalt.

**Weltwoche:** Sind Sie mit dem Spitzensport noch immer verbunden?

**Podladtchikov:** Ja, derzeit bin ich in Verhandlungen mit Swiss Ski, dieses Jahr als Experte im Nachwuchs mitzuhelfen.

**Weltwoche:** Geben Sie sich gerne mit Jugendlichen ab, was macht diese Arbeit aus?

**Podladtchikov:** Sie sind frech, und doch hören sie einem manchmal noch zu. Sie sind laut und haben meistens eine Meinung zu allem, das gefällt mir sehr.

**Weltwoche:** Was möchten Sie mit dem Nachwuchs vor allem erreichen?

**Podladtchikov:** Er soll mir hoffentlich ein Bein stellen und alles herausfordern, was es herauszufordern gibt.

*«Es ist wichtig, die wesentlichen Dinge immer so genau wie möglich im Auge zu behalten.»*

**Weltwoche:** Was ist das Wichtigste, um im Sport Erfolg zu haben?

**Podladtchikov:** Ich glaube, das ist schwierig zu definieren, aber es ist wichtig, die wesentlichen Dinge immer so genau wie möglich im Auge zu behalten.

**Weltwoche:** Womit beschäftigen Sie sich sonst noch?

**Podladtchikov:** Mit Kunst.

**Weltwoche:** Fotografieren Sie noch immer?

**Podladtchikov:** Ja, die Fotografie beschäftigt mich immer noch sehr.

**Weltwoche:** Gibt es wieder mal eine Ausstellung mit Ihren Bildern?

**Podladtchikov:** Sogar drei! Am Valentinstag gab es eine Zeichnung von mir zu sehen im «Hotel Tiger» in Zürich. Vom 18. Februar bis 27. Mai gibt es Bilder von mir in der Galerie Aarlo u Viggo in Buchillon zu sehen. Vom 9. März bis Ende April stelle ich Bilder und eine Skulptur im «Lighthouse» an der Zürcher Rämistrasse aus.

**Weltwoche:** Können Sie davon leben?

**Podladtchikov:** Es bleibt mir nichts anderes übrig.

**Weltwoche:** Wo haben Sie Ihre Olympiagoldmedaille von 2014 aufbewahrt?

**Podladtchikov:** In einer Kiste im Keller.

**Weltwoche:** Was sonst haben Sie für Erinnerungen an Ihren Olympiasieg?

**Podladtchikov:** Viele schöne und schwere Erinnerungen. Meine Eltern haben seitdem den 11. Februar offiziell als einem Festtag im Kalender definiert, somit kommen immer wieder neue schöne Momente dazu.

**Weltwoche:** Was meinen Sie mit schweren Erinnerungen?

**Podladtchikov:** Naja, es war nicht leicht damals. Ein Traum ging in Erfüllung, doch er brachte auch Schweres mit sich. Viele Menschen, die mir nahstanden, distanzieren sich ohne Kommentar.

**Weltwoche:** Was würden Sie rückblickend anders machen in Ihrem Leben?

**Podladtchikov:** Bessere Noten.

**Weltwoche:** Sie sind in Russland geboren, was bedeutet Ihnen der Schweizer Pass, den Sie 2007 erhielten?

**Podladtchikov:** Ich halte nichts von Patriotismus.

**Weltwoche:** Was sagen Sie zum Krieg in der Ukraine?

**Podladtchikov:** Eine Katastrophe.

**Weltwoche:** Zum Schluss haben Sie noch einen Wunsch offen ...

**Podladtchikov:** Nur Liebe.

*André Häfliger*



«Weltklasse!»: Sportler und Künstler Podladtchikov, 2014 und heute.

Iouri Podladtchikov, geboren am 13. September 1988 in Moskau gewann als Snowboarder für die Schweiz in der Halfpipe 2013 den Weltmeistertitel und 2014 in Sotschi Olympiagold. Er studiert derzeit Fine Arts an der Zürcher Hochschule der Künste.



## Perle im Hinterhof

Restaurant Casa Aurelio,  
Langstrasse 209, 8005 Zürich, Tel. 044 272 77 44.

Bewertet ein Immobilienhändler eine Liegenschaft, so hört man repetitiv den Dreiklang: «Lage, Lage, Lage.» Ganz anders verhält sich das mit guten Restaurants. Da sind wir bereit, lange Wege nach abgelegenen Orten in Kauf zu nehmen, wenn uns eine besondere kulinarische Köstlichkeit erwartet. Da wir derzeit etwas der spanischen Küche auf die Spur kommen wollen, haben wir uns wieder mal auf den Weg ins «Casa Aurelio» gemacht. Die Lage ist wahrlich etwas speziell, man muss von der Langstrasse – nicht unbedingt Zürichs beste Adresse – in einen Hinterhof einbiegen, und dann sieht alles wieder ganz anders aus: Ein netter junger Mann nimmt sich des Wagens an, und die Kellner, die uns im Innern in Empfang nehmen,



sprudeln nur so vor guter Laune. Und schliesslich kommen auch noch zwei mit Gitarre bewaffnete Sänger und verbreiten iberische Stimmung im äusserst gepflegten Lokal.

Lob aber verdienen natürlich primär auch die Köche: Kaum hatten wir uns gesetzt, standen schon *pan con tomate* und kleine Tortilla-Tranchen als Begleitung zum trockenen Sherry auf dem Tisch. Die Gambas al ajillo waren köstlich und auch die leicht mit Persillade bestäubten Calamares sehr gelungen.

Auf Fisch ist man hier seit eh und je spezialisiert: Die Seezunge gebraten war köstlich, und auch der Seeteufel gefiel uns gut. Ein Mistkratzerli wurde so gleichmässig gebräunt und saftig serviert, dass alle am Tisch kosten wollten. Aber den Vogel abgeschossen hat die Küche nicht mit dem knusprigen Hähnchen, sondern mit einem beachtlichen Stück Siedfleisch, das in der Konsistenz und im Geschmack hinreissend war und von einem ganzen Tablett voller Zutaten begleitet wurde: frisch geriebenem Meerrettich, Senffrüchten, Gurken, Preiselbeeren et cetera.

Eigentlich hätte ich mir das Kalbskotelett «Aurelio» vom Grill gönnen wollen, das auf der Homepage des Hauses so köstlich mit Butter übergossen wird ... Aber das kommt dann beim nächsten Besuch. Crème caramel und Eiskaffee beschlossen ein Essen wie aus dem Schlaraffenland.

## WEIN/PETER RÜEDI

### Der Gral des Rieslings

Schloss Johannisberg Riesling trocken  
Silberlack 2020. 13%. Peter Kuhn, Dielsdorf.  
Fr. 52.–. [www.peterkuhnweine.ch](http://www.peterkuhnweine.ch)  
Schloss Johannisberg Riesling trocken  
Gelblack 2021. 13%. Fr. 19.50 (ebenda)

Diesem Wein nähern wir uns mit einem mehrfachen Zoom: was seine Sorte, was seine geografische Lage, was seine Geschichte betrifft. Der Riesling ist eine der grossen Sorten der Welt, sozusagen Weltkulturerbe und deutsche National-(Öno-)Kultur zugleich. Riesling ist die weitaus wichtigste Sorte im Rheingau, und nicht von ungefähr steht in Geisenheim die renommierteste deutsche Forschungsanstalt für Weinbau (seit 2013 zur Hochschule befördert). Eben auf dem Gebiet der Gemeinde Geisenheim befindet sich Schloss Johannisberg. Mit fünfzig Hektaren südwärts im Rund abfallenden Rebbergen, seit Jahrhunderten ausschliesslich bepflanzt mit der Königsorte, ist es, mythologisch gesprochen, der Gral des Rieslings. Deutschland ist Riesling, Riesling ist Deutschland, eine seiner schönsten Hervorbringungen (trotz einiger



toller Leistungen anderswo, namentlich im Elsass). Und sein Epizentrum liegt am Rhein, im Rheingau, am Johannisberg. Auch Heinrich Heine, der Sänger der Loreley, dachte den Riesling mit, wenn er schrieb:

«Mon Dieu! Wenn ich doch so viel Glauben in mir hätte, dass ich Berge versetzen könnte – der Johannisberg wäre just derjenige Berg, den ich mir überall nachkommen liesse.» Die älteste Flasche in der Bibliotheca Subterranea, der Schatzkammer von Schloss Johannisberg, stammt von 1748. Im Jahr darauf wurde Goethe geboren, später in seinem Leben ein grosser Liebhaber des «Rheinweins»: «Gut, wenn ich wählen soll, so will ich Rheinwein haben./ Das Vaterland verleiht die allerbesten Gaben.»

Wählen wir, wengleich Schweizer, mit ihm den Rheinwein, das Grosse Gewächs

(GG) «Schloss Johannisberg Silberlack Riesling trocken» aus dem heissen Jahr 2020, das in diesem fabelhaften Wein keinerlei Fett (sprich: zu viel Alkohol, zu wenig vitale Säure) hinterlassen hat. Seit Fürst Klemens von Metternich, österreichischer Aussenminister, aber geborener Rheinländer, in der Folge des Wiener Kongresses in den Besitz von Schloss Johannisberg gelangt, die verschiedenen Qualitäten der Weine mit Siegelack unterschiedlicher Farbe kennzeichnen liess, signalisiert ein ganzes Spektrum bis heute Hierarchie (und Preisklasse) der Johannisberg-Weine: Silber eben dieses «Grosse Gewächs». Es bezaubert durch enorme Finesse, weissfruchtige Aromatik und mineralischen Biss, grosses mundfüllendes Vergnügen bei gleichzeitig schlank konzentriertem Fokus.

Allein, bereits Johannisbergs «Gelblack», sozusagen die Basisflasche auf der Hochebene, ist nicht weniger als eine Sensation – ein knochentrockener, intensiver, knisternd animierender Riesling, weit über seiner Affiche. Ein sogenannter Gutswein aus grosser Lage und damit zweifellos ein Champion in der Relation Preis/Genuss.

# Wohlfühlatmosphäre

«Takumi» heisst beim Mazda CX-60 die empfehlenswerte Ausstattungslinie, die schöner Fahren auf Japanisch verspricht.



Wenn es um die Gestaltung von Räumen geht, bin ich mittlerweile anspruchsvoller als noch – sagen wir – als 23-Jähriger. Eigentlich möchte ich nichts um mich haben, das nicht von Qualität ist, was Design und Materialbeschaffenheit angeht. Jedes Mal, wenn ich morgens den Hebel meiner Espresso-Maschine von La Marzocco umlege, um einen Kaffee zuzubereiten, freuen mich allein schon die zuverlässige, stabile Ausstrahlung dieses Hebels und das leise, nachdrückliche Geräusch der Rotationspumpe.

Im Auto verbringe ich allerdings noch mehr Zeit als an meiner Espresso-Maschine, deshalb spielt es eine Rolle, wie der Innenraum eines Fahrzeuges gestaltet ist. Gerade in der Mittelklasse ist das eine anspruchsvolle Aufgabe. Beim neuen Mazda CX-60 können Ästheten deshalb die Ausstattungslinie Takumi bestellen, wo japanische Handwerkskunst und solide Automobiltechnik stilvoll vereint werden.

Mein Testwagen war mit weichem, hellem Nappaleder ausgestattet, Holz-Intarsien sowie ein Stoffüberzug unter dem Armaturenräger mit Rändern, die in einer fast schon spektakulären Häkeltechnik ausgeführt waren, gehörten zu den Merkmalen eines optisch und haptisch gleichermaßen angenehm gestalteten Interieurs. Den Mazda-Designern ist es gelungen, eine Wohlfühlatmosphäre zu schaffen, die «schöner Wohnen» in ein praktisches Alltagsfahrzeug der Mittelklasse integriert.

Das Topmodell des neuen CX-60 ist ein stattliches SUV mit riesigem Kühlergrill und dem sogenannten e-Skyactiv-Antrieb. Dabei wird

ein 4-Zylinder-Benzinmotor mit einem elektrischen Synchronmotor, einer Lithium-Ionen-Batterie mit 17,8 kWh Kapazität sowie einem Allradsystem kombiniert. Die Kraft aus den beiden Quellen wird über ein 8-Gang-Automatikgetriebe sortiert. An der Haushaltssteckdose lässt sich die Batterie über Nacht problemlos aufladen, die Kapazität des Elektroantriebs reicht dann theoretisch für 63 Kilometer, was natürlich stark abhängig ist von der Aussen-temperatur oder der Fahrweise.

Die Plug-in-Hybrid-Technik ist sinnvoll, wenn das Auto für Pendlerstrecken von rund 30 bis 50 Kilometern genutzt wird und wenn die Batterie regelmässig aufgeladen wird. Immerhin ist allein der Stromspeicher 176 Kilogramm schwer. Ist er leer, muss viel zusätzliche Masse bewegt werden. Das Leergewicht des CX-60 mit Plug-in-Antrieb beträgt – je nach Ausstattung – bis zu 2146 Kilogramm.

Insgesamt ist der Mazda CX-60 nicht nur ein innen und aussen ansprechend gestaltetes Auto, sondern auch ein angenehmes, geräumiges und familientaugliches Fahrzeug. Auf der Autobahn fährt das japanische SUV souverän, die Liste der Assistenzsysteme ist lang und ergänzt die Wohlfühlatmosphäre sozusagen auf technischer Ebene.

**Mazda CX-60 e-Skyactiv PHEV 327 AWD Takumi**  
 Motor/Antrieb: 4-Zylinder-Benziner, Elektromotor, Allradantrieb, 8-Gang-Automatik; Hubraum: 2488 ccm; Systemleistung: 327 PS / 241 kW; max. Drehmoment: 500 Nm / 4000 U/min; Lithium-Ionen-Batterie: 17,8 kWh; Verbrauch (WLTP): 4 l/100km; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,8 sec; Höchstgeschwindigkeit: 200 km/h; Preis: Fr. 67 850.–, Testwagen: Fr. 74 898.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Jumbos Abschied

**Boeing 747**  
 Zwischen 234 und 308 Millionen Dollar

Der letzte Grosse bleibt in heimischem Besitz. Vor wenigen Tagen lieferte der amerikanische Industrieriese Boeing seinen 1573. Jumbo-Jet ans New Yorker Charterunternehmen Atlas Air Worldwide aus. Weitere Maschinen vom legendären Doppelstöcker 747 werden keine mehr gebaut. Der erste hob am 9. Februar 1969 zu seinem Jungfernflug ab und blieb bis zur Einführung des Airbus A 380 im Jahr 2005 das grösste Passagierflugzeug der Welt. Je nach Typ flog der Jumbo bis zu 660 Menschen durch die Welt. Einmal sogar fast doppelt so viele: 1991, während der Operation Salomon, brachte El Al 1135 äthiopische Juden von Addis Abeba nach Israel. Das heisst, ganz genau waren es 1137 Personen, denn auf dem Flug gab es zwei Geburten.

Mit ihrer Grösse ebnete die Boeing 747 den Weg für den Massentourismus. Das Reisen mit dem Flugzeug verlor die Exklusivität, weil ein Jumbo-Ticket nun für fast jedermann erschwinglich war. Zum Vergleich: Im Langstrecken-Vorgänger bei der Swissair, dem Douglas DC-8-62, fanden bloss um die 150 Passagiere Platz. Die Schweizer Airline hatte zwischen 1971 und der Ausmusterung im Jahr 2000 sieben Boeing 747 im Einsatz. Manchmal servierte sie an Bord sogar Raclette.

Der letzte Jumbo wird noch lange in der Luft bleiben. Atlas Air wird ihn zum Beispiel in den nächsten zwei Jahren dem Transportunternehmen Kühne + Nagel als Frachtflugzeug zur Verfügung stellen.

*Benjamin Bögli*



*Vergnügt:* Peter Stulz, Patrick Borer, Ermando Imondi, SVP-Landrat Baselland.



*Im Gespräch:* Dominik Infanger, Regine Schoeller, Ehemann Franco Tettamanti.



*Berauschend:* Bergsteiger Rageth in Aktion ...



... und nach dem Referat mit seiner Frau Claudia.



*«Grosses wagen»:* Referent Jann Rageth, Maria Walliser und Guido Anesini.

## BEI DEN LEUTEN

# Everest im Bündnerland

Mit seinem Vortrag zog Mount-Everest-Besteiger Jann Rageth im Schulhaussaal von Savognin 400 Gäste in seinen Bann.

*André Häfliger*

Zuerst gab es einen herzlichen Empfang im «Center da Sanadad». Die Leiterin des Gesundheitszentrums, **Christine Demarmels**: «Wir sind ein kleines Haus mit grossem Herz.» Chefarzt **René Zellweger** kündigte an: «Das ist ein ganz spezieller Abend mit vielen Emotionen und fantastischen Bildern.» Graubündens Regierungspräsident **Peter Peyer**: «Wir haben herrliche Berge. Und wir haben vor allen Bergen der Welt grössten Respekt.»

Ex-Skistar **Maria Walliser** (dreimal Weltmeisterin) war mit ihrem Ehemann **Guido Anesini** unter den Gästen. Die beiden teilen den Respekt und die Liebe zu den Bergen. Guido Anesini: «Der Mount Everest ist 8848 Meter hoch. Im Oberengadin gibt es den 2959 hohen Piz Lagalb. Fährt man mit der Bahn von Pontresina aus elfmal hoch und läuft dann noch viermal auf den Piz, hat man die Everest-Höhe erreicht. Und ist Mitglied des «Clubs 8848» und hat unten das Recht auf einen reservierten Parkplatz.»

«Es gibt Träume, die es wert sind, etwas Grosses zu wagen.» Unter dieses Motto stellte der Bündner Bergsteiger **Jann Rageth** sein

Referat. Seine Everest-Besteigung fand vor drei Jahren statt. In nur dreissig Tagen und mit 300 Artikeln im mitgeführten Material – pro Person! Start und Ziel war Nepals Hauptstadt Kathmandu, 1400 Meter über Meer. Begleitet wurde Rageth von vier weiteren Bergsteigern, einigen Helfern sowie vom österreichischen Expeditionsleiter **Lukas Furtenbach**. «Der Moment auf dem Gipfel dauert nur Minuten. Das Gefühl dauert ein Leben lang», sagte Rageth. Und weiter: «Auf der Spitze der Erde zu stehen, ist mit grossen Emotionen verbunden. Was für ein Glück. Ich bin sehr dankbar!»

Die Gäste waren tief beeindruckt. **Ermando Imondi**, SVP-Landrat, Baselland: «Was für ein einzigartiges Erlebnis! Ich bewundere alle, die so etwas wagen.» FDP-Nationalrätin **Anna Giacometti**: «Die Erlebnisse von Jann Rageth und seinem Team sind ausserordentlich. Es sind Eindrücke und Bilder, die man nicht so schnell wieder vergisst.» Rührend: Der zehnjährige Gilles Schreiber bekam von Rageth einen Mini-Everest-Stein: «Dieser kleine Stein ist jetzt mein Glücksbringer, danke!»



**Gäste:** Ludwig T. Heuss (Spital Zollikerberg), Spitalleiterin Christine Demarmels.



**«Grösster Respekt»:** Graubündens Regierungspräsident Peter Peyer, Katrin Zellweger, Spital-Verwaltungsrat Guido Luzio (r.).



**In Stimmung:** Michael R. Friedrich, Anna Giacometti, René Melliger.



**Aus Frankfurt angereist:** Liba und Nico Gormsen, Unternehmer-Ehepaar.



**Küchenchef Daniel Reck, Dr. René Zellweger, Patrick Andenmatten, Küchenchef-Stellvertreter.**



**Bild vom Gipfel:** Lukas Furtenbach und Philip Flämig auf dem Mount Everest.



**Im Glück:** Gilles Schreiber bekam von Jann Rabeth einen Mini-Everest-Stein.

# Ende des Hipsters



Der Bart ist weg – das war auch schon vor hundert Jahren so.

Der Hipster brachte den Archetyp des grossstädtischen Bewohners der 2010er Jahre auf den Begriff: singulärer Konsumgeschmack, Hegemonialanspruch über die Coolness, Erkennungsmerkmale wie Flanellhemd, *man bun* und Vollbart. Er war mehr soziologische Schablone denn veritables Lebenskonzept; niemand fühlte sich den Hipstern zugehörig, schon gar nicht die Bohème, die mit Laptop im

Berliner Strassencafé Federkohlchips genoss. Der Hipster war eine postmoderne Karikatur, ein Amalgam angestrebter Geschmacks-pseudoaristokratie, die der Gentrifizierung in den Städten Vorschub leistete, welche just jene kritisierten, denen man Hipster-Zugehörigkeit unterschieben konnte. Erstaunlich ist die Parallele zu den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts: Mit dem Bauhaus, der

Gestaltungsrichtung, die dem Prinzip «Form follows function» folgte, verschwand mit der Schmuck- und Ornamentverweigerung auch der Bart. Die Bohème der Zeit, die Intellektuellen des «Wiener Kreises», verzichtete verbürgerterweise fortan auf Gesichtshaare.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

## FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

*Liebe Dania, ich habe seit einiger Zeit ein Sextoy, das mich schnell zum Orgasmus bringt, beim Sex mit meinem Freund komme ich aber fast nicht mehr. Was raten Sie mir?*

L.S., Romanshorn

Sextoys sind ein Segen für viele Frauen. Mit ihnen werden die Vibrationsnerven so sehr gereizt, dass frau quasi gezwungen wird, die Erregung zu spüren. Das klingt etwas unsexy, ist aber für viele Frauen die Realität. Und genau das ist das Tolle an Sextoys und Vibratoren. Sie verschaffen einfach Befriedigung: schnell und zuverlässig.

Den Nachteil, den Sextoys haben, beschreiben Sie mit Ihrer Frage. Nutzen Sie einen Vibrator, wird die Erregung sehr einseitig aufgebaut. Es werden die Körperstellen stimuliert, die Sie in ihre Art der Befriedigung einbeziehen, und andere bleiben aussen vor. Die Areale, die im Gehirn



für die Erregung zuständig sind, gewöhnen sich daran, immer auf denselben Reiz zu reagieren. Das klappt bei vielen Frauen auch prompt. Sie kommen in kurzer Zeit von null auf hundert, aber eben nur alleine. Das liegt daran, dass Sex mit dem Partner eine ganz andere Nummer ist. Beim Geschlechtsverkehr wird vorwiegend der innere Teil der Vagina stimuliert. Befriedigen Sie sich mit einem Sextoy, findet die Erregung meist nur äusserlich statt und ihre

Vagina wird dabei nicht einbezogen. So wird sie schlicht nicht trainiert und ihre Nervenenden dürfen erst wieder lernen zu spüren.

Empfindungen in der Vagina sind vergleichbar mit eher leisen Tönen. Hier gilt es auf feinere Schwingungen zu hören, und die Erregung baut sich langsam auf. Es braucht Geduld, diese leisen Töne auch beziehungsweise erstmals wahrzunehmen. Aber es ist etwas, das Sie lernen können. In meinem Buch «Keep it coming – Guter Sex ist Übungssache» beschreibe ich Schritt für Schritt, wie das geht.

Übrigens ist es auch möglich, Sextoys in der Partnerschaft zu nutzen. Sie lassen sich wunderbar in das gemeinsame Liebesspiel einbinden, wenn beide Partner darauf Lust haben.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.





## VIP-Angebot: Kreuzfahrt mit Hurtigruten Schönste Seereise der Welt

Die legendäre Postschiffroute feiert 2023 ihren 130. Geburtstag. Feiern Sie mit Hurtigruten auf dieser 12-tägigen Seereise! Bequem und entspannt reisen Sie an Bord eines Hurtigruten Schiffes 2500 Seemeilen (4630 Kilometer) weit entlang überwältigend schöner Fjorde. Mit Sicherheit gibt es keine stilvollere Art, die Magie und die Seele des hohen Nordens zu ergründen.

Auf der unvergleichlichen Seereise, vom Reiseleiter «Lonely Planet» als die «schönste Seereise der Welt» bezeichnet, laufen Sie 34 Häfen jeweils zweimal an: einmal auf der Fahrt in Richtung Norden und ein zweites Mal in Richtung Süden. Häfen, die Sie zuerst bei Tag gesehen haben, laufen Sie auf dem Rückweg bei Nacht an und umgekehrt. Die Hälfte der Strecke verbringen Sie in arktischen Breitengraden.

Die Landschaft ist zu jeder Jahreszeit atemberaubend. Sie besuchen faszinierende Orte und kleine Küstendörfer und tauchen ein in das authentische Leben der Norweger. Jeden Tag erleben Sie beeindruckende Landschaften und unvergessliche Naturschauspiele. Im Sommer erwarten Sie 24 Stunden Tageslicht mit der Mitternachtssonne, und im Winter gilt das Hurtigruten Nordlicht-Versprechen: Sollten keine Polarlichter auftreten, reisen Sie erneut – auf Kosten von Hurtigruten!

Das Abenteuer beginnt in Bergen, der zweitgrößten Stadt Norwegens und Tor zu den

Fjorden. Noch am gleichen Tag legen Sie in Ålesund an, das berühmt ist für seine wunderschöne Jugendstil-Architektur. Von hier aus nehmen Sie Kurs auf den beeindruckenden Geirangerfjord, der zum Unesco-Weltnaturerbe gehört. Nächste grössere Station ist das im Jahr 997 vom Wikingerkönig Olav I. Tryggvason gegründete Trondheim.

Im weiteren Verlauf überqueren Sie den nördlichen Polarkreis und erreichen Ørnes in der Nähe des zweitgrößten norwegischen Gletschers, des Svartisen. Weiter geht es zum Lofoten-Archipel in Richtung Vestfjord. Ein unvergleichliches Naturspektakel ist, wenn Lofotveggen – die sogenannte Lofotenwand – am Horizont auftaucht, ein tausend Meter hohes Bergmassiv aus Granit und Vulkanstein.

Harstad, Finnsnes, Tromsø und Hammerfest sind nur einige der weiteren Stationen. Und in Kirkenes ist der Punkt, wo das Schiff die Fahrtrichtung wechselt und Kurs zurück in Richtung Süden aufnimmt.

### Exklusives Leserangebot:

#### Kreuzfahrt mit der Reederei Hurtigruten

##### Zeitraum:

1. Januar 2023 bis 31. März 2024

##### Leistungen:

- Seereise «Bergen–Kirkenes–Bergen–die klassische Postschiff-Route» (12 Tage) mit dem original Postschiff
- Vollpension an Bord aus Norway's Coastal Kitchen
- 34 Häfen und über 100 Fjorde
- Tischwasser zu den Mahlzeiten
- Aktivitäten an Bord und an Land, deutschsprachige Reiseleitung
- Gäste-Lounge in Bergen

##### Spezialkonditionen für Weltwoche-Abonnenten:

- kostenloses Upgrade in die nächsthöhere Kabinenkategorie
- 5 Prozent Rabatt auf Suiten (Select- und Platinum-Tarif)

##### Bedingungen:

Das Angebot ist gültig für Neubuchungen bis 15.03.2023 im Select-Tarif der Kabinenkategorien «Polar Innen», «Polar Aussen» und «Superior» (kostenloses Upgrade auf Suite ist ausgeschlossen). Das Spezialangebot gilt ebenfalls für die 11-tägige Entdeckungsreise, die 7-tägige nordgehende und die 6-tägige südgehende Reise.

##### Preise:

12 Tage: ab Fr. 2170.–  
Einzelkabinen auf Anfrage

##### Buchung:

Telefon 0800 561 437 oder E-Mail  
ch.info@hurtigruten.com. Stichwort:  
«Weltwoche Leserreise».

##### Veranstalter:

Hurtigruten Ltd, 5 Merchant Square,  
London W2 1AY  
hurtigruten.ch/postschiff

# Moo Malika, Sängerin

Die 28-Jährige würde gerne den Mindestlohn in der Schweiz anheben; sie träumt von einem kinderreichen Leben, Drogen nimmt sie keine mehr.

**Weltwoche:** Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

**Moo Malika:** Der geflüchtete Mensch, welcher dem Tod ins Auge geblickt hat und hier dann noch angefeindet wird.

**Weltwoche:** Wen haben Sie schon einmal um ein Autogramm gebeten?

**Moo Malika:** Viel zu viele, da ich früher gesammelt habe. Von Chris von Rohr bis Hans Riegel, dem Gründer von Haribo, war alles dabei.

**Weltwoche:** Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

**Moo Malika:** Wahrscheinlich, dass man auch allein via Samenspende Mama werden kann.

**Weltwoche:** Wie viel verdienen Sie?

**Moo Malika:** Diese Frage kann ich leider nicht genau beantworten, da es in der Musik stark variiert. Auf jeden Fall weniger als Magdalena Martullo-Blocher.

**Weltwoche:** Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

**Moo Malika:** Ob Mann, ob Frau oder nonbinär: Ich liebe es, wenn Menschen ihre Familie ehren, zuverlässig sind und ein grosses Herz haben.

**Weltwoche:** Wovor fürchten Sie sich?

**Moo Malika:** Vor der Polizei, die mir mitteilt, dass etwas sehr Schlimmes passiert ist.

**Weltwoche:** Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

**Moo Malika:** Vor zwei Wochen, weil eine junge Mutter von zwei Kleinkindern ihren Mann bei einem Autounfall verloren hat.

**Weltwoche:** Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

**Moo Malika:** Anna Rosenwasser.

**Weltwoche:** Glauben Sie an Gott?

**Moo Malika:** Ich glaube, dass eine höhere Macht existiert, die von vielen Menschen verschieden genannt wird.

**Weltwoche:** Welche Partei wählen Sie?

**Moo Malika:** Meistens SP oder Grüne.

**Weltwoche:** Mit wem hatten Sie das erste Mal Sex?

**Moo Malika:** Mit meinem damaligen Freund.

**Weltwoche:** Welches Lied können Sie immer wieder hören?

**Moo Malika:** «Shape of My Heart» von den Backstreet Boys.

**Weltwoche:** Wovon träumen Sie am meisten?



«Grosses Herz»: Musikerin Moo Malika.

**Moo Malika:** Von einem glücklichen, kinderreichen Leben voller Liebe.

**Weltwoche:** Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

**Moo Malika:** Dass ich keine Flügel habe.

**Weltwoche:** Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Winterabend verbringen?

**Moo Malika:** Mit Martin Rütter, damit wir gemeinsam über Hunde fachsimpeln können.

**Weltwoche:** Nehmen Sie Drogen?

**Moo Malika:** Nein, nicht mehr.

**Weltwoche:** Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

**Moo Malika:** Ich wünschte, ich könnte sagen Harry Potter, aber an manchen Tagen trifft es Garfield wohl eher.

**Weltwoche:** Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

**Moo Malika:** Meine Mutter hat mir mal gesagt: «Deine einzige Aufgabe im Leben ist es, glücklich zu sein.» Das nehme ich mir zu Herzen.

**Weltwoche:** Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

**Moo Malika:** Nein, ausser er wurde im Vorfeld gemeinsam besprochen.

**Weltwoche:** Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

**Moo Malika:** Weil ich mir nicht genug Mühe gebe. Es sind immerhin bereits einige vegane Tage pro Monat.

**Weltwoche:** Was passiert, wenn wir sterben?

**Moo Malika:** Wir werden abgeholt, fühlen uns unglaublich glücklich und erinnern uns wieder daran, was wir auf der Erde für eine Aufgabe hatten. Dann dürfen wir unsere Reise fortsetzen und weiterziehen.

**Weltwoche:** Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

**Moo Malika:** Ich würde den schweizerischen Mindestlohn anständig anheben.

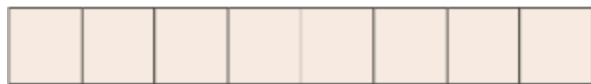
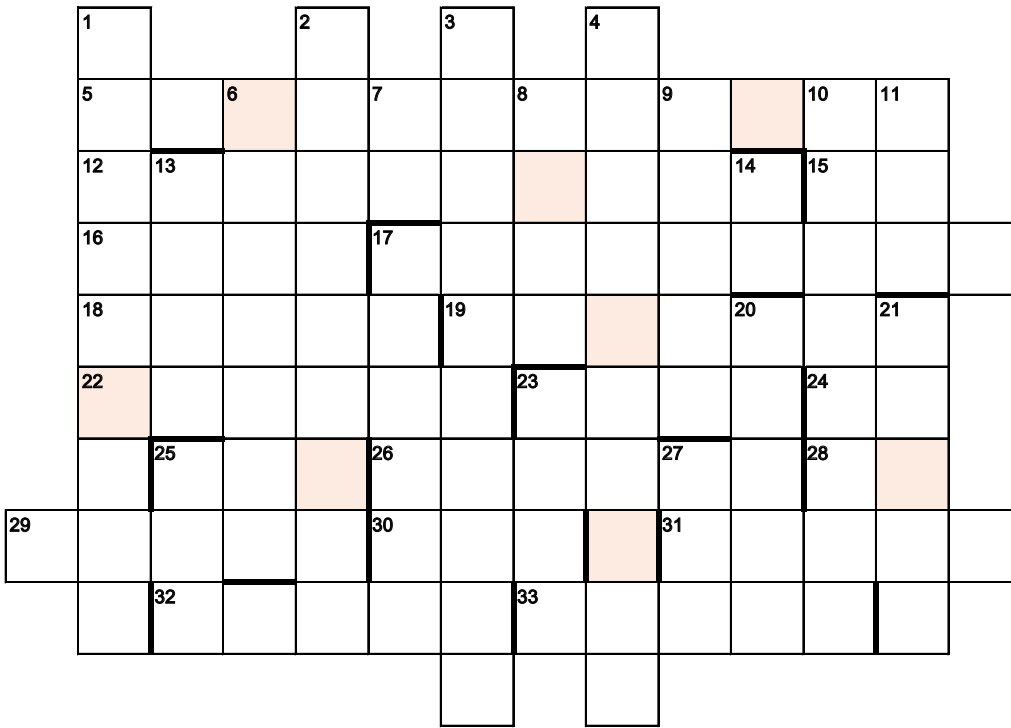
**Weltwoche:** Wer hat Sie am meisten geprägt?

**Moo Malika:** Meine Familie. Wir hatten eine sehr harte Zeit zusammen, durften jedoch gestärkt daraus hervorgehen.

**Weltwoche:** Wann sind Sie am glücklichsten?

**Moo Malika:** Wenn mich meine Neffen mit ihren Ärmchen umschlingen und mir sagen, dass sie mich lieben.

Am 10. März erscheint Moo Malikas neue Berndeutsch-EP «Du fäusch».



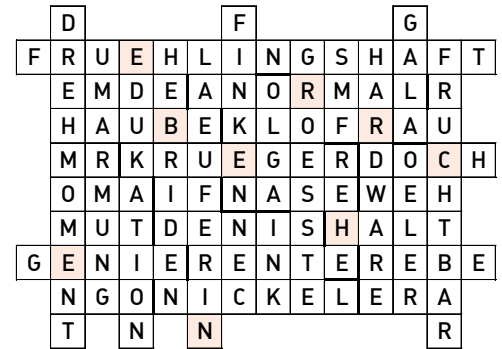
**Lösungswort** — Eigenschaft von Biberhabitaten?  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 5 üblicher Zustand von Tierheim-Tieren? 12 8-CHF-Zimmer? 15 enthält z. B. junge ...derenten 16 ihn zu füllen, war schon billiger 17 wie z. B. Herd, Handarbeitskurs und Putzfimmel sind 18 mehrfaches Pleitegehen? 19 durchlässig und mit dabei, wenn mein Freund isst und ich trinke 22 einst beliebte Handelsware 23 Pounds oder Dollars in materieller Form 24 wird von Kampfsportlern getragen oder trägt Kampfanzüge 25 kommt in Palmöl vor 26 fehlt T-Vögeln und B-Tischen 28 Top-Level-Domain ... Sewansee 29 manchmal zuckerhaltig, manchmal Karieshemmend 30 gibt es in der Schweiz jetzt für alle 31 werden für üble Träume verantwortlich gemacht oder mit Bildern gefüllt 32 haben wir im Idealfall alle beisammen 33 auf der Filmleinwand als Bridget bekannte Wiedergeborene

**Senkrecht** — 1 das Gegenteil von abschleppen? 2 Bezeichnungen für Schiffsebenen? 3 kann man mit Kindern, zum Leidwesen vieler Eltern, nicht machen 4 Variationen aufrechter Körperhaltungen? 6 wirkt anfangs holländisch, stammt aber ursprünglich aus Mittelamerika 7 platzsparendes Reihenhaus 8 Insulaner in Skirennkleidung 9 liegt am Mittelmeer und in Paschtunistan 10 bei Hagel völlig durcheinander 11 einer allein macht noch kein Tourette-Syndrom 13 unschöne Art des Besitzerwechsels 14 gekürzte Auszeichnungssprache 17 was Physiker tun und Priester halten 20 liegt in Südamerika und steht in hiesigen Dörfern 21 versteckt sich in Ressentiments 23 diese Sängerin ist den Franzosen lieb und teuer 25 geköpfter Hals 27 auf Verpackungen oder in Jeans zu finden

© Daniela Feurer – Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 805**



**Waagrecht** — 4 FRUEHLINGSHAFT 13 EM-DE 14 ANORMAL (a normal = engl. f. ein normaler) 16 HAUBE 17 KLO(ster)FRAU 18 MR (Magister/Mister) 19 Mike KRUEGE(R) («Der Nippel») 21 Ductus choleDOCHus 23 OMA 24 IF (engl. f. falls) 25 NASE (Karpfenfisch) 26 WEH 27 MUT 28 BoDENISolierungen (Form v. Dionysios) 31 HALT 32 GENIE (Anagramm) 33 RENTE 34 REBE (rückwärts: Eber) 35 KoNGO (Non-governmental organization) 36 NICKEL 37 ERA (ital. f. Ära)

**Senkrecht** — 1 DREHMOMENT 2 FINKEN 3 GALA 5 UMARMUNG 6 EDUKATION 7 HEBRIDEN 8 LAEUFERIN 9 GROESSTE 10 SMF (Verein Schweizerischer Militärhundeführer) 11 HARDWARE 12 FRUCHTBAR 15 OLGA 20 REHE 22 OELER 29 NECKarnähe 30 (E)INKünften (engl. f. Tinte)

**Lösungswort** — **ERBRECHEN**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

# Grossartiger Geschmack. Weniger Zucker.



Wir wissen, dass zu viel Zucker für niemanden gut ist. Deshalb stehen Zuckerreduktion und Investitionen in Innovationen im Mittelpunkt unseres Handelns. Wir bieten eine Auswahl und wollen so den Menschen ermöglichen, ihren Zuckerkonsum zu reduzieren, während sie weiterhin Getränke mit grossartigem Geschmack geniessen können.

Wir reduzieren den Zuckergehalt in unseren Rezepten, entwickeln neue zuckerreduzierte und zuckerfreie Getränke und bieten kleinere Verpackungen an. Darüber hinaus fördern wir durch unser Marketing und unsere Kommunikation besonders zuckerreduzierte und zuckerfreie Getränke.

Heute sind 60% unserer in der Schweiz verkauften Produkte kalorienfrei, kalorienarm oder kalorienreduziert.

*Coca-Cola*  
in Europe

Gemeinsam mit unseren Branchenkolleg:innen vom Verband Schweizerischer Mineralquellen und Soft-Drink-Produzenten SMS haben wir den durchschnittlichen Zuckergehalt in unseren Getränken um 15% (2005–2020) reduziert.

© 2023 The Coca-Cola Company. Verantwortlicher Herausgeber Coca-Cola Services SA/NV, Chaussée de Mons 1424, 1070 Brüssel.